NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR
UND KRITIK

Vol. 4
1956
No 1-6

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF
IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION
GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT: ACHIM ROSCHER

INHALT

Gruß an den IV. Deutschen Schriftstellerkongreß	*Eduard Claudius*	3
Unsere Meinung	*Die Redaktion*	6
GLÜCKWUNSCH FÜR WILHELM PIECK		
Die Primaner	*Herbert Burgmüller*	14
Fünf Bilder	*Max Schroeder*	15
Mensch unter Menschen	*Michael Tschesno-Hell*	18
Neujahr	*Günther Deicke*	19
Der Wundertäter	*Erwin Strittmatter*	20
Zum Sprachstil Erwin Strittmatters	*Günter Ebert*	52
Bericht aus Malaya	*Peter Huchel*	65
Das Eiserne Kreuz	*Heiner Müller*	75
Friedland	*Franz Fühmann*	77
Daß diese Steine Brot werden	*Rüdiger Syberberg*	79
Lyrik des Expressionismus	*Ernst Schumacher*	89
Über den Umgang mit Knigge	*Paul Reimann*	103
SCHRIFTSTELLERPARLAMENTE		
Deutschland ist nicht Hitler	*Jan Petersen*	111
Der Mann mit der schwarzen Brille	*Hugo Huppert*	113
LITERATURDISKUSSION ZUM IV. DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERKONGRESS		
Popularität oder Volkstümlichkeit?	*Christa Wolf*	115
Die Spießerfigur im Roman	*Marianne Bruns*	124
Weshalb keine Literatur über den Krieg?	*Ludwig Renn*	126
Nochmals: Das neue Bild unserer Klassik	*Alexander Abusch*	129

NEUE BÜCHER

Heinz H. Schmidt: „Sprödes Roheisen", S. 135; *Günther Deicke:* Die Poesie und das Leben, S. 140; *Wolfgang Jobo:* Rebellion und Nächstenliebe, S. 143; *Kurt Böttcher:* Lehmann und die Lehrerliteratur, S. 147; *G. D.:* Ehrung eines Literaturhistorikers, S. 148.

UMSCHAU:

Walter Kaufman: Literaturbrief aus Australien, S. 149; *Erwin Reiche:* Herbert Eulenberg, S. 154; *Harald Hauser:* Die Transparentitis, S. 158; *Götz Gode:* Verse zur Literaturdiskussion, S. 161; *Peter Lux:* Eine „Bankrott erlittene" Übersetzung, S. 162; ferner: „Kleine Chronik", „O diese Sprache!", „Schwarz eingerahmt" u. a.

GRUSS AN DEN IV. DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERKONGRESS

Unser Kongreß findet in einer besonderen Situation statt, gewinnt aber seine Bedeutung nicht nur dadurch. Zwei Staaten bestehen in Deutschland, und daß sie auf verschiedenen gesellschaftlichen Fundamenten ruhen, wird seine Auswirkungen auch in der deutschen Literatur haben. Stärker noch als bisher muß aber gerade darum das Gemeinsame der deutschen Literatur betont, und trotz aller Verschiedenartigkeit der Themen muß die gleiche Aufgabe – die realistische Auseinandersetzung mit der Zeit – in den Mittelpunkt unserer Bemühungen gerückt werden.

Unser Weg in der Republik ist klar. Er muß ohne Schwanken und Zögern gegangen werden. Das Neue, das bei uns heranwächst, muß künstlerisch gestaltet werden – so helfen wir zugleich diesem Neuen, sich auch in der Wirklichkeit schneller zu gestalten. Unsere Republik erstreckt sich nicht nur bis an die Elbe. In den Herzen nicht weniger Menschen in Westdeutschland ist sie lebendig; mehr Herzen, mehr Hände müssen wir für unsere Republik gewinnen.

Das bestimmt die Aufgabe und den Inhalt unserer Literatur. Erben einer guten und freiheitlichen Entwicklung, sind wir berufen, weiterzubauen, nicht zu verschleudern, was uns in die Hände gegeben wurde. Würdig müssen wir uns zeigen des Nievergehenden in unserer Literatur.

Zwischen dem III. und dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß ist unsere Literatur durch eine Reihe guter neuer Bücher bereichert worden. In allen unseren bisherigen Diskussionen waren wir bemüht, Klarheit zu gewinnen über das Geschaffene, über das noch zu Schaffende, über unsere Erfolge und auch über unsere Fehlschläge. Neue Themen aus Gegenwart und Vergangenheit – alle haben gleiche Bedeutung und Berechtigung – prägen die neuen Bücher. Erfolge müssen uns helfen, sicherer zu werden, Fehlschläge dazu beitragen, daß wir uns Rechenschaft über ihre Ursachen geben. Und wir dürfen auch die Unzulänglichkeiten mancher Bemühungen, für die wir alle verantwortlich sind, nicht verschweigen.

Von besonderer Bedeutung wird die Diskussion über die Stellung des Schriftstellers zur Gesellschaft, zu unserem Staat sein. Welches ist die Macht des Schriftstellers, welches seine Verantwortung? Welchen Charakter muß seine Beziehung zur Umwelt haben, damit seine Arbeit fruchtbar wird? Vom neuen Typ des Schriftstellers wird zu sprechen sein; die Wesenszüge, die ihn vom Schriftsteller der alten bürgerlichen Gesellschaft scharf unterscheiden, müssen sichtbar gemacht werden. Es wird darüber zu sprechen sein, *wie* der Schriftsteller seine Aufgaben erfüllen kann – handwerkliche Mittel, Mittel der Sprache, Mittel der Komposition – und welche Hilfe uns unser literarisches Erbe bei der Lösung dieser Aufgaben geben kann.

In den letzten Jahren sind eine Anzahl neuer, starker Begabungen herangewachsen, zumeist aus der Arbeiterklasse und aus der Bauernschaft. Wir dürfen wohl sagen, daß die meisten von ihnen ohne die neuen Bedingungen in unserer Gesellschaft nicht zum Schreiben gekommen wären, und auch, daß sie ohne die Hilfe unseres Staates, ohne die Möglichkeit, ihre Wurzeln in den Boden unserer Wirklichkeit zu senken, nicht so schnell, so ohne Schwanken gewachsen wären.

Bücher werden uns nicht geschenkt; sie fallen nicht vom Himmel, und sie werden nicht „im Rasen eines genialischen Einfalls" geschrieben. So müssen wir also, unruhiger noch als bisher, von tieferer schöpferischer Unzufriedenheit erfüllt, mehr Bemühen zeigen, allen jungen Begabungen die ihnen gemäße Hilfe zu geben. Sprechen wir von materieller Hilfe? In diesem Zusammenhang nicht. Vielmehr müssen wir davon sprechen, wie wir ihnen mehr Wissen um unsere Wirklichkeit, um die großen gesellschaftlichen Zusammenhänge, und mehr Wissen um die handwerklichen Dinge geben können. Wir müssen ihnen offen sagen: Ohne das heiße Bemühen, richtiger, besser, schöner zu schreiben, wird keiner von einem Buch zum nächsten wachsen. Ohne sich auf die großen Ideen unserer Zeit zu konzentrieren, ohne von ihnen durchtränkt zu sein, ohne Fleiß, ohne Energie, ohne schlaflose Nächte wird sich keine Begabung zu echtem Können entwickeln.

Von besonderer Bedeutung wird die Teilnahme westdeutscher Schriftsteller an unserem Kongreß sein. Gemeinsames Bemühen schafft gemeinsames Werk. Gibt es denn trotz der Verschiedenartigkeit der beiden Teile Deutschlands ein *gemeinsames Werk?* Ja – wir glauben, daß vieles gemeinsam getan werden muß, daß wir durch schöpferische Auseinandersetzungen

einander näher kennenlernen, uns besser verstehen werden, daß unsere Bücher dadurch reicher, realistischer, künstlerischer sein werden. Unsere westdeutschen Freunde müssen wissen, daß wir uns ihnen zugehörig fühlen. Gemeinsame Heimat ist uns Deutschland und unsere Literatur. Aus ihr dürfen wir uns nicht vertreiben lassen.

Unser Kongreß findet in einer Zeit statt, da das Ansehen unserer Republik gewachsen ist, unsere Beziehungen zu allen Ländern sich entwickeln und unsere Literatur als Zeugnis eines großen Geschehens in immer mehr Ländern gelesen wird. Nicht nur in den Ländern des großen Friedenslagers haben wir Freunde, von den Küsten des Stillen Ozeans bis zum Böhmerwald: Nein, in aller Welt sehen Freundesaugen auf uns und betrachten mit Sympathie und Hoffnung unser Werk. Abgesandte dieser unserer Freunde werden unter uns sein. Unsere Worte werden ihre Worte sein, ihre Worte von uns gehört und verstanden werden.

Gruß allen Delegierten aus den Bezirken unserer Republik. Sie müssen sich bewußt sein, daß sie Verantwortung tragen für alles Geschehen in unserer Literatur. Von ihrer Position auf dem Kongreß, von ihren Arbeiten, kleinen und großen, aber auch von ihrer literarischen und gesellschaftlichen Aktivität werden die Bücher der nächsten Jahre bestimmt sein. Und diese unsere Bücher, so wollen wir es doch, werden unseren Menschen in den Städten und Dörfern helfen, besser und schneller das Antlitz unseres Landes neu zu prägen.

Gruß unseren westdeutschen Freunden. Eins uns fühlend mit Euch, lassen wir uns durch nichts von Euch trennen. Erkennen wir unsere gemeinsamen Aufgaben. Sie sind groß, sicher auch schwer, aber sie sind zu erfüllen.

Gruß unseren Freunden aus aller Welt. Daß sie unter uns sind, macht uns glücklich und gibt uns Zuversicht. Gruß ihnen und allen, die unsere Gäste sind. Sie werden uns helfen, unsere Aufgaben zu erfüllen.

Eduard Claudius

UNSERE MEINUNG

Wenn einer dein Kind vorm Ertrinken rettet, es in seinem Hause von der Lungenentzündung, die es sich dabei geholt hat, gesund pflegt und es dir dann wohlbehalten wiederbringt – wie würdigst du eine solche Tat? Die Bilder der Dresdner Galerie waren solche Kinder, sowjetische Soldaten haben sie vor dem Untergang gerettet, sowjetische Restauratoren sie gesund gepflegt. Nun sind sie wieder bei uns, sind uns wiedergeschenkt in allem Glanz und aller Schönheit. Wir gehen durch die Säle der Berliner Nationalgalerie, und die wenigen Stunden, die man gemeinhin für einen solchen Besuch erübrigt, genügen nicht, um alles zu sehen, alles im Gedächtnis zu behalten. Wir gehen sicherlich ein zweites Mal hin und machen uns unsere Gedanken über die Bilder und ihre Geschichte bis auf den heutigen Tag.

Die Sammlung der Dresdner Galerie ist eine der berühmtesten Sammlungen in ganz Deutschland. Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit" über sie geschrieben, drei Gemälde Ruysdaels aus dieser Galerie, darunter der berühmte „Judenfriedhof", haben ihn überdies zu seiner interessanten Abhandlung „Ruysdael als Dichter" angeregt. Goethes Aufsatz schließt: „... wer das Glück hat, die Originale zu sehen, durchdringe sich von der Einsicht, wie weit die Kunst gehen kann und soll. Wir werden in der Folge noch mehr Beispiele aufsuchen, wo der reinfühlende, klardenkende Künstler, sich als Dichter erweisend, eine vollkommene Symbolik erreicht und durch die Gesundheit seiner äußern und innern Sinne uns zugleich ergötzt, belehrt, erquickt und belebt."

Goethe hat über zahlreiche Werke der bildenden Kunst geschrieben, er, selbst ein Zeichner von Geschmack und Niveau, war mit zahlreichen Künstlern seiner Zeit eng befreundet, er stand mit Philipp Otto Runge im Briefwechsel und war ein Förderer des jungen Caspar David Friedrich. Daß Goethe durch eine besondere Begabung an der bildenden Kunst außerordentlich interessiert war (ebenso Gottfried Keller, der ursprünglich Maler werden wollte), sollte uns nicht irreführen. Starke Kunstperioden – so die Renaissance, die Klassik, die Ro-

mantik, die Jahrzehnte des Impressionismus und des Expressionismus – gingen nie auf eine Vereinzelung der Künste, sie führten stets zu einer gegenseitigen Durchdringung (wobei manchmal die eine oder die andere Kunst das Primat hatte; das im einzelnen zu untersuchen, ist hier nicht unsere Aufgabe).

Sollte es im Zeitalter der sozialistisch-realistischen Kunst anders sein? Mehr und mehr besteht vor allem bei unseren jungen Schriftstellern die gefährliche Neigung, sich nur noch auf die Literatur und die unmittelbar angrenzenden Gebiete (Film, Schauspiel) zu konzentrieren; daß wir nicht genau wissen, wie die Verhältnisse bei den jungen Musikern und den jungen Malern liegen, bestätigt nur diesen Eindruck von Isolierung. Zumindest die jungen Musiker scheinen unsere Poesie nicht zu kennen, da sie nie wissen, was sie vertonen sollen. Aber kennen wir etwa die Orchesterwerke unserer jungen Komponisten? Lassen wir alles stehen und liegen und laufen ins Konzert, wenn ein neues Werk eines zeitgenössischen Musikers aufgeführt wird? Es bleibt dem Zufall oder sogar dem Rundfunk überlassen, uns damit bekanntzumachen.

Kennen wir die Sorgen und Probleme der bildenden Künstler ganz genau oder nur vom Hörensagen oder aus der Kunstkritik? Besuchen wir jede Kunstausstellung und haben wir schon einmal versucht, mit den Künstlern selbst zu sprechen? Wer von den Schriftstellern – außer Brecht, Becher, Zweig und wenigen anderen – hat schon über Kunstwerke der Vergangenheit oder Gegenwart geschrieben? Wer hat ihnen Raum in seiner Dichtung angewiesen? Thomas Manns „Doktor Faustus", Hermann Hesses „Glasperlenspiel" sind große Beispiele aus der Endphase des Bürgertums. Rilkes Arbeit über Rodin hat in unserer Zeit noch kein adäquates Gegenstück gefunden.

Seien wir dabei nicht ungerecht, es gibt auch in unserer Literatur Beispiele von solchen Beziehungen: Zu den schon genannten kommen Ludwig Renn, Willi Bredel, Erich Arendt, Stephan Hermlin, Georg Maurer, Louis Fürnberg; von dieser Seite gesehen verdient auch Hildegard Maria Rauchfuß' Roman „Wem die Steine Antwort geben" Beachtung. Und zwei Schriftsteller unserer Zeit dürfen wir auf keinen Fall unterschlagen: Erich Weinert (der sich durch die Bearbeitung und Herausgabe des Nachlasses von Heinrich Vogeler gerade auch auf diesem Gebiet große Verdienste erworben hat) und F. C. Weiskopf.

Es steht also nicht gar so schlimm, meinen wir und könnten uns beruhigt schlafenlegen; sicherlich hät-

ten sich bei weiterem Suchen noch einige Namen finden lassen. Aber es ist eine Tatsache, daß die Gefahr der Vereinzelung besteht, auch in der Praxis der Verbandsarbeit, auch in der Praxis unserer Zeitschrift. Auf diese Gefahr sei hingewiesen, ehe sie zu einem chronischen Zustand wird.

Es waren nicht allein und nicht zuerst die Bilder der Dresdner Galerie, die uns diese Gedanken eingaben. Aber diese Bilder haben sie verstärkt, so daß sie nun ausgesprochen werden mußten. *gd*

„Wer Gelegenheit gehabt hat, mit den jüngeren Mitgliedern der Delegation (unter ihnen Heinz Stolpe, Verfasser eines wichtigen, vor kurzem erschienenen Buches über die Mittelalterauffassung des jungen Herder) zu sprechen, hat die Überzeugung gewonnen, daß es an der Zeit ist, sich mit den jungen Germanisten auseinanderzusetzen, die sich in der DDR, ungestört durch die ideologischen Nebelschwaden ihrer westlichen Kollegen, gründlich auf ihre Aufgaben vorbereiten."

Diese Feststellung entnehmen wir einem Aufsatz in der italienischen Zeitschrift „Il Contemporaneo" über den ersten Internationalen Germanistenkongreß, der Anfang September vorigen Jahres in Rom getagt hat. Über diesen Kongreß wurde in unserer Presse so gut wie gar nicht berichtet. Das ist aus einem doppelten Grund bedauerlich. Allein die Tatsache, daß zum ersten Male nach dem Krieg Germanisten aus etwa zwanzig Ländern zusammentrafen und in Rom eine „Internationale Vereinigung für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft" gegründet haben, daß dort eine Aussprache über „Das dichterische Kunstwerk im 19. Jahrhundert" und über „Hochsprache und Mundarten" geführt wurde, hätte die Aufmerksamkeit und Anteilnahme unserer Öffentlichkeit beanspruchen dürfen.

Aber dieser Kongreß besaß noch in anderer Hinsicht Bedeutung: Unsere Delegation, geleitet von Professor Steinitz, hat in Rom die Deutsche Demokratische Republik würdig und eindrucksvoll vertreten. Trotz des Widerstands einiger westdeutscher Professoren, die sich offensichtlich in der Grammatik des kalten Krieges besser auskennen als in der Literaturwissenschaft, wurde einer unserer Vertreter, Professor Frings, in den Vorstand der „Internationalen Vereinigung für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft" aufgenommen: Die Existenz unserer Republik ist eine Realität, die auch in Rom anerkannt werden mußte. Zugleich erhoben unsere Wissenschaftler die Forderung, daß in diese Vereinigung auch

Germanisten aus der Sowjetunion und den Volksrepubliken aufgenommen werden müssen.

Hier ist nicht der Platz, Verlauf und Ergebnis dieser Tagung zu behandeln. Bemerkenswert ist aber, daß auch vor dem internationalen Forum in Rom die Überlegenheit der marxistischen Literaturwissenschaft gegenüber der eklektischen, unhistorischen Betrachtungsweise der bürgerlichen Germanisten deutlich in Erscheinung trat. In der schon genannten italienischen Zeitschrift wird der starke Eindruck betont, den Hans Mayers Vortrag über die bürgerliche Kultur im Roman des 19. Jahrhunderts hervorrief: „Hier trat man aus der Metaphysik heraus und fragte nach den Positionen des deutschen Romans, nach den Gründen seines geringen Widerhalls im Konzert des europäischen Realismus ... Nicht zufällig war es ein Wissenschaftler Ostdeutschlands, der die Horizonte öffnete und die Probleme genauer bestimmte ..."

Unsere Germanisten haben in Rom nicht nur die Positionen der fortschrittlichen deutschen Wissenschaft verteidigt, sie haben zugleich das internationale Ansehen unserer Republik gestärkt. Sollen darüber nur ausländische Zeitschriften berichten? Dürfen wir die Berichterstattung der westdeutschen Presse überlassen? Unsere Öffentlichkeit hat einen Anspruch darauf, daß sie über solche wichtigen Ereignisse zukünftig in gebührender Weise informiert wird – jede Erscheinung des Provinzialismus in unserer Presse ist in der gegenwärtigen Situation doppelt schädlich. *gs*

Wie soll man das Desinteresse serer jungen Berliner Kollegen für das Leben und Schaffen eines Meisters der Literatur wie Martin Andersen Nexö erklären? Mehrere Wochen hindurch wurde im Oktober und November vergangenen Jahres in der Deutschen Staatsbibliothek Unter den Linden eine Ausstellung gezeigt, die einen Überblick über Leben und Werk des großen dänischen Dichters vermittelte. Manuskripte, Briefe, die Romane des Dichters in verschiedenen Ausgaben und in zahlreichen Übersetzungen, Fotos, Dokumente, die die einzelnen Lebensphasen und Schaffensperioden Andersen Nexös veranschaulichten, wurden gezeigt. Drei Vierteljahrhunderte lebendig erhaltener Vergangenheit erstanden in dieser Ausstellung, und es gab gewiß keinen Besucher, der nicht vor dem gewaltigen künstlerischen Lebenswerk dieses dänischen Proletariers, unseres großen Kollegen und Freundes Martin Andersen Nexö, Ehrfurcht empfunden hätte.

Unter den Tausenden Berlinern, die diese interessante Ausstellung besuchten, waren unser greiser Staatspräsident Wilhelm Pieck, Ministerpräsident Otto Grotewohl und Oberbürgermeister Friedrich Ebert – aber nicht ein einziger junger Schriftsteller hat sich ins Gästebuch eingetragen; man findet dort lediglich die Namen zweier Schriftsteller der älteren Generation. Und wir wiederholen unsere Frage: Wie ist dieses Desinteresse unserer jungen Kollegen zu erklären? Es ist doch kaum anzunehmen, sie alle hätten Martin Andersen Nexös Werke derart gründlich studiert, daß es sich für sie nicht mehr lohnte, eine solche Ausstellung zu besuchen. Wochenlang haben Plakate und Inserate auf die Ausstellung hingewiesen. Die Staatsbibliothek Unter den Linden, in der sie gezeigt wurde, liegt im Zentrum Berlins, fünf Minuten vom Sitz des Schriftstellerverbandes und fünf Minuten vom Presseklub entfernt. In Dresden sind mehr als elftausend Menschen durch die Ausstellung gegangen, unter ihnen nahezu alle in der Stadt ansässigen älteren und jüngeren Schriftsteller. Im Dezember wurde die Ausstellung in Leipzig gezeigt. Im Januar wird sie nach Greifswald kommen, in die Stadt, deren Universität Martin Andersen Nexö den Titel eines Ehrendoktors verlieh.

Ohne die Interesselosigkeit der Berliner Schriftsteller auch nur im geringsten beschönigen zu wollen, müssen wir allerdings auch dem Martin-Andersen-Nexö-Kuratorium, das mit dieser Ausstellung zum ersten Male an die Öffentlichkeit trat, einen Teil der Schuld an dem geringen Besuch zuschreiben. Ziehen wir die Lehren aus den begangenen Fehlern und machen wir es in Zukunft besser. Hierfür einige Vorschläge:

1. Man sollte solche Ausstellungen und alle ähnlichen Veranstaltungen gemeinsam mit dem Schriftstellerverband, der Akademie der Künste sowie sämtlichen Künstlerverbänden planen und organisieren.

2. Die Werbemaßnahmen sollten rechtzeitig einsetzen, damit ebenso wie die übrige Presse auch Monatszeitschriften, etwa die NDL, sich beteiligen können.

3. Treppenflure öffentlicher Institutionen sind schlechte Ausstellungsplätze. Wir haben in Berlin die Ausstellungsräume im Berolina-Haus und im Finanzministerium, die erfahrungsgemäß gern besucht werden.

wb

Wie jeder andere Sterbliche, ist auch ein Kritiker nicht davor geschützt, sich zu irren. Er kann eine Meinung vortragen, diese Meinung

mit Argumenten stützen, und bei näherem Zusehen stellt sich heraus, daß die Meinung falsch ist, daß die Argumente nichts taugen.

Wir möchten hier aber nicht von falschen Meinungen sprechen, sondern von einer falschen Methodik, die sich in unserer Literaturkritik bemerkbar macht. Es handelt sich darum, daß bei manchen Kritiken ein Mißverhältnis zwischen Behauptungen und Beweisen besteht. Zum Beispiel ist die Behauptung, daß ein Buch aus „kleinbürgerlichem Geist" geschrieben sei, recht umfassend und weitreichend – eine solche Behauptung muß also mit ähnlich umfassenden und weitreichenden Beweisen belegt werden. Es ist für die Öffentlichkeit uninteressant, ob ein Kritiker ein Buch für gelungen oder mißlungen hält; sie will wissen, *warum* der Kritiker dieser Ansicht ist. Einen gleichen Anspruch besitzt der Autor eines Buches, über das ein Kritiker schreibt: jede Kritik ohne entsprechende Begründung ist nicht nur völlig wertlos, sie kann sogar beträchtlichen Schaden anrichten. Wir sollten uns einig sein in der Ablehnung solcher „Kritiken", die nichts beweisen als die Anmaßung des Kritikers.

Gleichzeitig muß aber auch Übereinstimmung bestehen über gewisse andere Voraussetzungen, die für jede öffentliche Kritik notwendig sind. Bei der Diskussion über Hans Marchwitzas Roman „Roheisen" in Stalinstadt erklärte eine Autorin wörtlich: „Wem es ärgerlich ist, daß ein solches Kombinat erbaut worden ist, der wird eine böse Kritik schreiben, und je ärgerlicher es ihm ist, desto böser wird seine Kritik sein. Das ist meine Überzeugung, die ich auch aus Kritiken an dem Roman ‚Stahl' gewonnen habe."

Diese Äußerung kann man nur als einen unzulässigen Versuch bewerten, jeden Kritiker, der Einwände gegen den genannten Roman hat, einzuschüchtern.

Noch ein anderer Fall ist uns bekannt geworden, der ebenfalls allgemeine Beachtung verdient. In der Gewerkschaftszeitung „Tribüne" erschien vor einiger Zeit ein Beitrag zur Literaturdiskussion mit dem Titel „Vorsicht, ein Schema!". Der Autor dieses Beitrages informierte uns in einem Brief, daß die Redaktion der „Tribüne", ohne sein Wissen, ziemlich alle kritischen Bemerkungen gestrichen und diesen Artikel dann trotzdem mit dem Namen des Verfassers veröffentlicht habe. Wir haben den gedruckten Beitrag mit der Originalfassung des Manuskripts verglichen: die Empörung des Verfassers ist uns völlig verständlich.

Kein Kritiker sollte Meinungen äußern, ohne sie zu begründen; kein Schriftsteller, niemand überhaupt,

sollte versuchen, die Kritik mit Drohungen oder Unterstellungen einzuschüchtern; keine Redaktion sollte den Inhalt eines Artikels ohne Zustimmung des Verfassers ändern: wenn das zur Selbstverständlichkeit geworden ist, dann sind wir einen beträchtlichen Schritt vorangekommen. *gc*

Mit dem vorliegenden Heft stellt sich unsere NDL ihren Lesern in teilweise erneuerter äußerer Form vor. Zugleich geht ihre verlegerische Betreuung an ein Haus über, das seinem Charakter und seiner – noch jungen, aber schon gefestigten – Tradition nach den besonderen Aufgaben und Bedürfnissen unserer Zeitschrift mehr entspricht als dies bei unserem bisherigen Verlag der Fall sein konnte. Für die fürsorgliche Hilfe, die uns der Verlag Volk und Welt in den ersten Jahren unseres Bestehens geleistet hat, sei ihm an dieser Stelle öffentlich gedankt.

Die Veränderungen, mit denen wir vor unsere Leser treten, sind das Ergebnis von Gedanken und Plänen, die mehrere Monate zurückreichen und noch von unserem F. C. Weiskopf angeregt wurden. Mit ihrer Verwirklichung erfüllen wir ein Vermächtnis unseres verstorbenen Freundes. Ihr zufälliges zeitliches Zusammenfallen mit verschiedenen organisatorischen und technischen Umstellungen in unserer bisherigen Druckerei gab außerdem Veranlassung zu einem Wechsel auch des Druckhauses. Dabei entstand die Notwendigkeit, einzelne Veränderungen des typographischen Bildes in Kauf zu nehmen, die wir nicht als Verbesserungen empfinden und mit denen wir uns nur vorläufig zufriedengeben. Gemeinsam mit Verlag und Druckerei hoffen wir zu erreichen, daß solche Schönheitsfehler in Kürze beseitigt werden können.

Dies führt uns zu einem Punkt, der im Vergleich zu manchen anderen wirtschaftlichen Lebensfragen unseres Staates zweifellos in den Hintergrund treten muß, dessen Bedeutung man jedoch keinesfalls unterschätzen sollte: wir meinen die typographische Ausstattung unserer Druckereien. Es ist nicht gleichgültig, wie das Schriftbild eines Buches, einer Zeitschrift, einer Zeitung aussieht. Von diesem Schriftbild geht eine ästhetisch-emotionale Wirkung aus, deren Wurzeln mit dem Zeitgefühl, dem Nationalgefühl, ja zuweilen sogar mit dem Klassengefühl aufs engste zusammenhängen.

Die große Tradition der deutschen Buchkunst ist unbestritten. Aber sie kann schon jetzt nur mit Mühe und sicherlich nicht auf die Dauer aufrechterhalten werden,

wenn wir weiterhin mit Schriftbeständen arbeiten müssen, die quantitativ verarmt, in technischer Hinsicht überaltert und abgenutzt, in künstlerisch-ästhetischer Hinsicht unmodern und stilwidrig sind. Es gilt, auch auf diesem Gebiet nicht bei dem stehenzubleiben, was aus Krieg und Zerstörung herübergerettet worden ist, sondern entschlossen zu vermehren, zu modernisieren, zu rationalisieren.

Alle, denen diese technisch-ästhetische Seite der Buchproduktion vertraut ist, werden mit Freude und Dankbarkeit ein Werk begrüßen, das der Dresdener VEB Verlag der Kunst ihnen zur rechten Stunde beschert. Ein hervorragender Sachkenner, der Leipziger Hochschullehrer für Grafik und Buchkunst Albert Kapr, hat diese „Deutsche Schriftkunst" zusammengestellt, ein Fachbuch für Schriftschaffende, das den ganzen Reichtum einer jahrhundertealten Tradition vor unseren Augen ausbreitet. Mit Bewunderung, ja mit Andacht wendet auch der Laie Seite um Seite in diesen schönen Blättern, geht er die ersten Schritte der schreibenden Menschheit mit, folgt er dem Weg von der Höhlenmalerei zur römischen Kapitale, zu den Schriften der Gotik, der Renaissance, des Barock, des Klassizismus. Der Autor begleitet ihn auf diesem Weg mit Ausblicken auf gesellschaftliche Zusammenhänge und Parallelerscheinungen bis in die Gegenwart hinein, das Beste und Schönste bewahrend, das weniger Geglückte und die Eintagszeugnisse mancher Niedergangsperioden mit Recht übergehend.

Albert Kapr hat sich mit diesem Werk ein sehr großes Verdienst erworben: er hat der weiteren Entwicklung unseres künstlerischen Schriftwesens und der Erneuerung unserer Gebrauchsschriften Anknüpfungspunkte gegeben, bei denen Fachwelt und Öffentlichkeit ansetzen müssen. Und vielleicht dürfen wir uns bei dieser Gelegenheit des Bestehens jener Bibliophilen-Gesellschaft entsinnen, die vor nicht sehr langer Zeit unter der posthumen Patenschaft des Nürnberger Ratsherrn und Humanisten Wilibald Pirckheimer bei uns gegründet worden ist: hier ist eine Aufgabe, deren sie sich annehmen sollte. *hk*

Allen unsern Lesern und Freunden
die besten Wünsche zum neuen Jahre

GLÜCKWUNSCH FÜR WILHELM PIECK

Leser, Mitarbeiter und Redakteure der „Neuen Deutschen Literatur" beglückwünschen den Präsidenten unserer Republik, Wilhelm Pieck, zum 80. Geburtstag, den er am 3. Januar begeht. Sie erhoffen und wünschen ihm alles Gute, insbesondere Schaffenskraft und Gesundheit, und seinem Wirken im Dienste unseres Volkes neue Erfolge.

Herbert Burgmüller

DIE PRIMANER

Jede Jugend ist unruhig. Aber die junge Generation im Deutschland der frühen dreißiger Jahre war besonders aufgewühlt. Sie erlebte ihre Pubertät unter den Bedingungen einer gesellschaftlichen Katastrophe. Die große Weltwirtschaftskrise hatte eine geradezu apokalyptische Stimmung geschaffen, deren Zwielicht alles Bestehende, zumal auf dem Boden der sich schon zersetzenden Weimarer Republik, immer fragwürdiger erscheinen ließ.

In dieser Atmosphäre der einander überstürzenden Ereignisse, der hektisch wuchernden Heilslehren und der allgemeinen Auflösung wurden wir, die wir damals jung waren, zwangsläufig politisiert. Zwischen rechts und links ratlos hin und her gerissen, klammerten wir uns gierig an die unmittelbaren Tatsachen. Wir diskutierten den gegen die Landvolk-Bewegung geführten Bombenleger-Prozeß, den Entschluß der zur Kommunistischen Partei übergetretenen Offiziere und den folgenschweren Potempa-Mord.

Dabei spielte die Lektüre der Tagespresse eine erhebliche Rolle. In meiner Schulklasse – wir waren damals Primaner – gingen die Zeitungen sogar während der Unterrichtspausen von Hand zu Hand. Unser Interesse galt vor allen Dingen den Reichstagsprotokollen. Aus diesen Sitzungsberichten lernten wir einen Mann kennen, der uns auf die Dauer immer mehr beeindruckte. Er hieß Wilhelm Pieck.

Was uns an ihm imponierte, war begreiflicherweise nicht der Umstand, daß er für die KPD sprach, sondern die Art, wie er das tat. Er pflegte die Dinge beim Namen zu nennen. Mit seiner überzeugenden Redlichkeit, seiner nüchternen Leidenschaft, seiner unanfechtbaren Solidität gab er uns genau das, was wir suchten: die ungeschminkten Tatsachen und eine intellektuelle Moral.

So geschah es denn eines Tages, daß in einer kommunistischen Hunger-Demonstration, die sich durch unsere Heimatstadt bewegte, auch ein Rudel Primaner marschierte. Wir mit unseren weißen Seidenmützen waren weder Kommunisten, noch hatten wir Hunger. Jeder von uns kam mit einem satten Magen aus einem bürgerlichen Elternhaus. An unserer Spitze ging der Sohn des örtlichen Stahlhelm-Führers, und ihm folgten sogar diejenigen Schulkameraden, die einmal Theologie studieren wollten. Die bürgerliche Öffentlichkeit sprach von einem Skandal. Wir aber fanden bestätigt, was wir gerade zu lernen begonnen hatten: daß man um der Richtigstellung der gesellschaftlichen Tatsachen willen eben zum Ärgernis werden muß.

Max Schroeder

FÜNF BILDER

1

Lübeck, Januar 1919: Der Zeitungsverkäufer unter den Rathausarkaden: „Karl Liebknecht auf der Flucht erschossen – zehn Pfennig – Rosa Luxemburg tot im Landwehrkanal – zehn Pfennig – Spartakist Pieck aus dem Eden entkommen – zehn Pfennig."

Der erste Uniformierte (in Offiziersuniform, grölt): „Es liegt eine Leiche im Landwehrkanal, reich sie mir mal her, aber knautsch sie nicht so sehr."

Der zweite Uniformierte (in abgetragener Muschkotenuniform ohne Rangabzeichen, brummt): „Soll leben!"

„Wer?" frage ich schüchtern, auch noch in Entlassungsklamotten, kaum der Schule und den Heldengreifkommandos entronnen.

„Der Wilhelm", sagt er.

Ich starre ihn an und denke: Wilhelm, den sind wir doch gerade los.

Der Zeitungsverkäufer: „Karl Liebknecht auf der Flucht erschossen, Rosa Luxemburg ... zehn Pfennig ..."

Der erste Uniformierte: „Reich sie mir mal her ..."

Der zweite Uniformierte gibt ihm einen Kinnhaken, ruft: „Nieder mit den Mördern, nieder mit der Reaktion, es lebe Spartakus, es lebe Wilhelm Pieck!"

Der erste Uniformierte rappelt sich auf, macht Anstalten zurückzuschlagen.

Zum zweiten Uniformierten haben sich ein Matrose und ein Mann in Arbeitskleidung gesellt.

Der erste Uniformierte schaut sich nach Verstärkung um. Einige Passanten halten sich an den gotischen Pfeilern in Deckung.

Der erste Uniformierte torkelt ab, sein Schmählied zwischen den Zähnen pfeifend.

„Scheißkerl", sagt der Arbeiter.

Der Zeitungshändler ist verstummt.

Ich lege meinen Groschen hin, nehme die Zeitung. Es will mir nicht in den Kopf, was ich lese.

Ich wußte nicht, wo meine Heimat lag.

2

Berlin, Juli 1932: Die KPD hat in den Wilmersdorfer Tennishallen eine Massenkundgebung einberufen. Aus Schöneberg, Steglitz, Charlottenburg strömen die Scharen.

Brüning gestürzt, Papen am Ruder.

Der Strom hat mich mitgetragen. Ich sitze auf der Galerie, frage: „Wer ist der Redner?"

„Der Wilhelm, du bist wohl neu."

Ich frage nicht weiter. Ich lausche der Stimme des Redners. Erschüttert ihn nichts? denke ich. Das Haus brennt, was helfen Worte!

Wie ein Schmiedehammer hämmert die Stimme auf uns ein, zwingt auch mich, Torheit und Hochmut abzulegen.

„Die Einheit der Arbeiterklasse wird den Faschismus besiegen."

Ich zweifle, zweifle nicht mehr, zweifle wieder, suche seine Augen, zweifle nicht mehr.

Auf dem Nachhauseweg hallen Kampflieder durch die Wilmersdorfer Nacht.

3

Paris, 1936: Sitzung des Ausschusses der deutschen Volksfront im Hotel Y.

Heinrich Mann führt den Vorsitz. Rudolf Breitscheid neben ihm. Dreißig Vertreter Deutschlands um den Konferenztisch.

Ich habe über Nacht geholfen, das Mitteilungsblatt über die Verhandlungen am Vortag fertigzustellen – in der kleinen Quetsche hinter der Place Republique, habe auf dem Papierlager, bedeckt mit Papierfetzen, etwas geschlafen, habe Auftrag, das Blatt in der Sitzung herumzureichen.

Mann, Breitscheid danken freundlich. Einige nicken, einige ziehen nur den Arm beiseite. Einem Teilnehmer mit breiten Schultern, ergrautem Haar reiche ich das Blatt. Er hebt den Kopf, sein Blick trifft mich, ich erkenne die Augen.

„Danke, Genosse."

Er spricht in gedämpftem Ton, doch ich erkenne auch die Stimme.

4

New York, 1945: Wir drängen auf Rückkehr nach Deutschland. Die Anträge schmoren in Washington. Unsere Zeitung möchte Antwort auf die Fragen: „Was ist mit den Deutschen, was wird mit den Deutschen?"

Wir haben wenig ungefärbte Nachrichten, die Berichte der offiziellen Korrespondenten lesen wir zwischen den Zeilen. Manchmal bringt uns ein Seemann aus Wilhelmshaven die neuesten Zeitungen (von vor drei Wochen) oder ein amerikanischer Genosse aus der Besatzungsarmee sendet uns ein Konvolut (das braucht nur vierzehn Tage).

Andere Blätter wissen natürlich alles viel besser. Eins ist sicher, steht dort zu lesen: Die deutsche Jugend, eine ganze Generation ist abzuschreiben. Restlos durch Hitler verdorben. Mit denen, die das Gift in der Schule aufgenommen haben, ist nichts anzufangen.

Wir wollen es nicht wahrhaben, aber in den Nachrichten steht: Raubüberfall, Troßjungen bei der US-Armee, Schwarzhändler am Zoo, Veronikas, fanatische Werwölfe oder Beute der Fremdenlegion.

Wir verzagen nicht, wir suchen nach der Wahrheit, und eines Tages erreicht uns die Stimme, die sagt:

„Gerade unserer Jugend muß eine umfassende und nachdrückliche Hilfe geleistet werden, um sie von dem Ungeist der faschistischen Erziehung zu befreien und sie in die kämpfende Einheitsfront der Demokratie und des Fortschritts auf allen Gebieten des politischen, geistigen und kulturellen Lebens unseres Volkes einzufügen."

Die Stimme Wilhelm Piecks.

5

Berlin, 1948: Protestversammlung im Haus der Ministerien gegen die Festhaltung des Genossen Gerhart Eisler in den USA.

Es sprechen Politiker, Schriftsteller, Publizisten. Auch ich. Ich gewöhne mich schwer an das Mikrophon, suche an den Gesichtern im Saal herauszufinden, ob die Lautstärke entspricht. Konzentriere mich auf einen Hörer in der ersten Reihe, der angespannt zuhört.

Sein Gesicht. Voll, lebhaft, die Haare nunmehr silberweiß. Die Augen leuchtender denn je.

Meine Stimme gewann Bestimmtheit.

Nach Schluß der Kundgebung Gedränge im Korridor. Eine kräftige Hand faßt mich am Arm. „Max, du hast gut gesprochen."

Hatte ich?

Ich wußte, wo meine Heimat lag.

Michael Tschesno-Hell

MENSCH UNTER MENSCHEN

Eines Tages besuchte Wilhelm Pieck in Begleitung einiger Mitarbeiter der Präsidialkanzlei das Spielfilmstudio der Defa in Babelsberg. Der zweite Teil des Thälmann-Films war noch nicht einmal zur Hälfte fertig, aber Wilhem Pieck drängte es, selber zu sehen, wie wir vorankommen und inwieweit es uns gelingt, Thälmann als Führer der Arbeiterklasse in seiner ganzen Größe zu gestalten. Er ließ sich die gedrehten Szenen zeigen, das Fotoarchiv aus der Zeit von 1930 bis 1945, die Entwürfe für die Kostüme, die Skizzen der Architekten. Unter anderem besichtigte er auch den in einer großen Halle errichteten Sitzungssaal des Reichstags; eine Szene im Reichstag spielt nämlich im Film eine gewichtige Rolle.

„Steigen Sie mal hinauf, Genosse Simon", fordert Wilhelm Pieck den Hauptdarsteller auf, „und halten Sie Ihre Rede."

Simon tritt zum Rednerpult und beginnt zu sprechen. Der Regisseur Prof. Dr. Kurt Maetzig und seine Gehilfen markieren die im Szenarium vermerkten Zwischenrufe der Gegner und der Anhänger Thälmanns. Aber es sind nur wenige Mitarbeiter beisammen, und ihre Stimmen nehmen sich dünn aus in dem Riesensaal. Dessen ungeachtet spricht Simon mit zunehmender Intensität weiter: „Die nationale Befreiung kann niemals durch Krieg und Aufrüstung erreicht werden, sondern sie ist eng verbunden mit der sozialen Befreiung, mit dem Sturz des Kapitalismus."

Wütende Zwischenrufe der Gegner unterbrechen Thälmann: „Wir wollen kein bolschewistisches Chaos!"

Thälmann erwidert schlagfertig: „Auf einem Sechstel der Erde haben die Arbeiter bewiesen, daß sie ohne Kapitalisten leben können, aber die Kapitalisten haben noch nicht bewiesen, daß sie ohne Arbeiter leben können!"

Da ertönt nicht ganz programmäßig, will sagen im Text des Szenariums nicht vorgesehen, die sonore Stimme Wilhelm Piecks: „Sehr richtig! Sehr wahr!"

Als Simon mit Leidenschaft die Anklage Thälmanns gegen Hindenburg in den Saal schleudert: „... einen Hindenburg, der das Wort prägte ‚Mir bekommt der Krieg wie eine Badekur'!", ruft Wilhelm Pieck voller Empörung: „Unerhört! Pfui!"

Wilhelm Pieck war so sehr bei der Sache, daß er uns alle mitgerissen hat.

Und als Simon die Rede Thälmanns mit den Worten schloß: „In ernster Sorge um die friedliche Entwicklung Deutschlands rufen wir den Arbeitern,

den Bauern, den Rentnern zu: Wir Kommunisten sind die einzige Partei, die alle Grundfragen der deutschen und internationalen Politik ohne Knechtung fremder Völker, ohne Eroberungskriege lösen kann", da klatschte Wilhelm Pieck leidenschaftlich und demonstrativ Beifall, als säße er nicht im Atelier, sondern in einer von politischer Spannung geladenen Reichstagssitzung des Jahres 1932.

Das trug sich zu am 15. Dezember 1954 an einem gewöhnlichen Tag zu einer gewöhnlichen Arbeitsstunde auf dem DEFA-Gelände in Babelsberg. Mitten unter den Bühnenarbeitern, Künstlern, Beleuchtern saß der Präsident der Republik und machte zustimmende und zornige Zwischenrufe. Nach anfänglichem Staunen fanden es bald alle Anwesenden in bester Ordnung. Und in der Tat: es ist ganz in Ordnung, daß der Präsident der Arbeiter-und-Bauern-Republik immer bei der Sache, immer Mensch unter Menschen ist.

Günther Deicke

NEUJAHR

Bei Freudenschrei und Glockendröhnen,
im klirren Frost der Winterpracht:
aufsteigt in Hoffnung und im Tagversöhnen
das neue Jahr, dies Kind der Mitternacht.
Doch laß die Stunden zögernder verrinnen,
was kennst du denn vom Jahr, was weißt denn du?
Es wird erst mit dem neuen Tag beginnen.
Dem Tag noch ferne trink dem Tage zu!

Das Licht, im keuschen Schaum der Wolkenherde,
wird flammend überm Winterlande stehn;
unhörbar-hörbar kreist um unsre Erde
so Wunsch als Wille, Forderung und Flehn:
daß es die alte Weltlaterne
und nicht die Sonne von Bikini sei.
Am Himmel eisig stehn die Sterne,
und Stunden gehn noch bis zum Hahnenschrei.

Erwin Strittmatter

DER WUNDERTÄTER

Die Sonne scheint. Die Erde dreht sich. Die Reichen lachen. Die Armen weinen.

Wer die Sonne nicht sieht, meint sie sei untergegangen. Wer auf der Erde steht, meint sie stünde still, und die Morgen und die Abende kämen zu ihm.

Wer im goldenen Nest in die Welt schlüpfte, bedauert die Armen, gibt ihnen Almosen und rät ihnen Tugend.

Wer im Nest aus Grobstroh zur Welt kam, beneidet die Reichen, nimmt Almosen und erfleht von ihnen vergeblich Einsicht und sein Recht.

Verwirrt ist der Menschen Blick auf Erde, Sonne und seinesgleichen; aber die Ärmsten und die Weisesten sind aufgebrochen, das Sehen zu lehren, die Vernunft zu schüren und alle goldenen Throne zu stürzen.

Der Herr der Wälder und Pilze hob die Hand. „Halt!" Die helle hagere Hand pendelte zwischen den Zweigen wie eine gespenstische Frucht, da aber verließ der Förster sein Fichtenversteck und ging auf einen Mann zu. Seine bekrallten Blicke schienen das Leseholz auf dem Handwagen des Mannes auseinander zu kratzen. Der Mann war der Glasmacher Gustav Büdner, der Handwagen gehörte ihm und enthielt seine letzte Leseholzfuhre für dieses Jahr, für das Jahr neunzehnhundertundzwölf.

Der Förster entdeckte unter dem Leseholz einen zersägten Trockenstamm, zog sein Notizbuch und schrieb etwas hinein. Gustav Büdner starrte auf den langen Nagel am Zeigefinger des Försters. Wozu braucht ein Mensch einen so langen Fingernagel? Braucht er ihn zum Ausräumen seiner langen Baumelpfeife? – Der Förster ging bis zu einem Baum am Waldrand, bückte sich dort und ritzte mit dem langen Fingernagel ein Kreuz auf den Waldboden. „Hier abladen!"

Es kam ein Strafschein über einen Taler. Der Strafschein war von der Forstverwaltung des Grafen Arnim ausgestellt. Auf Nimmerwiedersehn, du liebes Talerstück!

Der Straftaler brachte die schmale Haushaltskasse der Büdners in Unordnung. Es konnte keine Erlaubnis zum Blaubeerensammeln von der gräflichen Forstverwaltung gekauft werden. Lena, die Frau, mußte die drei Mark in der Blaubeerzeit mit täglichem Angstschweiß bezahlen. Sie fürchtete den

schnüffelnden Forsteleven, und dabei pochten zwei Herzen in ihrem Leibe.

Sollte Gustav Büdner den Taler ohne Zucken und Mucken rollen und das Holz des Trockenstammes, die letzte Fuhre Leseholz liegen lassen, wo sie lag? Nein. Gustav spielte an einem Sonntag mit den Kindern Auto. Jedes Kind schnurrte in einer anderen Tonart. Gustav war der Herr, der die Autos in alle Welt aussandte. Er ließ sie zu einer ganz bestimmten Stelle schnurren, zu der Stelle nämlich, an der der Förster mit langem Fingernagel ein Kreuz in die Erde geritzt hatte. Jedes ausgesandte Auto mußte einen Knüppel Leseholz von dort mitbringen. Für die Sägstücke des Trockenstammes stellte Gustav sogar ein Lastauto, ein kräftiges Lastauto aus zwei Kindern zusammen. Er mußte den Kindern das lange erklären; sie hatten das feine Auto des Grafen, aber noch kein Lastauto gesehen. – Solche Wirrnis um das Winterholz, solche Ungelegenheiten!

Der Mensch Gustav Büdner hing durch eine Reihe lebenskräftiger Väter an der Welt wie an einer guten Nabelschnur. Sein Vater, Gottlob Büdner, hatte Gustavs Großmutter, die eine Magd war, zu früh zur Kindsfreude hingestoßen. Sie war noch nicht reif gewesen für diese Freude, noch nicht bemannt, noch nicht auf Muttersorgen gerichtet. Deshalb sollte und sollte er nicht sein. Er aber hatte den giftigen Absuden, dem heißen Rotwein mit Nelken, den Sprüngen vom Melkschemel im Kuhstall und selbst dem kühnen Griff der Abtreibemuhme getrotzt. Er war in diese Welt gekommen und hatte sich nicht zurückhalten lassen.

Der Vater des Gottlob Büdner hatte sein Leben dem preußischen Prügelstock des Grafen Arnim abgetrotzt. Er war seinem Sterbelager, auf das ihn gräfliche Ziemerhiebe geworfen hatten, mit einem Humpelbein entsprungen.

Der Großvater des Gottlob Büdner war den Pocken mit einem narbigen Gesicht entronnen und dessen Vater hinwiederum hatte sein hartholzenes Lebensboot durch die Pestwogen gesteuert. Kurzum, die Büdners trotzten Tod und Verderben wie die Unkräuter am Wegrand, deren Lebenskraft der Stunde ihrer Entdeckung und Verwendung zuharrt.

Einige Wochen nach dem Einbringen der letzten Leseholzfuhre hastete Gustav Büdner eines Tages von der Arbeit. Fünf schnelle Schritte, dann ein Sprung! So kam er aus dem Wald in die Feldmark. Der Waldweg war schattig, auf dem Feldweg glitzerte der Sand in der Sonne. Büdner kniff die Augenlider zusammen und sah zu seinem Kartoffelstück hinüber, einem Streifen Sandland, auf dem die Stauden kümmerten. Am Feldrand sollte ein beladener Handwagen stehn. Büdner wollte ihn heimzerren. Es stand kein Handwagen dort. Seine Lena hatte kein Unkraut für die Ziegen gerupft. Im Walde hatte Gustav noch ein dummes Liedchen gepfiffen: „Ein Vogel singt vor Lust und Lieb, doch ist sein Nest erst voll Gepiep, ist's mit dem

Singen aus . . .“ Jetzt aber nistete sich der Ärger wie eine schwarze Waldspinne zwischen seinen Gedanken ein.

Da lag das Vorwerk – fünf Häuser stark – und bei jedem Haus in einem Nest von Bäumen ein kleineres, ein Hausjunges – der Stall. Aus dem Schornstein auf Büdners Dach stieg eine zerzauste Qualmwolke. Die Lena verpraßte also das Winterholz, das teure, umständlich erworbene Winterholz. Die schwarze Ärgerspinne übernetzte Gustavs Gedanken jetzt ganz und gar. Am liebsten wäre er wie ein Tier auf allen vieren getrabt, um schneller daheim zu sein. Wie oft hatte er Lena anbefohlen, die Futterkartoffeln mit dem Mittagbrot zusammen abzukochen. Wieder hatte sie es unterlassen und kochte jetzt volldämpfig, um ihre Nachlässigkeit zu verbergen. O, diese verdammte Nähfummelei! Ach, die verfluchte Lesewut seiner Frau! – Er hatte nichts gegen das Nähen. Es mußte sein. Der Mensch kann nicht mit bläkenden Löchern in der Kleidung unter dem hellen Himmel einhergehen. Er hatte auch nichts gegen das Lesen. Das Lesen half zuweilen die zwickenden Nöte vergessen. Er hatte aber gegen Nähen und Lesen etwas, wenn es am Tage geschah. Nähen war eine Ausruhbeschäftigung für den Abend, und den nagenden Nöten konnte man am Tage besser durch strenge Arbeit entkommen. Der Zorn lag Gustav wie ein praller Sack im Rücken. Er stolperte auf dem glatten Fußsteig.

„Brauchst nicht zu sputen; er ist noch nicht da“, rief eine dunkle Kinderstimme. Die Stimme kam aus einer Wildfliederhecke und gehörte Gustavs ältester Tochter Elsbeth. Gustav hielt so plötzlich ein, daß sich sein Rucksack hob, und der Rest Gerstenkaffee in der Blechflasche gluckste. „Was hockst du da?“ Gustav war geneigt, seinen gefuderten Zorn gleich auf dem Wege abzuladen. „Versteckst dich vor der Arbeit, hä?“

Getuschel hinter der Fliederhecke. Eine andere Stimme sagte munter: „Wir sind doch alle hier beisammen, Gustav.“ Das war die Stimme des Vierjährigen und Hätschels, der seinen Vater noch mit Vornamen ansprach. Jetzt kroch Elsbeth wieder halb aus der Hecke. Gustav brauste sie mit einem Wortsprudel ab: „Ist heute vielleicht Sonntag, Spieltag, freier oder Feiertag, du Trine? Rekelst dich wie eine Glucke unterm Flieder. Lockst die Brut vom Hause weg. Sollst du nicht helfen zu Hause und umsichtig sein?“

Elsbeth zog Kopf und Zopf in das Heckendunkel. Wieder schickte sie den Jüngsten in die Schlacht mit Vater Gustav. Der Weißkopf schob sich wieder aus der Hecke. „He Gustav, spiel doch mal mit uns!“ Gustavs Gesicht verlor endlich seine Zornzüge. Er nestelte sein schweißnasses Taschentuch aus dem Hosensack und putzte seinem Jüngsten das Gesicht. „Du schwarze Wühlmaus, ach, du Ferkelvieh.“

Der Sonnenschein auf dem Gesicht des Vaters lockte alle Kinder aus der Hecke. „Wir warten hier, bis unser Neuer da ist.“

„Was? Welcher Neuer?"

„Der neue Junge, Menschenskind. Ich hab die Tante Schnappauf holen müssen. Die Tasche hab ich ihr getragen. Sie haben sich mit Mutter eingeschlossen. Sie warten in der Stube auf den Storch. Der Storch ging froschen, eingeschlafen ist er. Dort in der Wiese steht er. Siehst du ihn?" Elsbeth zwinkerte dem Vater zu. Gustav starrte den Reiher an, der seitab in der Wiese auf einem Bein stand. Der verwirrte Vater schob sich die Mütze in den Nacken und kratzte in seinem verschweißten Haarstutz.

„Bringt uns der neue Junge etwas mit?" wollte der fünfjährige Paul wissen.

„Ein Fuder Jammer." Gustav lief schon wieder. „Herrgott, na, na, sei du jetzt still!"

„Er bringt bestimmt ein Eichelnäschen mit und dazu rosa Füße mit Zehen daran wie Würzelchen so zart", tröstete Elsbeth den Bruder und zerrte an ihrem Zopf, der im Heckengeäst hing.

„Dir bringt er eine Fuhre gelber Windeln, lange Trine", schrie Vater Gustav und trabte.

War auf die Weiber Verlaß? Keine Spur. Lena hatte sich verrechnet, um einen Monat verrechnet. Sie dachte zuviel an die verrückten Verhältnisse aus ihren Büchern. Sie hatte auch den Decktag der jungen Ziege nicht aufgeschrieben.

Geschrei und Gekreisch. Gustav fuhr herum wie ein Wetterhahn bei Sturm. Hinter ihm rannten seine sechs Kinder und schubsten einander; jedes wollte den neuen Jungen zuerst sehen. Herbert plumste in den Mahlsand und schrie. Paul stolperte über ihn, schlug hin und kreischte. Elsbeth rannte zu Hilfe und barmte. Gustav fuchtelte. „Zurück, zurück, zum Flieder! Wartet dort! Ich pfeife und dann kommt ihr!"

Die Kinder stutzten, standen stockstarr. „Was wirst du pfeifen, gib es an!"

„Was man so pfeift, das werd ich pfeifen: ‚der Jule hat sein Geld verjuxt...' Still jetzt! Husch, husch!"

Das Hoftor breit auf, die Gartenpforte breit auf. „Der Donner treff mich, das sieht aus wie Zwillinge", räsonierte Gustav, „Gott, sei ein Kerl und steh mir bei!"

Die Viehkartoffeln lagen gekocht im Futtertrog. Das hatte Lena noch geschafft. Aus dem Schornstein qualmte und qualmte es: Dort siedete also das Badewasser. Gustav raffte rohe Kartoffeln in einen Topf. Weshalb sollten nicht auf der gleichen Glut Viehkartoffeln für den nächsten Tag mitkochen? Den Topf vorn, den Rucksack hinten – so ging Gustav in die Küche und der Geburt eines weiteren Sohnes entgegen.

Der Schlüssel knirschte im Schloß. Die Hebamme kam aus der Schlafstube. „Ein schöner Junge wieder, Gustav."

Für Gustav war die Hebamme mit dem Totengräber verwandt. Anderer Leute Leid – ihre Freud. Hebamme und Totengräber arbeiteten auf die Länge des Lebens Hand in Hand: Sie holte die Menschen in die vertrackte Welt, er schaffte sie hinaus. Bezahlen mußten die Anwesenden. – Gustav rückte die Töpfe auf dem Herd zurecht und sah die Zubringerin des Grabgräbers nicht einmal an. „Geh mir los, Windelhexe!"

Die Hebamme planschte lustig im dampfenden Wasser. „Neun Pfund der Junge diesmal, Gustav."

Gustav fuhr sich mit einem ausgebrochenen Kamm durch seinen Haarstutz. „Gib zu, daß dich die kleinen Leute nähren."

„Schaut euch den Bärbeiß an, ihr Menschen." Die Hebamme trocknete sich die Hände ab. Ihr Gesicht war das eines Pferdehändlers, der gut verkauft hat. „Jeder Erdenmensch dankt Gott für Kinder mit gesunden Gliedern."

„Gott? Geschenkt? So einen Wegfraß schenk ich mir noch alle Tage selber." Gustavs Hand zitterte. Der Scheitel in seinem Haarklecks über der Stirn wurde schief. „Gesteh, die kleinen Leute sind's, die dich mondrund und fröhlich machen."

Das Gesicht der Hebamme wurde purpurn. „Nein!" Sie warf ihre Instrumente hastig in die Tasche. Gustav ließ nicht ab. „Dann zahlen andre besser, wie?"

„Ich weiß von keinem andren nicht, das Maul halt jetzt!"

„Ich mein die andren, die da sieben Monat bevor es kräht zu dir um Hilfe kommen." An der Nasenwurzel der Hebamme erschien ein Zornwulst. „Genug, genug, hör auf, du Rabenvater, du!"

Gustav kämmte vor Aufregung sogar sein Bärtchen. „Bekenne, daß du Menschen und Engel aus Weiberleibern holst, je wann man's dir bezahlt, zu spät oder früh."

Die Hebamme streifte sich die Ärmel wieder hoch. „Wie meinst du das, mein Junge?"

„Bar auf der Hand ersetzt den Verstand, so mein ich es. Von kleinen Leuten wird Verstand verlangt, aus deinen Bündelkindern rechte Menschen herzurichten."

Die Hebamme packte Gustav. Gustav packte die Hebamme. Sie rangen miteinander, bis an der Hebammenjacke die Knöpfe abplatzten. Die dicken Brüste der Wehmutter quollen aus dem Hemdlatz.

„Auch damit schreckst du mich nicht ab", schrie Gustav und packte das dralle Weib bei den Hüften. Die wütende Hebamme krallte sich in Gustavs frisch gesträhltes Haarbüschel. Geächz und stummes Ringen, aber dann schepperte ein Wassereimer zu Boden. Das kalte Wasser beschwappte die Kugelwaden der Wehmutter. Sie kreischte auf. „Dank deinem Gott auf Knien, daß ich von amtswegen keine langen Finger nicht haben darf."

„Ich hätt dir schon die Krallen abgestutzt, du fette Totenkrähe", keuchte Gustav.

Die Schlafstubentür ging auf. Lena stand in der Küche bei den Raufenden. Lena – zitternd mit wäschebleichem Gesicht. Gustav und die Hebamme flogen wie Kampfhähne auseinander, wenn sie den Kehrbesen der Hofmagd sehen. Die Hebamme fuhr zerzaust in ihre Amtsobliegenheiten zurück. „In dein Bett geh, Lena! Mit dem da werd ich noch allein fertig, zur Leiche dresch ich ihn dir."

Lena weinte nicht. Es war wohl nach der Geburt keine Träne mehr in ihr. Sie wrang die Hände, und ihre blaßblauen Lippen zitterten. Gustav packte sie, bevor sie umsank und trug sie ins Bett.

Der zerkrallte Mann saß auf dem Bettrand der Wöchnerin. Er streichelte seinem Weibe die Hand. „Man wird doch noch die Wahrheit sagen dürfen."

„Nicht immer."

„Nicht immer?"

„Die Wahrheit braucht ein gares Feld zum Keimen."

„Woher nimmst du die Weisheit kastenweise, Frau?"

„Das habe ich in einem Buch gelesen."

„In Büchern ist das Leben zahm und ungezähnt." Das Blasrohr in der Glashütte hatte einen Hornbuckel an Gustavs Daumen herausgefordert. Mit diesem buckligen Daumen fuhr er jetzt über Lenas Handrücken. „Hast dich verrechnet mit dem Kinde?"

„Zu früh, zu wild, es wollt und wollt nicht in mir bleiben."

„Wie stimmt's jetzt mit der Haushaltskasse, mit der Taufe?"

Lena hob müde die Schultern. Sie hatte die Augenlider geschlossen. Sie schwebte. Aus dem blutleeren Körper kam Musik für sie, nur für sie. Gustav hörte nichts davon. Er hockte wie ein Holzklumpen auf der karierten Ziche und dachte. Er konnte nicht denken, ohne zu reden. – „Taufe, Taufe ... wozu muß ein Mensch getauft sein, he? Damit sich die anderen vollfressen, wie? Ich hab einen gekannt, dem hat kein Pfarrer Wasser auf den Kopf geschüttet. Er hatte später niemals nicht daran zu leiden. Er stand mit mir in der Fabrik und kam aus Polen oder da wo her. Man hatte ihn vergessen abzutaufen. Er war sogar von Gott begünstigt und fraß Glas. Wie ich hier sitze: Glas gefressen hat er. Sobald er einen sitzen hatte, ernährte er sich spielend. Vorspeise ein Schnapsglas, Hauptmahlzeit ein Bierglas. Die Gaffer zahlten gern die Gasthauszeche. So sparte der sich manches Mittagessen."

Lena schlug die Augenlider wieder auf. Sie hatte von Gustavs Erzählung vom Glasfresser nur ein Gemurmel vernommen. Sie schaute ihren Mann an, wie wohl Mütter in aller Welt nach Geburten ihre Männer anschauen: Für Lena war Gustav ein geheimnisvoller Zauberer, vielleicht auch ein Wind, der in den Kirschbaum fährt und die Bienen mit ihren staubbedeckten Lei-

bern an die Blütenpollen drückt. Ein Wind, der große Veränderungen bewirkt.

Gustav dachte wieder: Der ganze Himmel ist voller Seelen. Wenn's nicht Gustav gesagt hätte, wär's sogar feierlich gewesen. Überall, wo du hinguckst und hinspuckst: Seelen, Seelen, Seelen. Sie wollen erlöst sein. Sie fahren den Männern in die Hosen, den Weibern unter die Röcke und drängen, drängen sie, bis sie sich zueinander werfen und dem Wunsche der unerlösten Seelen willfahren, hä?

Über Lenas Gesicht lichterte ein Lächeln. Ihre Nasenflügel fingen es ab, aber es zerrte dort und zerrte, jeden Augenblick bereit, auf ihr Gesicht hinaus zu springen. Gustav weilte bei seinen Seelen. „Die Seele ist zufrieden, getauft und alles zusammen, wenn sie in die Welt schlüpft."

„Das hab ich noch nie und nirgends gelesen." Lena hüstelte matt.

„Da kannst du lange suchen. Es ist nicht aufgeschrieben. Es ist von mir persönlich ausgedacht. Tiefsinnigkeiten sozusagen und ausgedacht eines Sonntags im Walde, als die Glocken aus drei Dörfern zu hören waren." Gustav sah seine Frau erwartungsvoll an. In seinen Augenwinkeln hockte der Zweifel über seine eigene Seelentheorie. Lena sah ihn von der Seite an. „Na!"

Gustav kratzt seinen Hornknorpel am Daumen. „Um ganz ehrlich zu sein: ich hab's von einem aus der Fabrik."

„Was."

„Er hat mir ein paar Samenkörner von der Seelenlehre ins Gehirn gestreut. Er war von denen."

„Von welchen?"

„Er diente den Seelen. In Amerika soll's einen ganzen Verein solcher Seelendiener geben. Sie haben einen eigenen Propheten. Der Mann hat eine öffentliche Propheterei und heißt Josef Schmidt."

Lena lächelte fein. „Nein, jetzt hast du mich zum besten, Gustav. Ein Prophet kann Hesekiel und im schlechtesten Falle Elias, niemals aber Josef Schmidt heißen. Josef Schmidt – nein!"

Gustav trank schnell einen Schluck vom dünnen Gerstenkaffee, der auf Lenas Nachttisch stand und beleckte sich die Lippen. „Es war ein jüngerer Prophet, mußt du wissen. Er hatte sozusagen wie der Mann, der das Elektrische entdeckte, herausgefunden, wie jammervoll die unerlösten Seelen umherschwirren müssen. Simm, simm wie die Mücken so sind sie, die unerlösten Seelen. Auf jedem Misthaufen sitzen sie. Sie taten dem Propheten Josef Schmidt leid. ‚Frau', sagte der Schmidt zu seinem Weibe, ‚es ist nicht genug, daß wir jedes Jahr nur eine Seele erlösen. Du bist, wie Weiber so sind, schwach und hinfällig, ich aber für meinen Teil könnte jeden Tag eine oder auch mehrere unerlöste Seelen zur Einfleischung bringen.' Die

Frau Prophet gab zu, daß sie schwach wäre. ‚Du bist nun der Prophet', sagte sie zu ihrem Josef. ‚Tu, was die Seelen dir sagen!' Gesagt getan: der Josef ging umher und erlöste. Wo er ein Weib fand, daß seine hohe Lehre begriff, befreite und erlöste er mit ihm eine schwirrende Seele."

„Duuu!" Lena drohte. Ihre weiße Faust war wie ein Schneeball. Gustav ließ sich von der kleinen Fuchtelfaust nicht beeindrucken. „So und nicht anders hat der in der Fabrik mir das erzählt. Ich lüg nicht. Die Lehre fand Anhänger, eine wilde Menge Anhänger, hä."

Lena kannte ihren Gustav. Er konnte ganze Theorien erfinden, um zu einem seiner kindischen Ziele zu kommen. Sie strich über das bedaunte Kinderköpfchen. „Aber getauft wird das hier. Muß eben ein bißchen warten, das Rackerlein. Was will's, wenn's zu früh kommt."

Gustav versuchte es noch einmal. „Es gibt ganze Völker, die nicht getauft sein sollen. Sie haben keine Kosten und Gott hat sein Wohlgefallen trotzdem an ihnen."

Lena versuchte sich aufzurichten. „Kosten? Wir nehmen Leute zu Paten, die dem Kind ordentlich was ins Steckkissen schieben."

Gustav atmete auf. „Wenn du das schaffst, denn will ich nichts gesagt haben." Er erhob sich. Seine Seelentheorie war hinfällig geworden. Er ging vor die Tür und pfiff: „Der Jule hat sein Geld verjuxt..." Aus der Fliederhecke flatterten die Kinder. Gustav stampfte mit dem Handwagen zum Kartoffelacker. Für vierzehn Tage mußte er Lenas Arbeit mit vertilgen und verdauen. Die Hebamme kam nicht mehr. Sie ließ die Wöchnerin liegen. Das Geburtengeld trieb der Gemeindediener für sie ein.

Stanislaus wird auf merkwürdige Weise getauft, erstickt und ins Leben zurückgerüttelt

Die Familie Büdner beriet den Namen des neuen Jungen. Gustav nahm seine ausgestreckten Finger für die Familienzählung zu Hilfe. „Wir haben jetzt einen Erich, einen Paul, einen Artur, einen Willi und einen Herbert, da brauchen wir also einen Stanislaus."

Die immer noch geschwächte Lena hantierte schon wieder sitzend. „Ich hätte an einen Bodo gedacht", sagte sie. Diesen Namen hatte sie kürzlich in einem der Bücher, die sie vom Schloßpersonal zum Lesen lieh, gefunden.

„Bodo? Das ist ein Hundename. Ein großer Hund könnte zur Not Bodo heißen." Gustav schaukelte den vierjährigen Herbert auf dem Schoße, damit Ruhe bei der Beratung herrschte. Elsbeth, die Älteste, stemmte empört die Hände in die Hüften. „Stanislaus heißt kein Mensch in der Welt. Wir haben noch keinen Günther. Alle Leute haben schon Günthers. Wir gehen nicht ein bißchen nach der Mode."

Gustav sprang auf, setzte den Jungen ab und marschierte mit baumelnden Hosenträgern in der Küche hin und her. „Mode hin – Mode her, handelt es sich vielleicht um deinen Jungen? Wie alt bist du überhaupt?"

„Dreizehn."

„Stanislaus, das war ein Glasfresser, wenn ihr was wissen wollt. Es ist nicht gesagt, vielleicht fraß er sogar Blechtassen. Ich kann darüber nichts aussagen, nicht alles haben meine Augen gesehen, was auf der Welt geschieht."

Lena versuchte es noch einmal mit Bodo. „Er war in dem Buch, das mir die Vogtsfrau zum Lesen gab, ein Geigenkünstler. Drei Striche auf seiner Geige, und alle Frauen wiegten sich im Takte."

Gustav trat sich auf den Hosenträger. „Und die Männer?"

„Zwei davon haßten ihn, den Bodo, weil er ihnen die Frauen wegspielte."

„Da hast du es! Bodo geht also nicht. Hin und her, den Namen bestimm diesmal ich. Herbert war ein Name nach eurem Appetit. Der hier wird Stanislaus heißen und kein Gramm weniger!"

„Sie werden ihn Laus rufen." Elsbeth verkroch sich in der Herdecke.

„Wie?" Gustav stutzte. „Unmöglich."

„Stangenlaus werden sie ihn benamen."

Gustav starrte auf eine Fliege an der Küchenwand. „Mag sein, daß sie ihn eine Weile so rufen, aber wenn er anfängt Glas zu fressen, werden sich Hänsler und Stichler in staubige Ecken verkriechen." Er begann Herbert zu waschen. Das Geschrei des Jungen machte der Beratung ein Ende.

Der Standesbeamte schob sich die Brille auf die Stirn. Eine große bläuliche Warze sorgte dort dafür, daß die Brille nicht zurückrutschte. „Stanislaus? Hast du Stanislaus gesagt? Ist das nicht ein bißchen zu polnisch?"

Gustav Büdner begann zu fuchteln. Seine Mütze, die er unter den rechten Arm geklemmt hatte, glitt zu Boden. „Stanislaus steht im Kalender, wie kann's da polnisch sein, hä?"

„Wär Wilhelm nicht ein Name für dein Kerlchen? Wir haben seitenlang keinen Wilhelm im Register." Der Standesbeamte putzte die Schreibfeder an der Löschwiege. Gustav wurde unleidlich. Alle Welt hatte etwas gegen seinen Stanislaus. „Wilhelm kann jeder Popanz heißen. Der meine soll Stanislaus benamt werden. Du hast ihn übrigens nicht gemacht."

„Jeeder Poopanz?" Der Standesbeamte rieb sein wulstiges Ohrläppchen. „Bei den Sozialdemokraten bist du nicht, Büdner, wie?"

„Geh mir weg mit Spezialkameraden. Ich bin, der ich bin, und Stanislaus wird Stanislaus sein wie ein gewisser Glasfresser, den ich gut kannte. Er käm hier herein und fräß dir das Tintenfaß vom Tisch."

„Weißt du nicht mehr, welche erlauchte Persönlichkeit Wilhelm heißt, Büdner?"

„Wilhelm steht nicht im Kalender."

„Soso." Der Standesbeamte schrieb widerwillig ins Register: „. . . ein Kind auf den Namen Stanislaus . . ."

Gustavs Gruß blieb unbedankt, als er ging.

Mit der Taufe sollte gewartet werden. Der Monat, den der Junge zu früh gekommen war, mußte herum sein. Die Haushaltskasse!

Erst der halbe Monat war herum, da klopfte der Pastor leise und heilig an Büdners Tür. Gustav rasierte sich. Er hockte mit halb eingeseiftem Gesicht vor dem zerschrundenen Familienspiegel auf der Ofenbank. „Herein!"

Der Pastor trampte mit spiegelblanken Lederschuhen in die Küche. Lena rutschte eine emaillierte Blechtasse mit dem Bild von Hindenburg aus der Hand. Die Emaille splitterte. Hindenburg hatte keinen Stehbart mehr, aber ein großes Maul. Der Pastor nestelte am Kragen seines schwarzen Rockes. Er steckte den dicken Zeigefinger hinter den weißen Stehkragen. Auf diese Weise leitete der heilige Mann seiner bebenden Brust etwas Frischluft zu. Auf dem gestärkten Kragen saß ein hochroter Kopf, fast ein Rotkohlkopf, mit schwarzem Hut. Der Abgesandte des Himmels plumpste auf einem Küchenstuhl nieder. Lena konnte gerade noch die Waschschüssel unter dem heiligen Gesäß wegziehen. „Der Frie . . ., der Friede sei mit euch, Gottes Segen auch", sagte der Pastor. Gustav fuhr sich rasch mit der Hand über die beseifte Wange. Die Rasiersahne warf er zum offenstehenden Fenster hinaus. Lena band ihre Schürze ab, wendete die innere Seite nach außen und band sie wieder um. „Was verschafft uns die Ehre, Herr Pastor?"

„Meine Tochter, bist du es, die Lena, die früher Nähterin auf dem Schloß war?"

„Diese bin ich, Herr Pastor."

„Daß wir uns so lang nicht sahen, mein Kind."

„Man kommt wenig ins Dorf. Sein Getu hat man. Sieben Kinder, Herr Pastor. Wie das so ist."

„Sieben Kinder. Der Herr segnet euch. Sieben Kinder sagst du, mein Schaf Lena? Habe ich sie alle oder hat anderswer eines weggetauft? Mich deucht, ich hätt' sechs von den deinen, sechs und nicht mehr getauft, liebe Tochter in Christo."

„Zu dienen, Herr Pastor. Das siebente ist noch ein Frischling."

Der Pastor sah Gustav an. „Wer bist du, mein Sohn?"

„Es ist mein Mann, Herr Pastor." Lena schob trockenes Holz, zweimal gestohlenes Holz, für ein Kaffeefeuer ins Herdloch. Der Pastor ließ kein Auge von Gustav. „Sooo, dein Mann also? Komm her, mein Sohn, reich mir die Hand!"

Gustav tat wie ihm befohlen. Der Pfarrer sah auf die am Herd knieende Lena herab. „Ist er ein Heide, dein Mann? Ich seh ihn nicht in der Kirche."

„Ein Heide ist er nicht, Herr Pfarrer."

„Wie alt ist dein Jüngstes, mein Pfarrkind Lena?"

„Es ist drei Wochen und einen Tag alt, Herr Pastor."

„Wie wird es heißen?"

„Es wird Stanislaus heißen, Herr Pastor."

„Drei Wochen auf dieser sündigen Erde und Stanislaus, sagst du? Nicht genug, daß es drei Wochen unter Christen weilt und immer noch ein Heide ist, auch noch Stanislaus?"

„Der Name steht im Kalender", Gustav sagte es unfreundlich, fast drohend.

„Schäm dich, neunmalgescheite Seele! Stanislaus, ein katholischer Name und so gut wie heidnisch." Der fromme Mann erhob sich und patschte sich mit den Würstchenfingern das rote Gesicht ab. „Sünder, ihr, was mutet ihr eurem Pastor und Hirten zu? Laßt ihn unter einem Dach mit einem Heiden sitzen. – Lena, wie lang warst du Nähterin auf dem Schlosse?"

„Sieben Jahre, Herr Pastor."

„Und weißt nicht, daß die gnädige Frau, die Schutzpatronin unserer Kirchengemeinde, Gott segne sie, die gnädige Frau, die den Christus in der Kirchvorhalle aufbessern ließ, die ihn anstreichen, die seine gespaltene Nase leimen ließ, unsere ehrenwerte gnädige Frau, weißt du nicht, daß sie zu Gottes Lobe weder große noch kleine Heiden zuläßt?" Der Pastor war etwas außer Atem gekommen. Er mußte gegen das Mahlgeräusch von Lenas Kaffeemühle anpredigen. Lena schüttete das Gerstenpulver in einen Topf. „Ich weiß es, Herr Pastor, aber ..."

Der Pastor knipste ein Marienkäferchen vom Rock. „Laß mich kein Aber hören, du Störrische du. Richte dein Kind auf nächsten Sonntag her, daß ich es taufe und in Gnaden aufnehme in die Familie der Christen. Ich halt mich bereit. So du aber nicht zur festgesetzten Stunde mit deinem Bündelkind am Taufstein erscheinst, wird Gott mich strafen, wenn ich fürder meine segnende Hand über dich und das Kind halte." Die letzten Worte sagte der Geistliche schon im Hausflur. Er war kein Freund von Gerstenkaffee. Er predigte und ging rückwärts dabei. Lena folgte und gab dem frommen Mann mit gesenktem Kopf das Geleit. Gustav begleitete diesen frommen Fleischklumpen nicht. Er nahm den Schürhaken und hieb mit ihm auf die Herdringe. Diese Heiligkeit war ja schlimmer als der Soff!

Auf Lena hatte die christliche Drohung ihren Eindruck nicht verfehlt. Sie rannte noch am gleichen Tage mit den großen Kindern in die Blaubeeren. Mühsam füllte sie ein Eimerchen mit raren Augustbeeren für den Taufkuchen. Schlimme Geschichten kreisten dabei in ihrem Kopf: Einem zu spät getauften Kinde sei auf dem Schenkel eine Art Mausfell gewachsen, wußten die Leute zu berichten. Dieses ungetaufte Kind hatte schon be-

gonnen ein Tier zu werden. Ein anderer Spättäufling habe einen prächtigen Pferdefuß bekommen. Der Teufel habe schon seinen Anspruch auf das Wurm geltend gemacht. Ein dritter Taufsäumling sei gar lebenslang ein Bettnässer geblieben. Weil ihn das heilige Wasser zu spät erreicht habe, sei fort und fort unreines Wasser von ihm gewichen.

Patinnen wurden: Die Frau des Gutsvogtes, deren Blusen Lena ständig weiten mußte; die Frau des Dorfkrämers, die hin und her einmal anschrieb, wenn Büdners Wochenlohn nicht reichte; die Frau des Bauern Schulte, der ab und an einen halben Tag sein Pferd für Büdners herlieh. Patin sollte auch die Frau des Dorfschusters werden. Lena dachte dabei an Gratissohlen für die Winterschuhe. Gustav war dagegen. „Die Schustersche ist katholisch. So etwas faßt meinen Jungen nicht an!"

Lena sah ein. Sie schlug dafür die Frau des Försters vor. Gustav schüttelte sich wie ein Hund nach dem Bade. „Die schon gar nicht!" Er dachte an den langen Fingernagel des Försters. Man einigte sich auf die Frau des Lehrers. Eine Beamtenfrau als Patin.

Es wurden zwei Kuchen gebacken: ein Blaubeerkuchen und ein Zuckerkuchen. Gustav schlachtete drei Kaninchen. Sie waren nicht ganz reif; vierzehn Tage fehlten ihnen an der Mast. – Alles wegen der Eile des Pastors. – Als Gustav die zerlegten Kaninchen in die kleine Speisekammer brachte, sog er mit geblähten Nüstern den Kuchenduft ein. Lena stellte sich mit ausgebreiteter Schürze vor die gebräunten Fladen. Ihre aufgeblühten Brüste wölbten sich hinter der Kattunbluse. „Du Kater willst an den Kuchen. Ich seh dir's an."

Gustav setzte eine Theorie in die Welt: „Wir haben Stachelbeerwein die Fülle. Laß die Paten davon trinken. Wer viel trinkt, der viel singt. Wer singt aber kann nicht kauen."

Lena kniff die Lippen zusammen. Gustavs hingefaselte Theorien machten ihn für sie unwiderstehlich. Sie nahm sein Schlachtmesser und schnitt ihm ein Stück Blaubeerkuchen herunter. Gustavs Kiefer knackten. In der rechten Hand hielt er das Kuchenstück, mit der linken streichelte er Lena und drückte seinen kauenden Blaubeermund gegen ihre pralle Brust. Lena schüttelte sich. Gustav legte das Kuchenstück beiseite und umschlang sein Weib mit beiden Armen. „Ich hätte fast Lust, dir wieder ein Kind zu machen." Lena juchzte auf. Die Kinder kamen vom Hof getrappelt. Gustav griff nach seinem Blaubeerkuchen und schmatzte wie ein Igel daran. Den Rest starrten ihm die Kinder aus der Hand.

Sonntag. Tauftag. Die Klaräpfel im Garten färbten sich gelblich. Die Futtersaat grünte auf den Schäläckern. Kaum waren die Hühner aus dem Schlupfloch geflogen, wurde es auf Büdners Hof lebendig. Als der Hahn auf dem Torweg den Tauftag einkrähte, rasselte Lena schon mit den Herd-

ringen, und Gustav verschnitt sich mit der großen Schneiderschere den Schnurrbart. Er schnipperte sich sogar sorgsam die überständigen Haare aus den Naslöchern. In der Schlafstube begannen sich die Kinder zu rekeln. Auf der Stalltür zwitscherten die Schwalben.

Acht Uhr, und die erste Patenfrau kam. Es war die Frau des Gutsvogtes, der Lena noch die Festbluse weiten sollte. Das Dickweib zog seine Bluse in der Küche aus, und sein Schweißgeruch vermischte sich mit dem Kochdunst. Gustav betrachtete die wabbeligen Oberarme des fremden Weibes. Begehren glomm in ihm auf. Lena wurde argwöhnisch. „Du kannst wohl nicht die Kinder ein wenig anziehn und betun, was?"

Gustav schlürfte in seinen zerlappten Tuchpantoffeln davon. In der Tür drehte er sich noch einmal um. Solche Arme aber auch! Er konnte sich nicht sattsehen. – Die Vogtsfrau näselte und sagte mit dem melancholischen Augenausdruck der Dicken: „Hätten Sie ihn nur dagelassen, Frau Büdner. Er ist ja verheiratet. Was wird er sich schon groß an mir abgucken. Ein bißchen mehr Fleisch als bei Ihnen, aber mein Mann hat's nicht ungern." Sie setzte sich und legte die weißen Wabbelarme auf den Küchentisch. „Hättet ihr vielleicht ein Krümchen zu essen für mich? Ich bin nüchtern von daheim weg." Lena erschrak. Sie kam aus der Speisekammer mit zwei Stückchen Zuckerkuchen und einem erblaßten Gesicht zurück. Die Vogtsfrau schob ein Kuchenstück bis zur Hälfte in den breiten Mund. „Ist Ihnen nicht gut, Frau Büdner?"

„Das sind so Nachwehen." Lena schlüpfte auf den Flur und rief dort leise nach Gustav. Gustav erschien mit einem Bündel Kinderhemden. „Fast der ganze Zuckerkuchen."

„Was Zuckerkuchen?"

„Weg."

„Die Katze?"

„Die Katze mit einem Messer?"

„Du denkst wohl ich?"

„Gustav!"

„Nie und nimmer."

Es stellte sich heraus, daß sich die Kinder über den Zuckerkuchen hergemacht hatten. Sie redeten durcheinander, eines beschuldigte das andere. Gustav warf in einem Anfall von Jähzorn das Hemdbündel auf die Dielen. „Still jetzt! Kein Wort mehr, sonst sind wir vor den Gästen blamiert!"

Die Alten standen in der Speisekammer und betrachteten sorgenvoll den dezimierten Kuchen. „Die Blamage, die Blamage!" Man kam überein, Elsbeth nach dem kirchlichen Taufakt um Plinsenmehl und Zucker auszuschicken. Man rechnete mit dem Eingebinde der Paten. Die Kinder sollten keinen Kuchenkrümel mehr haben. Gustav wollte Plinsen für sie backen.

Beim Dorfkrämer konnte das Plinsenmehl nicht geholt werden. Die Frau war Patin. Was hätte sie denken sollen. Also sollte Elsbeth nach Schleifmühle rennen. Nach der Taufe, versteht sich.

In der Küche leckte die Vogtsfrau die Kuchenkrümel vom Teller. „Plagt Sie der Hunger auch manchmal so, Frau Büdner? Ich wäre imstande, auf der Stelle einen ganzen Kuchen zu vertilgen."

„Ein herrliches Wetter draußen", sagte Lena.

Die Frau des Lehrers kam. Sie trug ein strenges Gesicht durch die Welt, war Besitzerin eines verkniffenen Mundes, und ihre Schotennase schleppte einen Kneifer. Gustav brachte sie in die ausgeräumte Stube und schenkte ihr Stachelbeerwein ein.

„Nein, bitte nicht auf nüchternen Magen", wehrte sich die strenge Dame. „Es war soviel vorzubereiten, daß ich ungesättigt von daheim ging."

Gustav fragte die Lehrersfrau nicht, ob sie gewillt sei, etwas zu sich zu nehmen. – Die Kinder kamen und begrüßten die Lehrerdame mit eindressierten Dienern und Knixen.

Die Frau des Krämers tappte heran, eine magere Frau, in deren blassem Gesicht ein süßes Lächeln klebte. Ein Lächeln wie eine chronische Krankheit, die sie sich im Verkehr mit der Kundschaft zugezogen hatte. Ein Lächeln, das selbst im Schlafe da und gegenwärtig war. Gustav überfiel auch diese Frau mit seinem Stachelbeerwein. Die Krämersfrau nippte davon. Der Wein war sauer und kratzig. Die Krämersfrau lächelte. Sie schüttelte sich innerlich.

In der Küche erzählte die Vogtsfrau Dorfneuigkeiten: „Sie geht also ins Holz. Ich rede jetzt von der Fleischbeschauerschen; na, denke ich, ohne Holzschein? Na, denk ich, das gibt was. Eine Viertelstunde später geht der Förster in den Wald. Ich seh das alles von meinem Küchenfenster aus, nicht, daß ich gelauscht hätte, liebste Frau Büdner, nein, vom Küchenfenster aus. Der Förster also hinterher. Er wird sie überführen, denk ich. Schaden kann's ihr nicht, wenn er sie ertappt, die hochmütige Person.

Nach zwei Stunden kommt sie wieder. Der Wagen rappelvoll Holz, nicht etwa Leseholz, schönes kerniges Klafterholz. ‚Er hat es mir selber aufgeladen', prahlt sie. Da steckt doch was dahinter, denk ich. Es steckte auch etwas dahinter. Nein, nicht was Sie denken, Frau Büdner. O, um Gotteswillen, ich habe nichts von einem Verhältnis gesagt. Nein, der Fleischbeschauer hat den Sozialdemokraten abgeschworen, wie sie sagen. Der Inspektor hat sich erkenntlich gezeigt. Das steckt dahinter. Ich denk ja ..." Gustav kam mit der Bratenpfanne in die Küche geschossen. Die Vogtsfrau sagte vorläufig nicht, was sie dachte.

In der Taufstube unterhielten sich die Lehrerdame und die Krämersfrau. Die Frau Lehrer deckte ihr hörbares Magenknurren mit einem Wortschwall

zu: „Ja, Sie schaun so auf meine Bluse. Es handelt sich um keine neue Bluse, wenn Sie das etwa denken sollten. Ich brächt es nicht über mir, ein neues Stück zu kaufen, bevor meine Schulden bei Ihnen getilgt sind."

„Ich schau nicht nach Ihrer Bluse, und ich denk nicht an Ihre Schulden; sie sind nicht der Rede wert." Die Krämerin lächelte. Die Frau des Lehrers kaute an der zweideutigen Antwort. Die Frau des Krämers fühlte es. „Ich schau mir Ihr glückliches Gesicht an."

Die Lehrerdame atmete auf. „Der Schein kann trügen, beste Frau Mantscher."

Die Lehrersfrau nahm ihren funkelnden Kneifer ab. Ihr Gesicht fältelte sich, es fiel zusammen. „Sie zum Beispiel, Frau Mantscher, haben einen Mann, der das Ihrige zusammenhält, der meine streut das Unsrige aus. Das muß gesagt sein, denn nicht jeder trägt sein Kreuz sichtbar auf dem Rücken. Sehen Sie, gestern kommt der Mensch wieder mit einem Stoß Bücher aus der Stadt. Bücher! Ich kann kaum die Titel aussprechen – Apersociation oder ähnlich –, und er liest sie, verschlingt sie wie weichen Käse."

Die Frau des Krämers lächelte. „Vielleichts sieht's nur so aus als ob es sich um unnütze Ausgaben handelt. Es ist am Ende wie bei uns mit Tüten und Einwickelpapier."

Die Lehrersfrau setzte den Kneifer wieder auf. „Nein, kein Vergleich. Einwickelpapier? Tüten? – Einen Pfennig Aufschlag pro Pfund und Tüte – das Geld ist wieder da, vielleicht sogar mehr als das, nein, kein Vergleich. Aber sehen Sie, mein Mann schlingt die Wissenschaft herunter – nichts kommt heraus – keine Gehaltsaufbesserung. Für das jetzige Gehalt ist mein Mann wirklich klug genug, ich aber benötige so dringend neue Gardinen. Nun wieder die Taufe hier. Gegen Monatsschluß die Taufe. Am liebsten hätt ich abgesagt, aber kann man das bei kleinen Leuten? Ehrlich gesagt: ich eß zu gern Kuchen."

Poltern im Flur. Die Frau des Bauern Schulte war eingetroffen. „Gleich Stachelbeerwein? Du bist wohl verrückt, Gustav?"

Die Frau des Gutsvogtes kratzte sich in der Küche die nackten Arme. „Wissen Sie, was die Leute über die Schultesche sagen? Sie hält's mit dem Knecht sagen sie. Sie soll sogar zuweilen im Pferdestall bei ihm schlafen. Ich denk ..."

In der Taufstube rümpfte die Lehrersfrau die Nase. Ihr Kneifer stieß an die Augenbrauen. „Eine drastische Person, die Schulte." Die Krämersfrau lächelte.

Glockentöne kullerten über den Hügel. Im Bachtale glitzerten die Wiesen. Grummet-Schober standen als graue Kleckse darin. Die Schwalben fuhren zwischen Baumwipfeln und Blauhimmel dahin. Im Taufhause bündelte Lena den Täufling. Elsbeth rannte nach Kuchen für die Vogtsfrau.

Die Bäuerin Schulte packte das Taufbündel und wischte sich am Steckkissen die Nase. Wie am Abflußrohr der Dorfpumpe hing an ihrer pockigen Nase stets ein kleines Wassertröpfchen. Lena brachte vier Stauden Phlox als Schmuck und Abzeichen für die Paten. – Bis die Taufgesellschaft aus der Kirche kam, trippelten Gustav und Lena wie Meerschweinchen im Hause umher. Lena suchte ihren falschen Zopf. Sie fand ihn am Handtuchhalter. Er hing dort wie ein ausgerissener Pferdeschweif.

Die Taufeltern empfingen die zurückkehrenden Paten vor der Haustür. „Der Pastor hat den Namen nicht herausgekriegt", triumphierte Elsbeth. „Er hat aufs Papierchen gestiert und Stanelaus, dann aber Stanislausus gesagt."

Der, von dem die Rede war, schrie, daß das Steckkissen wackelte. Gustav hatte eingeschenkt. „Ein Glas vor der Haustür, alte Sitte, sonst wird das Kind krank", verkündete er. Die Bäuerin Schulte trank ihr Glas wie ein Mannsbild auf einen Hieb leer. „Simm, simm, der putzt den Rachen." Sie ächzte wie ein Saufaus. Die Lehrerdame schüttelte sich schon im voraus. Die Schulte kicherte: „Trink nur, trink, Lehrersche, dann geht's auf dem Herzhäuschen wie geschmiert!" Die Lehrersfrau trank mäkelig wie eine Ziege. Die Frau des Krämers trank ihr Glas in zwei Zügen leer und lächelte. Die Vogtsfrau klagte über Hunger und schlürfte den Wein wie ein Kalb.

Die Paten gingen in die Stube. Gustav war schon heran. „Ein Glas vor dem Hinsetzen, alte Sitte, sonst versiegt bei der Wöchnerin die Milch!"

„Mir gleich zwei!" schrie die Schulte. „Zwei Brüste – zwei Schoppen." Sie kippte auch diese zwei Gläser Hieb bei Hieb hinunter. Die anderen Frauen tranken mit Widerstreben.

Gustav wartete in der Küche auf Lena, die den Täufling umwindelte. Gleich mußte sich herausstellen, wie hoch das Eingebinde der Paten war. Die Küchentür ging auf. Die Bäuerin Schulte kam. Sie war lustig geworden und zog Gustav am Hosenträger. „Hör her, Nachbar, eingebunden habe ich nichts."

Gustav trampelte aufgeregt hin und her. Die Schulte betrachtete ihn argwöhnisch. „Du mußt wohl mal raus?" Nein, Gustav mußte nicht hinaus. Die Schulte teilte ihm mit, daß er sich statt des Eingebindes heuer dreimal ein Schultesches Pferd für die Feldarbeit ausborgen dürfe. Gustav stopfte sich eine Kaninchenleber in den Mund und verschluckte mit ihr seine Enttäuschung. Den übrigen Teil der Leber grapschte sich die Schulte. „O, Susanna, wie ist das Leben doch so schön ..." sang sie und ging in die Stube zurück.

Lena kam mit einem Bausch Windeln in die Küche. Gustav riß die Augen auf. „Wieviel?"

„Zehn Mark."

„Sie werden am Ende unterwegs was vom Gelde verloren haben. Die verrückte Schulten wird das Steckkissen hin und hergeschlenkert haben."

Die großen Kinder wurden ausgeschickt, den Weg abzusuchen. Elsbeth wand sich vor Hunger. „Geh, geh, geh, sonst sucht wer anders das Geld aus dem Wegstaub."

„Wenn die Störchin hungrig ist, frißt sie grüne Frösche . . .", sang die Schulte in der Taufstube. Gustav rannte mit der Weinflasche zu den Patinnen. „Vor der Taufmahlzeit ein Glas, alte Sitte, sonst bleibt das Kind zwergig!"

Noch waren die Kinder nicht von der Patengeldsuche zurück, da wußten Gustav und Lena, daß kein Pfennig verlorengegangen war: „Eingebunden habe ich nichts", flüsterte die Vogtsfrau. „Mein Mann schickt euch nach dem Dreschen ein Säckchen Hühnerfutter. Geld ist so unpersönlich."

„Sie werden sich wundern, daß wir nichts einbanden", sagte die Frau des Krämers und lächelte. „Man kann ja nicht so, wie man möchte. Ihre Schulden haben wir gestrichen. Jetzt ist reiner Tisch."

„Ich habe leider nur zehn Mark einbinden können", sagte die Frau des Lehrers und schwankte ein wenig. „Wie das so ist – kurz vor dem Monatsersten." Sie sagte das sehr vornehm.

Elsbeth rannte mit den zehn Mark Patengeld nach Schleifmühle um Plinsenmehl, Zucker und etwas Schnaps für den enttäuschten, ach so enttäuschten Gustav.

Am Spätnachmittag knisterten die Plinsen im Tiegel. Gustav versuchte die Hungermäuler der Kinder zu stopfen. Jedesmal, wenn er eine goldgelbe Plinsenscheibe auskippte, zerrissen sie die Kinder in sechs Teile und schlangen. In der Taufstube sang die Schulte jetzt Schnaderhüpfeln. Sie pochte dazu mit den Fäusten auf den Tisch, daß die Kaffeetassen klirrten:

„Ham Kuchen gegessen, die Schnauze ist blau,
jetzt ist er wohl alle, man weiß nicht genau.
Holladrio, holladrihochhochhoch . . ."

Lena schnitt den letzten Blaubeerkuchen auf.

Es dunkelte. In der Küche knisterten immer noch Plinsenscheiben. Der Öldunst durchzog die Räume des kleinen Hauses.

Es kamen zwei Männer: Der Dorfkrämer und der Lehrer holten ihre Frauen ab.

„Das hat noch gefehlt!"

„Immer ruhig wie ein Bierkutscherpferd." Gustav besah gelassen seinen Weinbestand und den Rest in seiner Schnapsflasche.

Der Lehrer war ein hagerer Mann. Wo in seinem Gesicht die Wölbungen der Wangen hingehörten, waren Mulden. Wenn er staunte, blies er diese

Mulden auf. „Sie entschuldigen", sagte der Lehrer. „Sie entschuldigen den ... wie soll man sagen ... Überfall. Es ist ... meine Frau ängstigt sich bei Nacht im Walde. Ich habe darüber nachgelesen: Angst ist eine Sache der Nerven ... der Nerven ja, wenn dann noch ein gewisses Gefühl der Be ..." Die Schulte schnitt ihm das Wort ab. „Komm rein, Schulmeister, und friß was!"

Der Dorfkrämer schaute Dinge und Menschen an, als ob er beständig auszurechnen hätte, was sie kosten könnten, wenn er sie kaufen müßte. Sein Gesicht war ein Feld von Pickeln und Pusteln, wie die Erde am Frühlingsmorgen mit den Bohrhäufchen der Regenwürmer. „Hätt' ich gewußt, daß der Lehrer schon geht, wär' ich gern daheim geblieben. Ein Mann genügt für das bißchen Weiberangst." Die Schulte schob ihm ein Glas Stachelbeerwein zu. „Sauf eins mit mir, Krämer! Deine Alte verträgt nichts." Sie begann wieder zu singen: „Hat der Mensch den Soff erfaßt, sauft er aus dem Jauchefaß ..."

In der Küche buk derweil Elsbeth die Plinsen. Sie buk sie nicht so dünn wie der Vater. Die Kinder schlangen und rülpsten.

Der Lehrer hatte nach einem Wein zwei Schnäpse getrunken und wurde schwermütig. „Am besten, man geht in die Kolonien. Dort hat man – wie soll man sagen – Aussichten. Hier kommt man nicht vorwärts."

Seine Frau schüttelte sich. „Ich laß mich nicht von den Wilden kochen!"

„Dich fressen sie nicht, du hast nichts auf den Rippen, Lehrersche. Komm her, tanz ein Stückchen mit mir." Die Bäuerin Schulte packte die Lehrersfrau, schob die Widerwillige durch die Stube und sang: „Puppchen, du bist mein Augenstern, Puppchen, hab' dich zum Fressen gern ..."

Die Fledermäuse huschten um die Hausecken. In der Küche sirrten die Fliegen und letzten sich an Plinsenresten. Die kleinen Kinder hockten sich in den Herdwinkel und schliefen ein.

In der Taufstube rückte der Krämer zum Lehrer. „Haben Sie sich überlegt, was das kostet?"

„Wie meinen?"

„Was das kostet – die Überfahrt schon. Nachher brauchen Sie einen weißen Helm und ein Mückennetz."

Dem Lehrer traten die Tränen in die Augen, richtige große Schuljungentränen. „Ich habe gelesen, die Neger sollen ganz verrückt nach deutschen Schulmännern sein. Der Deutsche hat etwas an sich – wie soll man sagen – etwas Unwiderstehliches ..."

Ein Schrei durchgellte das Häuschen. Lena stieß ihn aus: „Der Junge, der Juuunge, mein Gott der Juuunge!" Sie stürzte mit dem Säugling ins Taufzimmer. Die Gesellschaft erstarrte. „Die Katze hat sich auf den Jungen gelegt." Alle stierten auf das Bündel, auf das schweißnasse rote Köpfchen des Kindes. Die Schulte entriß Lena das Steckkissen. „Her damit!" Sie zog den

krampfstarren Säugling heraus, packte ihn bei den Beinen und schlenkerte ihn kopfunter umher – lange, lange kein Laut, dann ein leises, leises Quäken. Die Schulte drehte das Kind um und schüttelte, daß die Glieder des Kleinkindes flogen. „Das Leben, das Leben – da hast du es – das Leben kommt wieder." Das Gequäke des Säuglings wurde zum Geschrei. Die Schulte hielt das nackte Kind mit ausgestreckten Armen und begann mit ihm in der Stube auf und ab zu tanzen wie zuvor mit der Lehrersfrau. „Puppchen, du bist mein Augenstern . . ."

Der Lehrer stieß den Krämer an. „Haben Sie das gesehen? Ich habe gelesen: das Leben protestiert, wenn die Dinge auf dem Kopfe stehen."

Der Krämer knispelte an seinen Pusteln. „Die Unkosten mit der Taufe, wenn das Ding nun aus und alle gemacht hätte."

Gustav schwankte mit ausgebreiteten Armen auf das schreiende Kind zu und küßte es auf den Nabel, dann ging er zu den Männern und schenkte den Rest aus der Schnapsflasche in die Gläser. „Ihr kennt den Stanislaus noch lange nicht; er ist ein Glasfresser und alles zusammen!"

Stanislaus ißt Läuse und entkommt dem Tode zweimal

Es herbstelte. Am Morgen lagen Nebelfladen in den Wiesen. Im Walde tropfte es. Die Butterpilze hatten schleimige Hüte. Mittags kam die Sonne und täuschte Frühling vor.

Stanislaus war vier Jahre alt. Blaue Beulen an seinem Köpfchen waren grün geworden und vergangen. Kleine Wunden an Händen und Füßen waren verschorft und vernarbt. Die Welt des Knaben Stanislaus war der Garten hinter dem Hause. Er riß dort Feuerbohnen und blühende Schoten aus und bestimmte sie, Blumen für die Mutter zu sein. Lena verprügelte ihn. Sie hatte keine Zeit, den Jungen zu belehren. Sie arbeitete in der Glashütte und trug dort geblasenes Glas vom Schmelzofen zum Kühlofen. Sie rannte mit einer Eisengabel hin und her, immer hin und her – sie war eine Einträgerin.

Gustav lebte für die Familie nur noch in Briefen. Er hatte sein Blasrohr mit dem Schießrohr vertauschen müssen, er war Soldat. Er sollte die Russen erstechen. Bis nun hätte er noch keinen gesehen, schrieb er. Er sollte die Franzosen vierteiln. Bis nun habe sich noch keiner bei ihm blicken lassen, schrieb er. Er fragte auch an, ob der kleine Stanislaus schon Glas fressen würde, denn es seien schlechte Zeiten in Aussicht.

Stanislaus fraß kein Glas. Er aß Brot wie die anderen, viel zuviel Brot. Er aß Kartoffeln wie die anderen, viel zuviel Kartoffeln. Er aß Marmelade aus Runkelrüben und bekam davon den Durchfall wie die anderen, aß Brei aus Brennesseln und weinte, wenn er ihn essen mußte, wie die anderen. Das

einzige, was nur er allein bekam, war die Gelbsucht. Die Bäuerin Schulte kam und brachte ihrem Patenkind ein Ei. „Teil es gut ein und friß es ihm nicht weg", sagte sie zu Elsbeth, der sechzehnjährigen Hausmutter.

„Danke", sagte Elsbeth und machte einen halben Knicks. Die Schulte wischte sich den Tropfen von der Nase. „Könntet selber Eier haben, aber ihr füttert eure Hühner zu schlecht."

„Der Futtersack ist leer." Elsbeth deckte Stanislaus zu, der nicht im Bett bleiben wollte.

„Bengel du dürrer", schalt die Schulte. Sie packte ihr Patenkind bei den Haaren. „Er ist ja gelb wie eine Zwiebel. Die Gelbsucht hat er. Gib ihm Läuse zu essen!"

„Läuse?"

„Eine Pflaume schneidest du auf, eine Laus setzt du rein. Immer dreizehn Pflaumen und dreizehn Läuse am Tag. Soll er dir draufgehn?"

Elsbeth ging umher und suchte nach Läusen. In der Schule gab es zuweilen Läuse. Sie war konfirmiert und alles zusammen, sie ging nicht mehr in die Schule. Wo sollte sie Läuse hernehmen? Sie ging tageweise auf das Gut des Grafen Arnim zur Arbeit und fragte die Frauen dort: „Habt ihr Läuse zu Hause?"

„Wir solln dir wohl mit dem Hackenstiel den Rücken kratzen?"

„Gebt mir eins mit dem Hackenstiel, aber ich brauche dringend Läuse für unseren Stanislaus. Er ist schon so gelb wie Herbstlaub."

Die Schulte wußte Rat. Man soll nicht sagen, daß sie ihr Patenkind verkommen ließ. „Komm morgen wieder. Ich beschaff schon Läuse."

Der Knecht, mit dem es die Schulte hielt, war im Kriege. Der Schulte kam es weniger auf den Menschen als auf den Mann an. Der Kriegsgefangene, der jetzt die Pferde besorgte, war vielleicht auch nicht gerade ein Eunuch. Sie schickte ihren Mann in die Stadt. „Komm mir nicht ohne Zucker zurück! Ich hab dir Eier und Quark zum Vertauschen in den Sitzkasten gesteckt." Sie wußte, daß er bis zum Abend nach Zucker umherrennen würde. Er fürchtete sie, er hatte Respekt.

Der Mann fuhr in die Stadt. Die Schulte rief den Kriegsgefangenen. „He, Maxel, geh in die Küche!"

Der Kriegsgefangene hieß Marcel. Der kleine Franzose kam schüchtern in die Küche. Die Schulte goß dampfendes Wasser in ein Schaff. „He, besäuber dich!" Der zierliche Franzose mit dem schwarzen Bärtchen zögerte. Sie zog ihm die Uniformjacke vom Leibe. Der Kriegsgefangene schämte sich für seine Löcher im Hemd. Die Schulte knöpfte ihm die Hosen auf.

Der scheue Gefangene kehrte der Schulte zag den Rücken zu und wusch sich. Die Bäuerin suchte sein Hemd auf Läuse ab. „Schöne fette Viecher", murmelte sie und sammelte die Läuse in ein Gewürztütchen. Der kleine

Franzose war bestürzt über soviel Mildtätigkeit. Die Frau steckte sein Hemd in heißes Wasser. „Es muß kochen, k-o-c-h-e-n, du Dummserling, du Heuhüpfer, du magerer." Sie zerrte sich den nackten Mann gewaltsam auf den Schoß und fütterte ihn mit gebratenen Eiern.

Der kleine Stanislaus aß jeden Tag dreizehn Pflaumen. Von den Läusen in den gelben Schnittwunden der Pflaumen ahnte er nichts. Der Kriegsgefangene auf dem Schultehof bekam gute Tage. Jeden Tag wurden dreizehn Läuse gebraucht.

Höchste Zeit, daß Stanislaus gesund wurde. Auf dem Gute des Grafen hatte die Kartoffelernte begonnen. Elsbeth konnte nicht länger Krankenwärterin sein. Wer auf dem Gut Kartoffeln ernten half, erhielt Deputat. Büdners Haushalt knurrte nach den Deputatkartoffeln. Lena und die Kinder konnten den kleinen Acker am Waldrand nur notdürftig bestellen. Die Familie wurde von Tag zu Tag magerer. Lena vertrocknete von der Hitze in der Glasfabrik. Die Rübenmarmelade setzte nicht gerade Fett bei ihr an. Die größeren Jungen hatten sich als Viehhirten bei den Bauern verdingt. Sie erhielten dort ein Quarkbrot auf den Abend, manchmal auch ein Schöppchen Magermilch. Ihre Hosen wurden trotzdem löcheriger, ihre Beine vom Preschen magerer, nur ihr Appetit wuchs. Elsbeth schuftete und schwitzte auf dem Gut. Sie mußte die Jungenmäuler mitstopfen. Der Winter war lang. Das Brot war kurz.

Stanislaus saß am Rain und sang: „Tapp, tapp, tapp, mein Pferd das ist ein Rapp . . ." Blauer Himmel. Die Erde schwelgte noch einmal im Licht. Die Fliegen putzten sich die Sterberöcke. Kutscherrufe hallten über die Felder. Ein Habicht kreiste über den Kartoffelhackerinnen. Eine drohte mit der Hacke zum Himmel. „Meine letzte Henne hat er geholt." Eine andere sah zum Habicht auf und schüttelte den Kopf. „Sie machen Krieg, schießen in der Welt umher, aber das Raubzeug lebt."

„Hackt, hackt, hackt und stiert nicht in die Luft!" Das war die Stimme des Gutsvogtes. Die Weiber duckten sich. Sie schwiegen. Der Gutsvogt stieg über den spielenden Stanislaus hinweg.

„Du bist ein Tolpatsch", zirpte der Kleine. Der Vogt drehte sich um. „Was bin ich? Sieh dir einer die Kröte!"

„Du hast meinen Rapp zertreten." Auf dem Rain lag der breitgetretene Mistkäfer, mit dem Stanislaus gespielt hatte. Der Vogt war schlechter Laune. Am Morgen hatte er vor dem Inspektor strammstehen müssen. „Ein Haufen Weiber und zu wenig Leistung. Treiben Sie, mein Lieber, treiben Sie!"

„Die Weiber sind morsch und hungrig", hatte der Vogt einzuwenden versucht.

„Was ist das für ein Quackquack von einem preußischen Gutsvogt. Entweder Sie treiben, oder ich treib Sie – zur Blaubohnenernte – Sie wissen."

Das war am Morgen gewesen. Jetzt packte der Vogt Stanislaus beim Jäckchen und hob ihn hoch. „Was willst du Schleimnase? Kaum geboren, schon frech wie ein Spitzbub." Stanislaus zappelte in der Luft. Die Nähte seines Jäckchens zersprangen. Auch der Kriegszwirn war morsch. Der Junge fiel bäuchlings auf den Acker. Ein Ächzlaut und kein Ton mehr. „Steh auf, du Luder!" brüllte der Vogt. Stanislaus bewegte sich nicht. Elsbeth rannte herzu. „Was fällt Ihnen ein? Es ist Ihr Patenkind."

„Was man noch." Der Vogt trat den Mistkäfer mit dem Absatz ins Raingras und entfernte sich.

„Schinder, Schinder!" schrie eine Frau. Ein anderes Hackweib rannte Elsbeth zu Hilfe. „Mach erst mal Kinder, dann bring sie ums Eck, leeres Kanonenrohr." Der Vogt ging schneller. Er tat, als sähe er das Hackengefuchtel auf dem Felde nicht.

Stanislaus erbrach sich. In der Lache schwammen die Samen der Käspappel. – „Er hat schieres Gras gefressen", schrie die Frau, die ihn aufrichten half. Sie zog ihr dürres Frühstücksbrot aus der Rocktasche und hielt es dem Jungen unter die Nase. Stanislaus kam zu sich. Er biß in das Brot, schluchzte, schluckte und spuckte.

„Das sag ich den Sozialdemokraten", schrie die Frau übers Feld zum Vogt hin.

Gegen Mittag begann Stanislaus matt umherzutorkeln. Elsbeth rief ihn zu sich. Der Vogt konnte zurückkommen. „Stani, sieh die runden Kartoffeln, ei, die runden Kartoffeln. Heb sie auf!"

Stanislaus gehorchte. „Katatoffeln" lallte er müde und warf die Erdfrüchte in Elsbeths Korb.

Um die Dämmerung schritt der Vogt noch einmal die Front seiner Hackweiber ab. Bei Elsbeth blieb er stehen. Elsbeth sah nicht auf. Sie wollte nicht für faul gelten.

„He, Rieke, hier steht wer."

„Ich sehe es", sagte Elsbeth.

„Du kannst morgen wegbleiben."

„Ich?"

„Ja, du."

„Weshalb soll ich wegbleiben, Herr Vogt?" Durch Elsbeths Stimme schimmerte schon das Schluchzen.

„Weil du Steine im Korb hattest."

„Steine?" Tränen zitterten an Elsbeths Wimpern und fielen auf die sandbekrustete Schürze –. Armeleute-Tränen. Der Sand sog sie auf.

„So große Steine in drei Körben." Der Vogt gab das Maß mit der Faust an. „Festgestellt beim Ausschütten. Der Inspektor war persönlich zugegen. Was willst du?"

Stanislaus schmiegte sich an die Schwester und zitterte. Da wußte Elsbeth, wie die Steine in ihren Korb gekommen waren. Es fehlte, daß sie es dem Vogt sagte. Sie zerrieb ihre Tränen mit dem Handrücken.

„Ich will nichts." Sie haschte nach Stanislaus' kleiner Hand, schob den Hackenstiel durch die Korbgriffe, huckte den Korb auf und ging. Ihr Rücken zitterte. – Der Vogt ging weiter.

„Dreckfresser!"

„Wer war das?"

„Ich war das." Die Frau, die Stanislaus gefüttert hatte, reckte sich.

„Auch du bleibst morgen daheim."

Die Frau tappte wie eine Bärin auf den Vogt zu. „Jaaa", ein drohendes Knurren, dieses Ja. Sie stand vor dem Vogt, riß die Hacke hoch und brannte ihm den Hackenstiel über den Schädel. „Und auch du bleibst morgen daheim", kreischte sie. Auf den Lippen der Frau stand Schaum. Der Vogt verdrehte die Augen, ächzte, spuckte Blut und taumelte von dannen. Alle Weiber standen aufgerichtet und sahen dem wankenden Vogt nach.

„Schöne Paten", randalierte Lena daheim. „Entziehn den Kindern die paar Kartoffeln."

Elsbeth weinte sich aus. „Ich kann nicht dafür. Sollte er den Stani noch einmal packen?"

Lena begann unfromm zu schreien: „O, ihr Heiligen der letzten Tage, wer befiehlt den Menschen Kinder zu machen?"

Um diese Zeit lag der Vogt daheim im Bett. Seine dicke Frau wälzte sich mit einem Essigtuch durch die Tür. „Es ist wirklich mein Patenkind."

„Geh mir los!" Der Vogt spuckte Blut.

„Hat es wirklich sein müssen, daß du das Mädchen verjagtest?"

„Freilich hat's sein müssen. Reg mich nicht auf. Es dreht sich bei mir alles, Hirnzittern hab ich."

Die Frau legte ihm das Essigtuch auf. „Was hast du mit dem Inspektor gehabt?"

Er ächzte. „Wir mußten Frauen entlassen. Auf Mittag kam ein Schub Kriegsgefangener. Sie kosten uns nur die Kohlsuppe."

„Uns? – Sagtest du uns? Was haben wir davon?"

Der Vogt schwieg.

Stanislaus macht die ersten Weissagungen und verbessert die Geschichte vom Jüngling zu Nain

Stanislaus war acht Jahre alt. Der Krieg war seit zwei Jahren vorüber, Gustav war wieder daheim und trabte in die Glashütte. Die Welt brauchte Glas. Gustav schien es, als habe man ihn und die anderen nur ausziehen

lassen, um Glas in der Welt zu zerschlagen. Die Geschäfte begannen wieder zu gehen. Leider waren es nicht Gustavs Geschäfte. Er war nicht Glashüttendirektor irgendwo in den Kolonien geworden. Ha, die Kolonien – sie waren überhaupt weg. Möge jeder sehen, wie er zurechtkommt! Gustavs Lippen schienen schmaler geworden zu sein. Er redete nicht mehr soviel, also dachte er auch nicht mehr soviel wie früher. Er haßte sogar ein wenig. Er haßte, wenn sich's traf, die Leute, die nicht im Kriege gewesen waren.

Lena bewaltete wieder das Hauswesen. Es fehlte gerade, daß die Weiber den Männern die Arbeit in der Fabrik wegnahmen. Lena aber war nicht mehr die besonnene Frau. Zanksucht war in ihr Wesen gekrochen. Die Heiligen der letzten Tage saßen frierend in einem ihrer Herzwinkel. Fast wäre ein achtes Kind zur Welt gekommen, aber da hatte Lena aufbegehrt. „Lieber ins Zuchthaus, aber das nicht!" Das achte Kind kam nicht. Die Liebe der Büdners vertrocknete.

Elsbeth wurde in die Stadt gegeben. „Soll sie sich umsehen, nicht gesagt, sie macht am Ende eine gute Partie, wie sie beileibe ist", entschied Lena. Elsbeth wurde an einen Mann verdingt, der Wasser färbte, etwas Süßstoff und Natron untermischte und es auf Flaschen füllte. Die Menschen tranken es als Mineralwasser, Brause, Kinderchampagner oder Sportlerbier. Eigentlich stellte der Brausefabrikant Elsbeth als Hausmädchen ein, aber es waren schon mehr Hausmädchen dort, als die Fabrikantin verbrauchen konnte, deshalb mußten die überzähligen zum Flaschenspülen verwertet werden. „Du mußt dich hervortun und in die Küche aufrücken. Stubenmädchen wird auch nicht eine und jede", riet Lena. Elsbeth nickte stumm. Als Elsbeth das erste Mal heim auf das Vorwerk kam, brachte sie außer dem neuen Tanzkleid für sich eine Zigarre für Vater Gustav, eine Nesselschürze für Mutter Lena, Zuckerbällchen für die Geschwister und ein Reh aus gefärbter Pappe für ihren Liebling Stanislaus mit. Als Stanislaus sah, wie seine Geschwister die Zuckerstücke vernaschten, biß er seinem Pappreh den Kopf herunter und verschlang den. „Er fängt schon an", sagte Gustav bedeutsam.

Nach dem Kriege purzelten aus allen Dorfhäusern neue Kinder. „Ich habe gelesen, daß nach dem Kriege – wie soll man sagen – sogar mehr Knaben als Mädchen geboren werden", sagte Lehrer Klügler zu seiner Frau. Die Frau strich sich über die glatte Brust. „Ich merk nichts davon." Sie hätte das nicht sagen sollen, aber sie hatte es wohl darauf angelegt, ihren Mann ein wenig zu beleidigen. Ihr Mann war nicht so ein Wilder, der bedenkenlos Kinder in die Welt setzte. Der Krieg hatte Lehrer Klüglers Lebenslust auch nicht sonderlich gesteigert. Er war dem Rufe des Kaisers nicht allzu zögernd gefolgt. Der Gang zum Militär war für ihn schon die halbe Reise in die Kolonien gewesen. Der Aufstieg hätte beginnen können. Bei seiner Intelligenz! Die erste Verminderung erhielt seine Aufstiegskraft, als er drei Tage

Rekrut war. Der Kompaniefeldwebel suchte einen intelligenten Menschen. Lehrer Klügler trat schnell vor. Er riß beinahe den Gefreiten vor der Front um. Lehrer Klügler war nicht der einzige intelligente Mensch in der Kompanie – fast zwanzig waren aus der Reihe getreten. Klügler aber war am weitesten vorgetreten. Er hatte die längsten Schritte gemacht und wurde Laufbursche des Kompaniefeldwebels. Nicht lange, und er hatte sich als Kompaniefaktotum einen Namen gemacht.

„Was haben Sie über die Anziehungskraft der Erde gelesen, Klügler?" konnte der Kompaniefeldwebel fragen. Klügler riß die Hacken zusammen. Er tat es so gewaltig, daß er sein linkes Bein aus dem Stand schlug und ins Taumeln geriet. Dabei dozierte er: „Ich habe gelesen, die Anziehungskraft der Erde beruht auf der Umdrehungsgeschwindigkeit – wie soll man sagen – die Gravitationskraft..." „Ausgezeichnet, Klügler", unterbrach ihn der Feldwebel. „Beweis: Meine Stiefel. Sie haben Erde angezogen. Putzen Sie sie, marsch, marsch!"

Lehrer Klügler war brav vier Jahre hinter seinem Kompaniefeldwebel hergehinkt, gelatscht und gezittert, als aber der Krieg vorüber war, erfuhr er das für seine Vaterlandstreue: Es wurde ein zweiter Lehrer ins Dorf geschickt, dieser Lehrer aber sollte der Schulleiter und sein Vorgesetzter sein.

„Da hast du es!" Frau Klügler stopfte ihre Gardinen. „Du kaufst und liest unmögliche Bücher und andere kommen vorwärts." „Es liegt nicht in meinem Schicksal, äußerlich vorwärts zu kommen. Dafür wächst mein Inneres – wie soll man sagen – über seine Ränder hinaus."

Frau Klügler sah ihren Mann wütend an und hielt sich die Ohren zu. Sie fürchtete wohl, daß er gleich platzen würde.

Der neue Lehrer war ein wenig älter als Klügler. Glattrasiert vom Kinn bis zum Scheitel. Die Glatze aus praktischen Gründen mitrasiert. Das besorgte seine Frau. Lehrer Gerber hatte Augen, die auf Vorteile gerichtet waren, und Hornhaut auf der Seele.

Zwei Möbelwagen brachten den Hausrat, ein Bauerngespann Holz und Viehzeug. Der neue Lehrer war da.

„Sie werden einsehen, daß ich mit den vielerlei Sachen nicht unterkomme, wenn Sie sich nicht entschließen, als zweiter Lehrer, der Sie sind, ins Obergeschoß zu ziehen", sagte Lehrer Gerber mit geschmalzter Stimme zu Lehrer Klügler. „Außerdem kann ich Ihnen kaum zumuten, unter mir zu wohnen. Sie sehen mein Handwerkszeug. Ich tischlere, ich schmiede, besohl mir die Schuhe selber, niete und löte und habe mir vorgenommen, hier auch meine Schweine selber zu schlachten. Selbst ist der Mann!"

Nein, nein, das nicht. Lehrer Klügler wollte beim Studieren nicht durch rohe Geräusche gestört werden. Er zog in das Obergeschoß des Schulhauses.

Die Frauen funkelten sich an wie zwei Nachbarkatzen in der Wurfzeit. Die Männer kamen gut miteinander aus: Einer hielt vom anderen nichts.

Es war um die Osterzeit, als Lehrer Gerber ins Dorf zog. Stanislaus wurde von ihm unterrichtet. Bisher war nicht aufgefallen, was in Stanislaus steckte, aber Lehrer Gerbers Unterrichtsmethoden brachten es an den Tag.

Lehrer Gerber baute einen Kaninchenstall. Der ewige Unterricht störte ihn bei dieser wichtigen Arbeit. Das Fach, auf das er den meisten Nachdruck legte, war der Religionsunterricht. Er hatte es auf die Kantorstelle in der Kirche abgesehen. Das Geigenspiel, das Harmoniumtreten beherrschte er nicht schlechter als Nieten und Löten, und das Nieten und Löten nicht besser als Geigenspiel und Harmoniumtreten.

Lehrer Gerber rief den Klassenersten und die Klassenerste nach vorn. Sie sollten das Aufsagen der Geschichte des Jünglings zu Nain überwachen. „Wer Unfug treibt, wer Mätzchen macht, wird nichts weniger als an die Tafel gekreidet. So steht die Fahne." Lehrer Gerber wollte mit den Unruhstiftern abrechnen, vorerst aber ging er zu seinem Kaninchenstall.

Die Kinder erzählten die Geschichte vom Jüngling zu Nain. Hin und wieder wurde ein Name an die Wandtafel gekritzelt. Ein Rotback war auf die Bank gestiegen und hatte das Bild des Reichspräsidenten Ebert besudelt. Er hatte dem ernsten Manne den kleinen Finger in die Nase gebohrt. Ein Wirrschopf hatte in Lehrer Gerbers Fensterblumen gespuckt. Bei einem Mädchen sollte ein Zwiebelwind losgegangen sein. Das behaupteten die Jungen. Die Mädchentafel konnte nicht leer bleiben.

Jetzt erzählte Stanislaus die Geschichte vom Jüngling zu Nain. Die Kinder begannen aufzuhorchen.

„... Als er aber an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus. Es war ein Jüngling. Er hatte eine Mutter und war ihr einziger Sohn. Die Mutter war auf der Arbeit. Der Sohn hatte sich in den Keller gemacht und fand dort das Eingeweckte, also begann er sich zu laben."

Die Klasse lachte. „Stanislaus!" rief der Klassenerste, „gleich sollst du an die Tafel geschrieben werden!"

„Er aß, bis er alles Eingeweckte verschlungen hatte. Da bekam er Leibschneiden und der Jammer packte ihn. ‚Was im Himmel, wird meine Mutter sagen, wenn sie von der Arbeit kommt!' Und der Leib schnitt ihm mehr und mehr, und er legte sich auf das Sofa. Als die Mutter kam, machte er, als ob er tot sei."

Die Kinder kicherten. Der Klassenerste hielt sich den Schwamm vor den Mund; trotzdem schrieb er Stanislaus' Namen an die Wandtafel. Stanislaus' Wangen glühten. Er blieb ernst, soviel die anderen auch grölten und rumorten.

„Die Mutter jammerte: ‚Ach Gott, ach Gott, mein lieber Sohn ist tot!' Im Keller war zu sehn, weshalb er tot war."

Jetzt brüllte alles in der Klasse durcheinander. Der Klassenerste hüpfte hin und her und unterstrich Stanislaus' Namen an der Tafel dreimal. Stanislaus wich nicht vom Faden: „Als der Herr den Toten sahe, roch er Lunte. Er sahe das Blaubeermaul des Jungen und kitzelte ihn. Zur Mutter sagte der Herr: ‚Siehe Weib, ein bißchen Leibschneiden wird dein Sohn haben. Mir deucht, er hat das Eingeweckte gefressen.'"

Der Tumult war fertig. Er drang bis zum Lehrer auf den Hof. Lehrer Gerber kam mit einer Dachlatte in die Schulstube. „Weshalb ist Stanislaus dreimal unterstrichen?"

„Er hat gesündigt."

„Wie?"

„Der Jüngling soll Eingewecktes gefressen haben."

Gerber sah Stanislaus an. Stanislaus blickte mit Hasenaugen zurück. Was war los? Er hatte nach seiner Meinung nichts Unrechtes vom Jüngling zu Nain erzählt. Lehrer Gerber geriet in pädagogisches Schwanken. Er ging auf Stanislaus zu wie auf eines seiner Jungkaninchen, das es zu fangen galt. Stanislaus rührte sich nicht. Seine Augen glänzten. Auf seiner Stupsnase erschienen zwischen den Sommersprossen Schweißtröpfchen.

„Erzähl noch einmal, bitte!" Lehrer Gerber hatte den Ton gewechselt. Er sagte es sanft wie zu einem Kranken. Stanislaus erzählte. Diesmal hatte die Geschichte eine Abweichung mehr. Der Jüngling schmierte sich, bevor die Mutter kam, das Gesicht mit Kreide ein. Er wollte echt tot aussehen. Lehrer Gerber zwang sich trotz des Klassenkrachs zur Milde. „Steht das so in deiner Bibel?"

„Ich hab erzählt, was der vergessen hat."

„Wer hat vergessen?"

„Der Herr Prophet, der Bibelschreiber."

Die Kinder atmeten schwer. Hier wurde nun ein Verbrecher verhört, ein Verbrecher am heiligen Geiste. Man überhörte einen weiteren Zwiebelwind des angeklagten Mädchens. Er wurde nicht mehr notiert. Lehrer Gerber schwankte zwischen zwei Ansichten: Auch für ihn hatte es einmal eine Zeit gegeben, da er sich den Jüngling zu Nain nicht anders als scheintot hatte denken können. Das war in seiner Seminaristenzeit. Damals machte er sich noch Gedanken um mancherlei Vorgänge. Später kam er davon ab; es führte zu nichts. Diese Geschichten waren alt, hatten ein wenig Grünspan angesetzt, aber sie bewährten sich für und für bei der Erziehung von Kindern. Sie hatten sich bewährt wie das Melken der Ziegen zum Beispiel. Die Menschheit brauchte sie zu ihrem Fortbestehen. – Die zweite Erwägung Lehrer Gerbers war die: Er hatte einmal von einer Frau gehört, die biblische

Geschichten genauer erzählen konnte, als sie in der Bibel standen. Sie zeichnete das alte Jerusalem, den Berg Golgatha und den Leidensweg des Herrn auf ein Stück Papier. Dieses Weib brachte es sogar fertig, an jedem Freitag blutige Tränen zu weinen. Die katholischen Gelehrten staunten, und der Papst ging mit der Absicht umher, das Wunderweib heilig zu sprechen. Weshalb sollte nicht in seiner Schule – sozusagen auf evangelischer Seite – so etwas losgehen? Lehrer Gerber befahl im biblischen Ton: „Man lösche den Namen des Stanislaus von der Tafel und streiche auch die, so noch darauf geschrieben stehen!" Er ging sehr nachdenklich zu seinem Kaninchenstall zurück. In die Kinder fuhr ein heiliger Schreck.

Der Wind flog durch das Dorf. Der Wegstaub flog die Straßen entlang. Stanislaus' Geschichte vom Jüngling zu Nain flog durch die Häuser. Gustav erfuhr sie sogar in der Glashütte im Nachbardorf. „Er wird euch mehr zu denken geben, wenn er erst Bierseidel frißt", sagte er und spielte mit großen Geheimnissen.

Stanislaus sorgte in der Tat für neue Überraschungen. Eines abends, bevor er zu Bett ging, plapperte er vor sich hin: „Wenn Elsbeth nun ein Kind kriegt, dann bringt sie mir gewiß nichts mehr, kein Pappreh, keinen Kuchen."

„Was wird Elsbeth?"

„Sie wird ein Kind kriegen. Alle Frauen kriegen Kinder."

„Die Gusche hältst du! Husch ins Bett!"

Am nächsten Sonnabend kam Elsbeth. Mutter Lena musterte sie. Na? Natürlich – nichts. Was doch Kinder so zusammenreden! Die Geschwister erhielten ihre Zuckertüte und Stanislaus, der Prophet, kam nicht zu kurz. Elsbeth ging nur etwas abgemüdet umher. Ihre Arbeit war nicht leicht. Die schweren Flaschenkästen! Bis in die Nacht hinein hatte sie sich zuweilen abrackern müssen.

Elsbeth kam auch vier Wochen später nach Hause – unverändert übrigens. Ach, der Kindermund! Elsbeth saß lange bei den Ziegenlämmern im Stall und tätschelte sie. Am Sonntag zog sie ihr neuestes Kleid an. Sie mußte zum Dorftanz, da half kein Gott und kein Teufel. Aus einem Fläschchen, das sie hervorzog, spritzte sie sich überdies duftendes Wasser ins Haar.

„Jetzt wird's verrückt!" Lena entriß ihr das Fläschchen und warf es an die Wand. Die Schlafstube roch sofort wie ein Seifenladen. „Rabenvieh!" schrie Elsbeth. Sie erhielt dafür zwei Ohrfeigen von Lena. Elsbeth aber nahm ihre Tasche, ging zum Dorftanz und von dort nachts gleich auf den Bahnhof ins Nachbardorf.

Vier Wochen später schrieb das Mädchen einen Brief. Es entschuldigte sich darin für seine Heftigkeit, aber jetzt sei es aus und vorbei, es käme nimmer heim. Man solle sich daheim auch nicht wundern, wenn von nun an kein Geld mehr von Elsbeths Seite einginge. Sie müsse für ihre eigene

Familie sorgen. Sie bekäme ein Kind. „Treue Grüße – Elsbeth." – Aus. Das Kind, das Elsbeth bekommen sollte, war ein Enkel des Brausefabrikanten. Sie hatte sich nach Lenas Ratschlägen hervorgetan. Sie war ein bißchen zu weit nach vorn gegangen und auf den Sohn des Fabrikanten gestoßen, der des öfteren im Hofe lümmelte und die Wadenparade bei den Flaschenspülerinnen abnahm.

Lena nahm sich Stanislaus vor. „Die Elsbeth hat dir wohl gesagt, daß sie ein Kind kriegt?"

„Nein, Elsbeth hat mir nichts erzählt."

„Und woher weißt du Krabbe das?"

„Ich denke mir das immer so."

„Wieso denkst du das immer so?"

„Weil ich mir immer alles so bedenke." Stanislaus huschte davon. Er hatte keine Zeit. Er war dabei, einer Jungziege das Sprechen beizubringen. Nach seiner Meinung sprach die Ziege schon. „Was willst du, Micke, Blumen oder Klee?" Stanislaus hielt in der einen Hand dies, in der anderen das. „Mee", schrie die Jungziege, und für Stanislaus bedeutete das Klee.

Lena konnte in dieser Nacht nicht einschlafen. Sie weckte Gustav. „Du, wenn der Stanislaus man nicht hintergesichtig ist." Sie zog Elsbeths Brief unter dem Kopfkissen hervor. „Hier lies! Das Mädel wird uns rund."

Gustav fuhr hoch. „Hast du bemerkt, ob er schon hin und her ein wenig Glas frißt?"

Bald darauf unterlief Stanislaus ein weiteres Wunder: Der Förster wurde ermordet; von einem Wilddieb mit einem Taschenmesser erstochen. Das Dorf war eine kochende Gerüchtsuppe. Sie zischelte, plapperte, es stiegen Blasen von Verdächtigungen auf und platzten. Der Landgendarm Hornknopf ging von Haus zu Haus. Man hatte in den Akten des Försters eine Liste gefunden. In der Akte standen all die Dorfbewohner, die der verstorbene Förster je bei einer Unredlichkeit im Walde betroffen hatte. In der Liste stand auch Gustavs Name. Einmal war dort notiert: „Gustav Büdner – Holzdiebstahl" und viel, viel später hinter anderen Holzdieben und Pilzräubern stand noch einmal: „Gustav Büdner stößt Drohungen gegen mich aus. Feindlich!" – Gustavs kleiner Haß gegen alle, die nicht wie er im Kriege waren, hatte ihm einen Streich gespielt. Als eines Tages in der Glashütte die Rede auf den Förster kam, hatte sich Gustav hinreißen lassen, jawohl: „Den sollt man mal mit blauen Bohnen füttern. Im Krieg hat er daheim gesessen und arme Weiber abschuriegelt. Unter die Röcke hat er den Weibern gesehn, und damit sage ich noch wenig."

Gendarm Hornknopf kam auch auf Büdners Hof. Gustav mistete den Ziegenstall aus. Er sah den grünen Hahn nicht kommen. Dem forschen Mann flog eine Gabel Ziegenmist vor die gewichsten Schäfter.

„Hier steht die Obrigkeit, und du hast sie beleidigt." Der Gendarm zeigte hinunter auf den Ziegenmist. Gustav ließ vor Schreck die Gabel fallen. Er wurde bleich.

„Du hast wohl deine Flinte dort vergraben, Büdner?"

„Ich? Flinte? Ich hab keine Flinte."

„Hast du kein Knallrohr aus dem Krieg gebracht?"

„Nur Läuse, kein Gewehr, Herr Hornknopf." Gustav hatte sich gefangen.

„Führ mich durchs Haus und laß mich deine Flinte suchen, Büdner!"

„Es ist in meinem Haus nur eine Flinte; das ist die Ihre, Herr Gendarm."

„Laß deine Späßchen!"

„Das Reh, es war erdrosselt, nicht erschossen, Herr Gendarm."

„Woher willst du das wissen?"

„Man erzählt es."

Stanislaus' Stupsnase kam über die Ziegenstallwand. „Der Förster ist erstochen, Onkel Hornknopf."

Der Gendarm sah mit einem zugekniffenen Auge auf Stanislaus herunter wie ein Gott in grüner Uniform. „So, so, erstochen, was du alles weißt."

„Ich weiß noch mehr."

„Sei still jetzt, Junge", sagte Gustav.

„Laß ihn doch reden, Büdner, oder bist du doch nicht sauber?"

Stanislaus schoß schon los: „Der Mann, der Mann, der schlitzt dem Reh den Bauch auf. Der Förster kommt ganz leise und verschreckt den Mann. Der dreht sich um und sticht dem Förster mit dem Messer in den Bauch. Der Förster schreit: ‚O weh, mein Bauch!' – ‚Du kannst noch schreien?' sagt der Mann und sticht noch einmal. Der Förster fällt, ist tot, da schreit der Mann: ‚Weh mir, was hab ich nun gemacht!' – Daheim da will der Mann sich Pellkartoffeln schälen. Er zieht sein Messer aus der Hosentasche und schält damit. Was sieht er? Blut auf den Kartoffelstücken. Da hat er keinen Hunger mehr. Er geht nach Birkenruten in den Wald. Er will sich einen Besen binden. Die Ruten werden rot vom Blut beim Schneiden. Da fürchtet sich der Mann und rennt. Er schreit: ‚Ach, schneidet mir den Kopf ab. Ich sehe nichts als Blut in dieser Welt!' "

Der Gendarm pfeift durch die Zähne. „Der schwindelt schon ganz schön für seine Jahre."

Gustav ist verlegen. „Der Junge ist ein bißchen zweitgesichtig."

Der Gendarm macht sich an die Haussuchung. Er zieht ein kleines Drahtstück aus der Tasche und hält es vergleichend an jedes Drahtende, das er auf dem Hofe findet. Er prüft im Hause die Dielen auf neue Nägel ab. Einen blank getretenen Nagel läßt er Gustav herausziehen. Gustav muß das Dielenbrett anheben. Ein paar Ohrwürmer und Kellerasseln im Dielenmulm, aber kein Gewehr. – Nichts.

Wirklich nichts? Etwas doch: Stanislaus hat den Gendarm auf einen Gedanken gebracht. „Dein Taschenmesser gib mir, Büdner!"

Der Gendarm geht noch einmal durch das Dorf und läßt sich von allen Verdächtigen die Taschenmesser geben. Die Messer bringt er ins Kriminalamt zur Kreisstadt.

Tags drauf schnitt sich der Junge mit einem Messer in den Fuß. Er war durch den Dorfteich gewatet, und das Messer hatte dort im Schlamm gelegen. Es war kein Taschenmesser, und viele Dorfleute wußten, wer es früher einmal getragen hatte. Dieses Messer war noch nicht beim Gendarmen, da meldete sich der Wilddieb und Mörder wirklich. Es war der Fellhändler aus dem Nachbardorf, aus Schleifmühle, ein makelloser Mensch, wenn man außer acht ließ, daß er bis zu diesem Tage Häute und Felle bei Arbeitern und Bauern billig aufkaufte, um sie mit fünffachem Gewinn weiter zu verschachern. Mit dem Messer, diesem allzu bekannten Messer, aber schabte er vor den Augen der kleinen Verkäufer Fettreste und Fleischstückchen von den Häuten, um sie zu bemäkeln und zu verbilligen. Dieser Mann stand nicht in der Strafliste, die der tote Förster hinterlassen hatte; er konnte sein Winterholz kaufen und bezahlen.

Für die Büdners stand zeitan fest, mit Stanislaus einen Hintergesichtigen gezeugt zu haben, und sie waren ein wenig verschreckt darüber. Bei den Dorfbewohnern gingen die Ansichten über Stanislaus' Hellsichtigkeit auseinander. Lehrer Gerber zum Beispiel vermutete, Stanislaus würde sich zu einem Heiligen entwickeln. Er ließ ihn in der Schule wie einen Kranken gewähren. Stanislaus erzählte phantastische Geschichten. Er erweiterte und ergänzte sogar Gedichte nach seinem Bedünken. „Die drei Zigeuner" von Lenau sagte er so auf:

Drei Zigeuner fand ich einmal
liegen an einer Weide,
brieten ein Hühnchen an einem Pfahl;
fingen es kurz vor der Heide.

Hielt der eine für sich allein
in den Händen die Fiedel,
einer suchte nach Läuselein,
dazu sang er ein Liedel ...

„Oh, oh, in meinem Gedicht steht nichts von einem Huhn, Stanisläuschen." Lehrer Gerber tippte mit der Kante seines Lineals auf das Lesebuch. Stanislaus war nicht verlegen.

„Das hat der Evangelist vergessen."

„Es war in diesem Falle ein Dichter, mein Junge."

„Der auch."

Lehrer Klügler durchblätterte viele Bücher, um zu einem Urteil über Stanislaus zu kommen. „Ich habe gelesen, daß eine gute Beobachtungsgabe, gepaart mit enormer Phantasie – wie soll man sagen – eine Art von Hellgesichtigkeit an den Tag fördern können. Die psychischen Kräfte in so einem Menschen ..." Niemand interessierte sich dafür, was Lehrer Klügler gelesen hatte. Dieser Halbmensch ging vollgestopft mit Wissen umher und schnitt sich beim Brotschneiden in den Finger.

Die Alten und Kränklichen im Dorf steckten Stanislaus hin und her etwas zu: Ein Stückchen Butter, ein Ei, oder sie ließen ihn Milch trinken und tranken noch vor seinen Augen aus der gleichen Kelle. Sie wollten ein wenig mit den Kräften in Berührung kommen, die in diesem Jungen tätig waren. „Schade, schade, daß man absterben wird, ehe dieses gottgesegnete Kind ein kluger Pißdoktor und Wundertäter sein wird."

Vater Gustav aber streute unter die Menschen: „Er wird euch nicht weniger als Glas fressen, wenn seine Zeit gekommen sein wird."

Was denn ist der Beruf und die Berufung des Dichters? Ich glaube, es gibt keinen Zweifel darüber: die Wahrheit und das Recht zu verkünden. Und ich glaube, es gibt auch keinen Berufeneren das zu tun, als den Dichter. Wer hat denn die Menschen schon in alten Zeiten in Begeisterung versetzt? Doch niemals der Schönredner eingefrorener ungerechter Zustände. Doch immer nur der Hinweiser auf die Ungerechtigkeit und die Mittel, sie zu beseitigen.

Erich Weinert auf dem Internationalen Schriftstellerkongreß in Madrid 1937

Günter Ebert

ZUM SPRACHSTIL ERWIN STRITTMATTERS

In memoriam F. C. Weiskopf

Das Feld für Stiluntersuchungen wie die folgende hat lange brachgelegen. Laut genug ist wohl in den letzten Jahren nach ihnen gerufen worden, aber Berufene fanden sich nicht ein. Man verzeihe es deshalb einem Unberufenen, wenn er sich daran versucht.

Daß gerade Erwin Strittmatter Gegenstand dieses Versuchs ist, hat seinen Grund. Er bietet das Beispiel eines Autors, der von der ersten publizierten Zeile an bis heute ernstes und erfolgreiches Bemühen um die Sprache, wirkliches, wirkendes stilistisches Können verrät. Dieses Merkmal allein würde eine nahe Betrachtung rechtfertigen. Hinzu kommt jedoch, daß Strittmatters Prosa dem Suchenden ihre Geheimnisse eher öffnet als die mancher bewährter Meister, weil ihre künstlerische Form noch nicht hart geschlossen, die Stiloberfläche noch nicht bis ins letzte Ebenmaß ausgebildet ist. Und endlich: Strittmatter ist ein Schriftsteller, der in unserer sprachgefährdeten Zeit mit dem Lebendigen, Volksentsprungenen geradezu aufsässig in den Vordergrund der Erneuerung unserer Sprache rückt. Er ist ein Antipode alles Pedantischen.

Es sei in diesem Zusammenhang gestattet, einen Absatz aus Jacob Grimms Vorlesung „Ueber das pedantische in der sprache" einzuflechten:

„In der sprache aber heiszt pedantisch, sich wie ein schulmeister auf die gelehrte, wie ein schulknabe auf die gelernte regel alles einbilden und vor lauter bäumen den wald nicht sehn; entweder an der oberfläche jener regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden ausnahmen nichts wissen, oder die hinter vorgedrungenen ausnahmen still blickende regel gar nicht ahnen. alle grammatischen ausnahmen scheinen mir nachzügler alter regeln, die noch hier und da zucken, oder vorboten neuer regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden. die pedantische ansicht der grammatik schaut über die schranke der sie befangenden gegenwart weder zurück, noch hinaus, mit gleich verstockter beharrlichkeit lehnt sie sich auf wider alles in der sprache veraltende, das sie nicht länger faszt, und wider die keime einer künftigen entfaltung, die sie in ihrer seichten gewohnheit stören."

Die seichten Gewohnheiten im grammatischen Regelwald, gegen die hier ein großer Sprachforscher und großer Sprachmeister seine Verachtung wirft, sickern auch in die Bereiche des Sprachstils. Hier wie dort regeln nicht von

Besserwissern aufgestellte Schemata, nicht Verbotstafeln den Austausch der Gedanken, der Gefühle. Formen- und Gesetzessucher können am Hervorgebrachten still arbeiten, nicht um das Gefundene auf all und jedes zu übertragen, sondern um Nachfolgenden die ersten Schritte, Lesenden den Genuß zu fördern.

Die Sprache eines Autors, sein Sprachstil (kurz auch Stil genannt) ist wohl ein begrenzter Gegenstand. Jedoch viele Fäden binden die einzelnen Elemente der Gestaltung untereinander; und diese ist wiederum nicht von der Person des Autors zu trennen. Die sprachlichen Mittel von der künstlerischen Verkörperung rigoros abnabeln hieße das Kind tot zur Welt bringen, hieße auf Wirkungen sehen, wo Ursachen wuchern.

Strittmatter ist nach Herkunft und Neigung dem bäuerlichen Leben verbunden; seine Hauptwerke „Ochsenkutscher", „Katzgraben", „Tinko" zeugen von dieser Verbundenheit. Die Romane „Ochsenkutscher" und „Tinko" spiegeln darüber hinaus – dieser direkt, jener indirekt – im kindlichen Dasein die große Welt. Strittmatter zaubert mit dem Einfachen, Ursprünglichen, Naturverbundenen, er gräbt zum sprachlichen Fundament zurück, er hält sich an den sprachlichen Frühzustand der Menschen, den gesellschaftlichen wie den individuellen Frühzustand, um, von diesen Quellen gestärkt, dem entkräfteten Sprachleben Impulse zuzusetzen.

Der Wortschatz

Die Sprache einer jungen Welt wächst mit dem Wort im eigentlichsten Sinne: dem Verbum. Strittmatter holt folgerichtig den größten Glanz seines Stils aus dem Tätigkeitswort; das aktive, farbige, drängende Verbum zieht er mit Vorliebe ans Tageslicht. Eine beachtenswerte, aufschlußreiche Liste ergibt sich, stellt man nur die Verben Strittmatters einfach hintereinander. Hier eine auf dem Text von zwei Druckseiten beruhende Probe: gehen – einmieten – rollen – zimmern – buckeln – kullern – fahren – streichen – sperren – ziehen – stutzen – schauen – grinsen – ziehen – trinken – gluckern – trinken – kramen – nehmen – geben – kriechen – mischen – hocken – warten – kommen – streichen – kommen – zerblasen – fetzen – machen – fahren – lecken – blaken – brubbeln – breitmachen – bleiben – lieben – davongehen – weinen – klagen. Vierzig Verben auf zwei Seiten, darunter kaum Wiederholungen (Verba dicendi wurden ausgelassen). Die wenigen abgesunkenen, abgeblaßten Verben wie „lassen", „kommen" und „machen" verschwinden in solcher Reihe oder gewinnen durch sie Ansehen. Nicht unbedingte Seltenheit entscheidet für die Aufnahme in den Wortschatz; gesund und frisch muß ein Wort sein.

Strittmatter setzt an vorhandene Wurzeln ungewohnte Vor- und Nachsilben, bringt Wörter durch Zusammensetzen zu neuem Blühen, manches alte

Wort erhält durchs Wenden, wie ein verblichener Anzug, neue Farbe. Einzige Regel bleibt bei all diesen stilistischen Entscheidungen, daß man das Neue, Originelle nicht um seiner selbst willen sucht und gebraucht. Die größtmögliche Schärfe und Prägnanz ist nur durch genaues Betrachten und Vorstellen des Gegenstandes zu erreichen. Der Großvater sagt vom Lehrer: „Er *rüsselt* wieder in den Büchern, damit er euch morgen plagen kann." Schon die verbale Wendung von „Rüssel" liegt nicht griffbereit, und sie wird zudem in ungewohnter Weise übertragen. Die Worte des Großvaters sind abschätzig gemeint, denn Schweine *rüsseln* im Trog. Da „frißt" also einer die Bücher, steckt dabei die Nase (den Rüssel) tief ins Buch. Jedoch, was der Großvater abschätzig meint, trifft auf ihn zurück, läßt uns seine eigene Lern- und Bücherfeindlichkeit belächeln.

Tinko will die *bepelzten* Hinterläufe eines Hasen mit in die Schule nehmen. Bisher konnte man einen Hasen nur *ab*pelzen, ihm das Fell abziehen; auch war es möglich, daß man eine Katze *fort*pelzte; nun hat Strittmatter uns durch das Präfix „be" gerade das sichtbar gemacht, worauf es ankommt, denn mit solchen *be*haarten Hinterläufen kann man Kreide von der Schultafel putzen.

Werden Karten auf den Tisch *gefaustet* (und nicht mit der Faust auf den Tisch gehauen), so springt und kracht das ganz anders. Strittmatter entlockt der Sprache Anschaulichkeit, indem er das bewegte Objekt (die Faust) in das bewegende Prädikativum (fausten) einbezieht, was nicht nur ein Wort einspart, sondern einen bauernkräftigen Sinn gibt. Der Großvater spricht vom „Balkong", welcher Gebäudeteil auf dem Dorfe ziemlich unbekannt ist, erklärt Tinko sachverständig die Funktion, und sagt dann stolz: „Wir werden zwei Balkönger haben." Strittmatter vermeidet im allgemeinen Fremdwörter; der hier eingedeutschte „Balkon" ersetzt die Kennzeichnung des Großvaters als einen unbekümmerten und unverbildeten, aber auch eigenbrötlerischen Menschen.

In Strittmachers Prosa häufen sich onomatopoetische Bildungen. Zuerst tritt die kindliche Eigenart hervor, einfach die gehörten Laute wiederzugeben. Die Krähen warten auf den Abfall: „Quarr, quarr!" „Püh, püh!" barmt der Großvater. Die Katze spuckt: „Potz, potz!", die Katze knurrt: „Piawauch, piawauch!" Der Ziemer trifft in die Anrichte: „Klatsch, klirr!" Das ist nicht nur idyllisch, niedlich, kindertümlich oder wie man will. Strittmatter hört unvermittelt, was er schreibt, er hört wie das Kind, das den Roman erzählt, er malt mit Lauten. Und was sich hier als Eigentümlichkeit am Rande regt, bezogen auf die spezielle Lage dieses Romans, trifft in die Mitte, in die Mitte einer bewußten Sprachbeeinflussung, wenn er volltönende, lautaktive, vokalstarke Wörter vorzieht: „Kimpel *gluckert* den Schnaps hinunter." – „Der Großvater *klunkert* mit dem Löffel im Teller." – „Die Löffel

klirren auf dem Tisch." – „Die Feder *quietscht* auf dem Papier." – „Tinko *klotzt* mit den Holzpantoffeln hinaus." – „Holzklotzen *poltern* auf der Brücke."

Die Vorliebe für lautnachahmende Wörter tut es allein auch nicht; in unseren Beispielen hebt jedes Verbum Anschauung und Aussage. Außerdem korrespondiert die Onomatopöie zwangsläufig mit einer Vorliebe für dialektgebundene, Dialekten entsprungene Bildungen. Im Niederdeutschen heißen Holzschuhe „Klotzen"; wenn Tinko mit den Holzpantoffeln hinaus*klotzt*, so ist die verbale Wendung des Substantivs nicht nur naheliegend, sie läßt zudem das feste Auftreten, das Trotzige der Situation durchleuchten. Wenn Großvater in der Suppe *klunkert*, spüren wir mit, wie dünn die Suppe ist. *Klumpen* sehen wir in der Suppe schwimmen. Den Überdruß, den der Großvater abreagieren muß, hören wir heraus. Die „Klunker", das „klunkern" entstammen ebenfalls einer niederdeutschen Mundart.

Wenn Strittmatters Stil erfrischt und bewegt, sich reibt mit des Lesers Flüchtigkeitssucht, so liegt das nicht nur am Klangreichtum mancher Wörter, an der originellen Anwendung und Wandlung, es hat seinen bedeutsamen Grund: der Strittmattersche Wortschatz empfängt aus den deutschen Dialekten, aus in die Umgangssprache geflossenen Dialektizismen vielen Reichtum. Damit bewegt er sich allerdings an Grenzen. So gern man zustimmt, wenn unsere ermüdete Sprache vom Alltag her und aus den verschiedensten Provinzen ermuntert wird, so gern und willig man allen Kapriolen folgt, solange der Kontext einen folgen läßt, das Folgen fördert, so streng muß man aber Halt rufen, wenn Eigenwilligkeit in Eigensinnigkeit, Urwüchsigkeit in Abseitigkeit umschlägt. Freilich, die Gefahr, daß das Sprachbett neuerer Autoren austrocknet wie ein Fluß, den man der Quellen und Nebenflüsse beraubt, ist weit größer als die, daß Nebenarme den Hauptstrom überschwemmen, zerstören. Ich glaube nicht, daß Strittmatters Art (oder Unart) junge Schriftsteller verleiten wird, sich in Wortspielereien, esoterischen Versuchen oder gar in einem volkstümelnden Separatismus zu verirren.

An drei Substantiven möchte ich zeigen, wo und auf welche Weise Strittmatter die Grenze überschreitet. Alle drei finden sich in der direkten Rede. (Die meisten Stilforscher scheiden die Dialektizismen danach, ob sie in der Figurensprache gebraucht werden oder nicht; ich halte solch ein Kriterium nicht für grundlegend.) Der Heimkehrer sagt: „Laß dein *Gekrätze* . . ." „Gekrätze" kennen vielleicht einige als Metallabfall, doch damit hat es hier nichts zu tun, auch ist es nicht von „kratzen" abgeleitet, eher von „krächzen". Es könnte sein, daß die vorhergehende Rede des Großvaters heiser, krächzend geklungen hat, daß sie dem Heimkehrer wie Gekrächze vorgekommen ist und daß Strittmatter danach „Gekrätze" gebildet hat. Aber eine Erzählung soll kein etymologisches Rätsel sein. Der Heimkehrer sagt ferner

„Ich habe die *Köterei* satt." Bei einigem Nachdenken und Nachschlagen in Wörterbüchern wird man ahnen, was gemeint ist, etwa: Ich habe das Hundeleben, die Trödelei satt, ich will ordentlich arbeiten. Aber genau ist das nicht abzustecken, selbst wenn man erfährt, daß ein kleines Landgut auch „Köterei" genannt wird. Ebenso fragwürdig ist schließlich: „Laß jetzt die *Schmurgelei* über den Hasen." Der Zusammenhang läßt zwei Möglichkeiten zu: Tinko soll nicht mehr von dem Hasen reden, was er vorher tat, oder er soll nicht den Aufsatz über den Hasen schreiben, womit er eben beginnen wollte. Die meisten Leser aber wird „Schmurgeln" an Kochen, Braten, Brutzeln erinnern.

Das sind Eskapaden, die einen Stil nicht gehaltvoller machen, denn sie lenken die Aufmerksamkeit des Lesers ab von der Handlung, der Erzählung. Nicht weil Dialektizismen aus den verschiedensten Kompaßecken kommen, wende ich mich gegen sie, sondern weil sie nicht sinnfällig werden, selbst aus dem Zusammenhange nicht. Ich habe genug Dialektizismen gefunden, an denen man sich ergötzen kann. Sie sind aber auch aus ihrer landschaftlichen Enge befreit, meist schon in die allgemeine Umgangssprache aufgenommen, und werden wohl sofort beim Leser eine genaue, treffende Vorstellung hervorrufen, zumindest aber im Fluß der Erzählung verstanden werden: „begrapschen", „verläppern", „mümmeln", „barmen", „blaken", „Gusche", „Deiwel", „Flette".

Noch etwas zu den „Verba dicendi". Über sie wird meist hinweggelesen, deshalb neigen einige moderne Autoren, besonders in Amerika, zum stereotypen Gebrauch von „sagen". Freilich, der nüchterne, durchgängige Gebrauch des Formelwortes schlägt um Haupteslänge jegliche gekünstelte, gequälte Abwechslungssucht. Doch Strittmatter bleibt sich und seinem Stil auch in diesem Punkte treu. Er ist sparsam mit Wiederholungen, ermüdet nicht, umgeht jedes Verbum dicendi, wo er kann. Die direkten Sätze stehen bei ihm oft mitten in der Handlung, ohne besondere Beachtung, Weisung, Hervorhebung zu erfahren. „Der Kahlwicht und der Großvater spielen in der Küche weiter. ‚Ist ja nicht um die Scheibe, der Junge hätte sich 's Genick abstürzen können.' Der Kahlwicht mischt die Karten."

Inwieweit beliebige Tätigkeitswörter Verba dicendi ersetzen können – eine Frage, die schon oft die Gemüter erhitzt hat –, muß wohl von Fall zu Fall entschieden werden; man sollte diese Technik nicht grundsätzlich und von vornherein ablehnen. Bei Strittmatter heißt es: „Der Großvater spuckt Priemsaft in die Grube: ‚Albernheiten! Wenn dir . . .'" Der Großvater spuckt gewissermaßen mit dem Priemsaft den ganzen Satz in die Grube. Verstößt das gegen den Geschmack? Ist das nicht deutlich gesehn? Allerdings findet sich hier nicht die vielgerügte Inversion; nur der Doppelpunkt öffnet das Tor, befördert das „Spucken" zum Verbum dicendi. Ein anderer Satz: „Der

Heimkehrer zieht die Augenbrauen zusammen: ‚Der Schnaps, den du säufst, der wird aus Tomaten gemacht, nicht?' " Hier ist wohl der Doppelpunkt überflüssig. Wohingegen er im folgenden Satz eine Verbindung schafft: „Kimpel-Fritz hat keine Atemnot mehr: ‚Unterm Sofa ist das Aas.'" Hier hört man beim Sprechen die unterdrückte Atemnot. Ich sehe also nicht, warum diese und ähnliche Formen verboten sein sollten. Es ist ja durchaus nicht selten, daß jemand mit dem *Sprechen* zugleich etwas *tut*.

Der Satzbau

Haben im Wortschatz eigene Wendungen, prägnante Fügungen, ungewohntes Gut uns oft genug erfreut, zuweilen auch stocken lassen – ein Zeichen, daß sich nicht alle Kraft, die Strittmatter einbrachte, völlig in seinem Stil aufgelöst hat –, so werden wir, betrachten wir den Satzbau, von einer unauffälligen, einfachen Manier überrascht, die sich an den Gegenstand hält, an das Kind, welches erzählt, an die Erwachsenen, welche sprechen. Im Erzähltext überwiegt der einfache oder erweiterte einfache Satz, Satzverbindungen sind selten. Dort wo sie möglich wären, schneidet Strittmatter die Konjunktionen ab. Setzt Punkte. „Der Winter ist lang. Der Ofen warm. Die Betten sind weich. Wir sind eingeschneit." Diese vier Sätze könnten leicht zu einer Satzverbindung gereiht werden, zumal der zweite Satz vom „ist" des ersten zehrt und so nur formal getrennt ist. Doch wer wollte behaupten, daß einer dieser Sätze, auch wenn er grammatikalisch vollständig ist, innerhalb der Folge isoliert stünde? Das Ganze ist *ein* Attribut *einer* spezifischen Vorstellung vom Winter. Auch bildet die klare Gliederung, der Rhythmus diese vier Sätzchen, gibt ihnen ein ganz eigenes, sinnhebendes Gesicht.

Der Gefahr, eintönig zu wirken, zumal die Satzglieder meist gradlinig folgen – Subjekt, Prädikat, Objekt – entgeht Strittmatter dadurch, daß er keinem weitläufigen Erzählstil verfällt, sondern seine Handlung in kleine Stücke, Absätze, Szenen, kurze Dialoge unterteilt.

In den Dialogen allerdings bewegt sich der Satz: „‚Ich will kein Ferkel, kein dreckiges Ferkel will ich. Ich will . . . ein Häschen will ich, Kaninchen will ich.' – ‚Ein weißes, ein ganz sauberes Ferkel bekommst du; ein Tierchen, glatt wie ein Kürbis. Es gibt eine gute Wurst ab im Winter, eine gute Wurst.'" Eine Fülle von rhetorischen Figuren häufen sich in solchen Dialogen: Satzverbindung, Satzgefüge, Ellipse, Epanodos, Inversion, Parallele – doch was zählen hier Fachausdrücke. Der Autor hat sich an den natürlichen Tatbestand des – erregten – Sprechens gehalten und nicht kunstreich getüftelt. Und das soll uns genügen.

Im Erzähltext dagegen steckt etwas mehr, hier geht Strittmatter über die natürliche Form hinaus. Ich möchte das an einem Satzgeflecht, einem Ab-

satz erläutern: „Kimpel-Fritz hat dreizehn Grünerbsen in eine leere Tüte gesteckt. Die Tüte hat er aufgeblasen und sie der Katze an den Schwanz gebunden. Die Katze hat sich vor der Schwanztrommel gefürchtet. Sie ist auf den Ofen gesprungen. Fritz steigt auf die Ofentür und stochert mit dem Ochsenziemer nach dem Tier. Die Katze heult wie Wind im Schornstein. Fritz sticht mit dem Ziemer nach der Katze. Die Katze spuckt: Potz, potz! Man hört ihre Krallen über die Ofendecke scharren. Der Kahlwicht lacht am Tisch. Es klingt, als ob eine Ziege in eine leere Tonne meckert."

Tempus der Erzählung ist das Präsens; die ersten vier Sätze, in denen Tinko erzählt, was der augenblicklichen Situation vorangegangen ist, sind im Perfekt gehalten. Ein erweiterter einfacher Satz steht frei am Anfang; er ist ohne Besonderheiten, die Gliedfolge ist gradlinig, das zusammengesetzte Prädikat umklammert das Objekt und die adverbiale Bestimmung. Der zweite Satz nimmt die adverbiale Bestimmung (Tüte) auf, macht sie zum Objekt, zum Ausgangspunkt; die Folge des Satzes ist dazu umgestellt worden. Diese beiden Sätze, mit ihren drei Aussageteilen, gehen ineinander über, geben auch ohne Konjunktion einen inneren Zusammenhang. Im nächsten Satz wird wieder die adverbiale Bestimmung (die Katze) aufgenommen, diesmal zum Subjekt erhoben; die „Tüte", diesmal zur „Schwanztrommel" gewandelt, ist Objekt geblieben. Der vierte Satz läuft mit dem dritten parallel, schließt den geschehenen Tatbestand ab. Ein Doppelsatz wieder ist der nächste Satz; die Verbindung zum Vorhergehenden wird hergestellt durch die Ofentür, die hier den Ofen vertritt, und durch die Katze, hier im Oberbegriff „Tier". Auch die nächsten vier Sätze verbindet als Gegenstand „die Katze": im ersten und dritten als Subjekt, als Ausgang der Aussage, im zweiten als Ziel von Fritzens Tätigkeit, der dritte macht den leidenden Gegenstand zum sich wehrenden Subjekt. Im vierten sind es die Krallen, die man scharren hört; die Katze, obwohl sie grammatikalisch verschwunden ist und ihre Krallen nur Objekt sind, beherrscht Satz und Situation; denn jetzt tritt in den letzten beiden Sätzen ganz unvermittelt eine andere Person auf: der Kahlwicht, gleich gewichtig als Subjekt, das lacht. Der folgende letzte Satz ist eine Beifügung zum vorhergehenden, eine vergleichende, verdeutlichende Erläuterung des Prädikats „lachen".

Wir haben in diesem geschlossenen Stück elf Sätze, zehn davon sind einfache erweiterte Sätze. Ebenfalls zehn Sätze sind es, die mit dem Subjekt beginnen, alo gradlinig gebaut sind. Nicht eine Konjunktion zwischen den Sätzen und insgesamt nur zwei in den Sätzen (und), dazu zwei, die an Stelle von Konjunktionen stehen (in den Vergleichen „wie" und „als ob"). Und doch tritt kein Stakkato, kein Hacken und Holpern ein, weil jeder Satz durch einen – nicht allein grammatikalischen – Gegenstand in den anderen hinübergezogen wird und geschickt Subjekt, Objekt und Ziel ausgetauscht

werden. Es gibt kein wörtliches Ineinanderfließen, und doch „fließt" der Absatz.

Das ist es, was ich die „Kunstform" der Rede nenne: jedes Füll- und Überleitungswort wird vermieden, im Gegensatz zum gewöhnlichen Sprechen im Alltag; die grammatischen Beziehungen werden vereinfacht, um logisch das Erzählen des Kindes zu charakterisieren. Im Leben wird auch ein Kind nicht so sprechen, doch darum geht es ja nicht. Strittmatter hat im Sinne der kindlichen Art verdichtet und gehoben, was sich, fotografisch genommen, als ungestaltete, verschwommene Wirklichkeit gibt. Und hat dabei einen eigenen, ausdrucksstarken Stil gewonnen.

Bildhaftigkeit, Anschaulichkeit

Daß Strittmatter Mittel der Bildhaftigkeit reichlich anwendet, liegt nahe. Anschaulichkeit ist das A und O seines Stils, womit keineswegs gesagt sein soll, jedes künstlerische Abbild der Wirklichkeit müsse metaphorisch übertragen sein, und „künstlerisches Abbild" sei in jedem Falle gleichzusetzen mit gegenständlicher Anschaubarkeit: ein reifer Stil erfüllt sich oft in einer inneren, gedanklichen, reflektorischen Anschaulichkeit; Gefühle und Empfindungen werden unvermittelt übertragen. Der Stil Strittmatters, Ausdruck einer jungen Welt in jedem Sinne, ist gegenständlich, konkret anschaulich; Gefühle stellen sich aus der Handlung dar. Wie das Kind alles, was es sieht und nicht kennt, mit Bekanntem vergleicht, in Beziehung setzt, so setzt Strittmatter Vergleiche. Bilder werden nicht gesucht, um Abstraktes sichtbar oder kenntlich zu machen, sondern aus Freude am Malen, an der Fülle des Ausdrucks, und in dem Wunsch, die Anschauung des Lesers zu fördern: „Tilo sieht aus wie ein Hundegreis." – „Sein (des Heimkehrers) Atem ist wie ein knurrender Hund." – „Das alte Gutshaus liegt da wie ein dunkler Klumpen." – „Die Katze heult wie Wind im Schornstein." – „Es klingt, als ob eine Ziege in eine leere Tonne meckert." – „Die Augen der knurrenden Katze leuchten, als ob jemand hinter den Pupillen auf einen Feuerstein schlüge."

Das alles sind Vergleiche aus dem Erzähler-Mund Tinkos. In Form und Funktion sind sie sehr verschieden. Wenn Tilo aussieht wie ein „Hundegreis", könnte er durchaus im nächsten Satz direkt als personifizierter Hundegreis auftreten, und ein Tropus wäre fertig. Der Vergleich „Gutshaus – dunkler Klumpen" ist eine einfache Erläuterung, die Situation wird uns sichtbar gemacht. Die beiden letzten Vergleiche sind eigentlich Erklärungen in Nebensatzform; das Anderssagen nähert sich dem direkten Fabulieren.

Einige der bildhaften Stücke *vermenschlichen* – im Märchensinne – die Natur:

„Der Sturm kommt und zerbläst den Nebel. Er fetzt die letzten Blätter von den Linden und macht sich den Schornstein zur Flöte. Eine Feuerzunge fährt im Takte der Windmusik aus dem Ofenglimmaul. In der Nähe des Ofens gibt es nichts zu lecken für sie. Sie blakt wieder in den Ofen zurück und brubbelt dort vor sich hin. Im Zimmer macht sich der Geruch von angesengtem Holz breit."

Wie fein ist diese Gruppenmetapher gesetzt, in Handlung übertragen. Hört man nicht den Sturm singen und sausen? „Er zerbläst den Nebel. Er fetzt die letzten Blätter."

Man hört, welche Vokale hier herrschen und drängen, welche Konsonanten reißen und tanzen. Unser Blick wird getrieben, vom einen zum andern. Wie im Märchen hat der Wind Gestalt. Wenn er bläst, so muß er Backen haben zum Aufpusten; wenn er fetzt, muß er Hände haben, die fassen, und wenn er den Schornstein zur Flöte macht, muß er einen Mund haben, den er spitzt. Und so geht es von der Linde zum Schornstein, vom Schornstein zum Ofen. Das Feuer hat eine Zunge, der Ofen ein Glimmaul. Das bewegt sich in den Sätzen hin und her, das bläst, fetzt, flötet, fährt, leckt, blakt und brubbelt. Dieses „Brubbeln": wie ein zahnloses altes Weib, das sich der Gewalt fügen muß, aber dabei schimpft und etwas in den Bart hinein murmelt. Auch „blaken" setzt Sinn zu: vom einfachen Rußen zum Zurücklecken – blaken, blecken, lecken. Übrigens nimmt Strittmatter die Allegorie vom Ofen, der brubbelt, also schimpft, wieder auf; als der Frost weiße Blumen an die Fenster malen will, brubbelt der Ofen so lange, bis der Frost es sein läßt.

Es handelt sich also bei den bildlichen Elementen in Strittmatters Stil nicht darum, unanschauliche Begriffe anschaulich zu machen, einen trockenen, steifen Stoff aufzulockern, zu bewegen, sondern die schon anschauliche Handlung zu vertiefen und zu schmücken (im besten Sinne). Natürlich haben wir es mit einer Übertragung zu tun, wenn da steht: „Die Frosthaut der Erde ist dünn" oder: „Die Nähte ihrer Spuren (der Hasenspuren im Schnee) gehen quer übers Feld." Noch empfinden wir sie als Übertragungen, aber eines Tages, sollten sie sich bewähren, gehen sie in der Sprache ein und aus, ohne bemerkt zu werden – so wenig, wie wir im ersten Teil dieses Satzes bemerkt haben, daß Übertragungen ja eigentlich keine Beine haben, also auch nicht gehen können.

Sind solche etwas erfundenen Bilder nicht häufig, so stoßen wir dagegen bei Strittmatter recht oft auf sprichwörtliche Bildungen, als eine Art Volksmetaphorik, allerdings nur in den Reden der Erwachsenen. Und sie sind prall und saftig, sind dem Volksmund abgelauscht. Der Großvater sagt zum Beispiel: „Wenn sie (die Hasen) in der Pfanne singen, wird deine Nase schon zuhören." Der Hase brät nicht, er singt, also kann die Nase nicht

riechen, sondern nur zuhören. Das ist gewagt, doch auch geglückt und paßt zur Art des Großvaters.

Gern versuchen Literaten ihren gekünstelten Stil mit Sprichwörtern aufzufrischen, doch das gelingt selten; es kann nicht gelingen, weil man solche Ausdrücke nicht aufsticken kann wie Blumen auf Paradekissen. Zu Strittmatters Stil gehören sie, dort sind sie ins Fleisch gewachsen, der entsprechenden Situation natürlich entsprungen. Wenn da steht: „Summa summarum: So kürzt man der Langeweile den Rock", so kommt es einem beim ersten Lesen gar nicht in den Sinn, daß es sich hier um ein Sprichwort handelt.

Getüftelte Metaphern, künstliche Bildhaftigkeit, ob nun in den Dialogen oder im Erzähltext, vermeidet Strittmatter. Sein Stil ist vielmehr anschaulich im direkten Sinne. So heftig wir Anschaulichkeit fordern, so schwer ist es zu sagen, worin denn nun eigentlich Anschaulichkeit sich ausdrückt. Manche Schriftsteller meinen alles recht ausführlich malen, zeigen, detaillieren, drei, vier Vergleiche, für die Beschreibung eines Gesichtes etwa, weit herholen zu müssen (welchem Fehler Strittmatter zum Beispiel im „Ochsenkutscher" unterlegen war). Damit schlägt man aber – so meine ich – unweigerlich die Phantasie des Lesers tot, die doch nur angeregt, geführt werden will. Mit den besten Worten, mit einer Plejade von Bildern, Einzelheiten und Beschreibungen kann man nicht den Bruchteil aller Einzelheiten und Vorgänge der Wirklichkeit einfangen. Man braucht als Künstler, ob man will oder nicht, das Miterleben, das Mitschauen, die Phantasie, die Vorstellungskraft des Lesers. Und da dieser beim Lesen nicht konkret denselben Gegenstand sehen kann, den der Autor sich vorstellte, genügen meist Andeutungen; jedes Zuviel belastet die Verständigung, den Austausch der Gedanken und Gefühle (wobei das „Zuviel" eine variable Größe meint). Der Leser hilft dem Erzähler schöpfen aus dem unendlichen Brunnen Wirklichkeit. Wenn ich den Satz „Der Kahlwicht holt eine Schnapsflasche aus dem breiten Schrank" im Zusammenhang lese, so höre ich es knarren, sehe, wie sich die braune, schwer verzierte Schranktür bewegt, ich sehe auch ein ganz bestimmtes Fach, wo der Schnaps steht. Es ist anzunehmen, daß Strittmatter einen ganz anderen Schrank, eine ganz andere Tür und ein ganz anderes Fach vor Augen hatte, und es wäre falsch gewesen, mich nun mit Details zwingen zu wollen, mir genau dieses Bild vorzustellen. Wenn ich als Leser nur im Bilde bin und bleibe, wenn um mich nur die rechte Atmosphäre geschaffen ist, so braucht es nicht viel, daß ich am roten Faden bleibe, mich führen lasse.

Wie hüllt uns Strittmatter ein in die Welt seines Romans?

Eben waren wir noch vorm Haus. Nun wären wir hineinzuführen; ohne jeden Übergang beginnt der nächste Absatz: „Kimpel und sein Fritz sind in der Stube, die sie das Eßzimmer nennen." Der Nebensatz bereitet uns, die

wir doch unvermittelt, aber willig, eingetreten sind, vor: die Stube muß etwas Besseres sein. Für die Eintretenden schälen sich Einzelheiten heraus. „Es steht ein dunkler Tisch darin. Der Tisch ist groß." Wie groß? „Man könnte keine Ohrfeige über den Tisch reichen, ohne sich über die Platte zu legen." Nun sehen wir wahrhaftig, wie groß der Tisch ist. Das ist eine bildliche Erweiterung, eine tätige Übertragung, die unsere Phantasie anregt. Wir wissen, daß Tinko erfahren hat, wie man Ohrfeigen über den Tisch reicht. Und wenn man sich über die Platte legen muß, werden sie schon recht saftig und nachdrücklich geworden sein. Doch der Tisch birgt noch andere Erinnerungen: „Einmal haben Fritz und ich die Tischplatte mit Seife eingeschmiert. Wir sind auf den Tisch gesprungen und hatten eine Schlitterbahn." Hier erdrücken uns nicht Details; die Gegenstände bekommen Gesicht, weil unsere Geschichten gesponnen werden. Was kommt uns nicht alles bei diesen Sätzen in den Sinn? Das Armeleutekind wird vom reichen Spielkameraden angeregt, Lausbubenmanieren herauszukehren. Und: der Tisch kann nicht von Pappe sein. „Es sind auch Stühle mit geschnitzten Lehnen in der Stube. Den Tisch, die geschnitzten Stühle und den breiten Schrank . . ." Das Zubehör ist vollständig. Angeknüpft wird die Geschichte des Mobiliars, wobei unsere Vorstellung auf einen Sprung die Stube verlassen muß, bis wir, über einen Absatz hinweg, wieder zurückkehren: „Der Kimpel sitzt am Tisch . . ." Den Tisch kennen wir schon, also die ganze Umgebung, in der sich jetzt die Handlung fortsetzt. So wird der Schauplatz sichtbar. Wir stehen als Leser mittendrin, fühlen ihn stets mit.

Inhalt und Stil

Schon längst spreche ich nicht mehr nur von der Form, vom Sprachstil allein: ich habe eigentlich die ganze Zeit nie vom Inhalt absehen können – was ich auch für so gut wie unmöglich halte. Möglich allein ist, mehr Augenmerk auf die eine Seite der Sache zu richten, unter gewisser Vernachlässigung der anderen. Wer wollte ein Wort nur beurteilen nach seinem formellen Auftreten? Seinen Wert und seinen Sinn kann man nur aus dem Satz- und Szenenzusammenhang beurteilen, wie ich das zum Beispiel bei den Dialektizismen darzustellen versuchte. So handelt es sich in diesem, dem letzten Abschnitt nur darum, den Inhalt des ganzen Kapitels (oder Romans) in Beziehung zu setzen zu Fragen des Sprachstils.

„Tinko" ist in der Ich-Form geschrieben; der Junge als Held der Geschichte erzählt selbst. Damit, und weil das Buch nicht nur für Kinder, sondern auch von Kindern für Erwachsene spricht, ladet Strittmatter sich, neben einigem Gewinn, allerhand Schwierigkeiten und Widersprüche auf. Legt das Erzähler-Kind den Autor nicht auf einen kindlichen Ton fest, begrenzt es nicht den Erkenntnisbereich aller Aussage im Roman, wenn alles

nur vom Blickpunkt eines Kindes aus gesehen werden darf? Nein, denn Tinko ist und bleibt, das darf man nie außer Betracht lassen, nur eine Fiktion des Autors, sein besonders geschickt und originell gewähltes Sprachrohr. Es wird wohl auch niemand auf den Gedanken kommen, zu verlangen, das Niveau eines Romans solle auf die geistigen Fähigkeiten eines Kindes heruntergeschraubt werden. Prüfen muß und kann man aber, inwieweit es Strittmatter gelungen ist, innerhalb seiner Fiktion zu bleiben, das heißt dem Leser die – relative – Illusion, daß ein Kind erzählt, nicht zu zerbrechen, und doch seine Sprache viel höher zu heben, als es die Erzählung eines Kindes in der Wirklichkeit könnte.

Das von mir vorgenommene Kapitel beginnt in objektiver Erzählweise. Der erzählende Tinko ist im Vorgang wohl denkbar, aber nicht sichtbar. Einzig die beiden intim-gewohnten Anreden „Großvater" und „Heimkehrer" erinnern den Leser unmerklich daran, wer eigentlich erzählt. Man liest: „Der Heimkehrer bleibt. Er liebt die Großmutter. Er kann nicht davongehen, wenn sie weint und klagt." Dann fragt Tinko, noch immer ohne sich zu nennen (obwohl natürlich die Feststellung, daß der Heimkehrer die Großmutter liebt, in dieser Form nur von ihm ausgehen konnte und ihn quasi ankündigte): „Großmutter, warum hast du ihn beredet?" Mit einem Ich tritt Tinko in diesem Kapitel aber erst einige Zeilen später auf: „Ich habe mich ganz schön an ihn gewöhnt."

Auf solche Weise weitet Strittmatter das Blickfeld des Romans, ohne im geringsten die Welt des Kindes zu durchbrechen. Und auf diesem Grundton hält er uns fest oder führt uns, nach kleinen Abschweifungen, stets wieder zurück, indem er, neben dem kindlichen Thema, ab und zu auch im Bereiche des Sprachlichen einen *betont* kindlichen Akkord anschlägt. Es sei nur an die lyrischen Passagen erinnert, mit denen einzelne Szenen eingeleitet werden, die Periphrasen oder Gruppenmetaphern, die märchenhaften Vermenschlichungen: „Nebel kriechen heran ...", „Der Winter ist lang ...", „Der Schnee verläppert sich ...", „Der Frost will weiße Blumen malen ...". Sie sind erfunden, gewiß, aber sie verstehen sich vom Kinde aus, genauso, wie sie vom Kinde speziell verstanden werden. Oder an eine direkte naive Wendung, wie: „Der Kimpel und sein Fritz ...", wo die betonte Besitzanzeige, für den Erwachsenen nicht erwähnenswert, die kindliche Stimmung einholt.

An einigen Stellen durchbricht aber Strittmatter die Fiktion, weil er sich in seinen Stilmitteln vergreift. Wenn Tinko vom Heimkehrer sagt: „Es ist *Wildheit* in seinen Augen", so kann das kaum als im Rahmen bleibend hingenommen werden, schon deshalb, weil das Prädikatsnomen „Wildheit" in seiner steifen Bildung sich nicht in die Atmosphäre fügt. Ein anderes Beispiel: der Heimkehrer hackt wildwütend mit der Rodehacke. Tinko sieht

das und versucht uns die Wut in einem Vergleich deutlich zu machen: „Der Heimkehrer haut mit der Rodehacke in die Erde, als hätte er ein ganzes Heer Ungläubiger zu erschlagen." Es geht nicht darum, ob Tinko überhaupt versteht, was Ungläubige sind; er spricht von vielem, was er noch nicht begreift – er hat es eben gehört und wiederholt es unbedenklich, und das ist nicht ohne Reiz. Aber das Wort „Ungläubiger" paßt überhaupt nicht in die Atmosphäre; es ruft beim Leser Reminiszenzen ans Exotische, Orientalische hervor, die sich – bestenfalls – rechtfertigen ließen, wenn Tinko ein eifriger Karl-May-Leser wäre. Auch ein Epitheton wie „giftgrün" – in dem Satz „Die Sterne glimmern giftgrün" – halte ich nicht für stilgemäß.

Doch das sind Ausnahmen und Grenzfälle, Fragen, die objektiv nur annähernd beantwortet werden können. Zu solchen Fragen gehören auch die Feinheiten, die nur dem erwachsenen Leser aufgehen. Tinko bemerkt zum Beispiel: „Es gibt Leute im Dorf, die sind Großvater immer noch böse, weil er als Bürgermeister so gerecht war." Die Ironie, die dem Zusammenhang entspringt, wird jüngere Leser nicht herausfordern. An solchen Punkten öffnet sich der Boden, gibt manchem Widerspruch Raum; ein gültiges Urteil aber fällt nur eine reichhaltige Diskussion oder die Zeit. Ich halte die Methode, das Kind erzählen zu lassen, nicht für artistisch, nicht für eine Form, die man lassen kann oder nicht lassen kann. Alle Erkenntnisse oder Erlebnisse, die uns begegnen, erhalten dadurch einen eigenen Glanz, eine große Schärfe; zu schweigen von dem psychologisch gut getroffenen Bild eines Kindes unserer Tage, das aus dem Buch hervortritt. Freilich ist der Reichtum des „Tinko" im vollen Umfang nur für Erwachsene fühlbar, aber ich glaube nicht, daß der jugendliche Leser gelangweilt oder gar enttäuscht wird, auch wenn ihn dieser oder jener sprachliche Wurzelknollen aus dem Gang der Handlung stolpern läßt. Mag uns die Haltung Strittmatters inkonsequent erscheinen, weil er sich nicht von Anfang an klar entschieden hat, was für ein Buch er schreiben wollte; er hat uns aber ein ebenso problemreiches wie problematisches, ein ebenso interessantes wie wertvolles Buch geschenkt – was nachzuweisen nicht zuletzt die Aufgabe dieses Aufsatzes sein sollte. Dafür gebührt ihm Dank, der sich auch darin äußern kann, daß wir sachlich untersuchen, wo und auf welche Weise er nicht an allen Stellen und in allen Funktionen des Romans Höhe gehalten hat.

Peter Huchel

BERICHT AUS MALAYA

Der «Bericht aus Malaya» ist für sechs Sprecher geschrieben. Er besteht aus siebenundzwanzig Stücken, die eine geschlossene Fabel ergeben: Der junge Chinese Li Fu, Angehöriger der Anti-Japanischen Armee Malayas, versagt als Späher in dem von Japanern besetzten Mentakab, soll aus der Gruppe ausgestoßen werden, wird aber noch einmal nach Mentakab geschickt und führt nun, obwohl er in die Hände des Feindes fällt und gefoltert wird, den Auftrag durch. Zeit: 1943. Epilog: 1955. Bei dem Bericht «Wei Dun und die alten Meister» sollte man die darin erwähnten berühmten Tuschzeichnungen aus der altchinesischen Malerei nach Möglichkeit auf die Leinwand projizieren.

Die hier veröffentlichten, teilweise gekürzten Auszüge folgen nicht dem chronologischen Ablauf der Fabel; sie wurden für diesen Vorabdruck mit Überschriften versehen.

Die Flucht des Li Fu aus Mentakab

Da ich ging des Weges nach Mentakab
Und trat als Späher vors Haus der Japaner,
Wo rattenhaft ein Schwarm von Verrätern
Die Zimmer des Kommandanten füllte,
Sah ich im Schein der Mittagsdächer,
Zur Schau gestellt auf spitzer Stange,
Den abgeschlagnen Kopf des Lim Bo Seng.

Es klagten die großgehöhlten Augen des Toten.
Es klagte der Mund voll Blut.
Und klagend lag das weiße Licht der Wolken,
Gefoltert vom blutigen Pfahl,
Über Malayas zerrissener Erde,
Über den offenen Adern aus Zinn.

O Lim Bo Seng,
Schmerz riß an allen meinen Sehnen,
Als ich dich sah am Todesbambus.
Die Zähne schlugen in meine Lippen.
Ich aber ging vorbei am Pfahl,
Hinunter die blutbefleckte Straße,
Ohne in Tränen zu fluchen den Mördern.
Ich ging als Späher durch Mentakab
Und breitbeinig stand die Wache am Tor.

Ich verbeugte mich tief,
Die Hände hebend vors Gesicht,
Wie es befahlen die Truppen des Tenno,
Die raubend und sengend durchzogen Malaya,
Das Joch zu binden
Mit Henkerstricken auf unsere Nacken.

Ich, Li Fu, der ich im sechzehnten Jahr
Stieß zu den Menchis-Partisanen
Und folgte ihrem Gesetz,
Abzustreifen die Furcht,
Wie man von nackter Sohle Lehm und Laub
Mit einem Bambussplitter streift,
Ich, Li Fu, gestehe:
Ich fühlte Furcht in Knochen und Haaren,
Als ich im Rücken hatte das Haus der Mörder.

Ich, Li Fu, der spähenden Blicks
Fünf Tage bleiben sollte in Mentakab,
Hier unter dem Himmel der Japaner,
Dem kaiserlichen Himmel,
Der nach Benzin stank und nach Blut,
Ich, Li Fu, gestehe:
Die kalte und feuchte Schlinge der Angst,
Sie legte sich eng um meine Kehle.
Ich hörte Geschrei, sie nahmen Quartier,
Sie traten wie eine Seuche ins Tor.
Ein Kind umschlang die Beine der Mutter.
Sie stießen es fort. Und würgten die Frau
Und zerrten sie unter die Plane des Wagens.

Doch alles überragte der Pfahl.
Ich ging durch die Sonne in frierender Haut.
Ich sah den Pfahl, den blutbespritzten Pfahl.
Und floh aus den Straßen Mentakabs,
Als schnitten die scharfen Schatten
Der Zäune in meine Füße.

Wanderung des Wei Dun zur Atap-Hütte

In langen Schwaden,
Milchig und falb,
Kroch Dunst der Sümpfe

An nackten Felsen empor.
Die Schlangen des Abends
Suchten den Himmel.

Mit Sprengstoff bepackt, mit Reis und Medikamenten
Und folgend den weißen Schlangen des Abends,
Stieg ich zur Hütte den steinigen Paß.
Am Osthang des Berges, den Büffelpfad querend
Und mühsam kletternd von Wurzel zu Wurzel,
Zog ich mich hoch am Geschling der Pflanzen
Und trat auf hangenden Felsen hinaus.

Da sah ich sie ziehen, die Truppen des Feindes,
Dort unten neben dem Fluß im Tal,
Als glitten auf langem Fließband sie hin:
Kanonen und Troß und Regimenter,
Mit Staub die Abendsonne verdunkelnd,
Das Licht zermalmend mit ihren Panzern.
Und über ihnen, am Himmel Malayas,
Sehr niedrig fliegend mit Kurs auf Karak,
Ein Heuschreckenschwarm von Jägern und Bombern.

Hier oben, im Rücken des Feindes, stand ich,
Der Pflüger und Büffeltreiber Wei Dun,
Der im Dezember, da über den Perak
Die Engländer flohen in wilder Flucht,
Den Pflug auf halber Furche ließ
Und in den Dschungel ging zur Gruppe.

Bei Bentong sah ich sie damals fliehen,
Wie fortgeschleudert von reißenden Wassern,
Die Minenbesitzer, Distriktoffiziere,
Plantagenverwalter und Missionare.
Und hinter ihnen das dumpfe Dröhnen
Der Batterien japanischer Truppen.

Wir Hakka-Chinesen, wir Kautschukzapfer,
Wir Flößer, wir Träger, wir Kulis der Grube,
Wir starrten stumm den Flüchtenden nach.
Der Boden bebte vom Hall der Geschütze.
Ein Ausbeuter floh, es folgte der andre,

Wie eine Dürre der anderen folgt.
Und wieder herrschte das Unrecht.

Hier oben auf vorgewachsenem Felsen
Stand ich allein im Rücken des Feindes
Und hielt mich fest an Strauch und Wurzel.
Ein Sausen faßte meine Schläfe,
Als sänke der Stein mir unter den Füßen:
Die ungeheure, die beutehungrige Macht,
Sie wälzte sich hin wie eine Plage,
Sie füllte das Land mit Feuer und Finsternis.

Da aber kam aus dämmernder Weite
Der Flüsse und Berge und ersten Sterne
Die Stimme Li Fuks, des Kommandeurs:
„Zählt doch am Morgen die Tropfen des Taus
Und zählt die Halme der Gräser dazu.
So viele in aller Welt sind wir.
Wir sind der Damm in dieser Flut des Todes."

Wei Dun und der Lehrer

Draußen schoß aus engen Regenquellen
Das lehmige Wasser die Hügel hinunter.
Da aber um die sechste Stunde des Morgens
Der eingetrübte Himmel zerriß
Und Licht, gefiltert durch weiße Wolken,
Die nassen Felsen und Farne umwehte,
Wusch ich die Pinsel aus Ziegenhaar
Im wirbelnden Wasser des Bachs
Und hockte mich auf die Schwelle der Hütte,
Den Tuschstein zu schaben.
Ich wollte malen, nicht länger verharren
In dumpfer Starre vergeblichen Grübelns.

Ich, Wei Dun, der Kuli ohne Wissen,
Ich lernte mit dem Pinsel tuschen
Die schwierige Schrift des Mandarin
Im Lager der Gruppe, nördlich von Menchis.
Wir ölten nicht nur unsere Waffen
Im Dunst des Dschungels, schlugen Holz

Und bauten Zäune aus zerspaltenem Bambus –
In Stunden ohne Regen, bei heller Stirn der Berge,
Vor uns im Hof die Tafel mit den Zeichen,
Versuchten wir Pflüger und Kautschukzapfer,
Geduldig auf den Fersen hockend,
Mit angespitzten Stöcken,
Um Tusche und Papier zu sparen,
Das Bild der Schrift
Sanft in den Sand zu ritzen.

Mit meinen Augen aber war ich fern.
Ich war in Karun, unserm Dorf.

Schwer und schweigend
Vor meiner Hütte
Stand dort der Abend,
Auf felsiger Schulter tragend
Das düstere Reisig der Nacht.

So verlor ich mich ganz in Träume,
In stürzende Wasser und Büffelpfade,
Und strichelte mit gespitztem Stock
Die Landschaft der Heimat in den Sand,
Gebirge und Bäume
Und springende Tiger.

Als dies der gestrenge und hilfreiche Lehrer
Wu Bing im Lager zu Menchis sah,
Gab er mir Tusche und Pinsel aus Ziegenhaar.
Und auch zum Betrachten ein Buch
Mit Bildern der alten Meister.

Er prüfte und wog. Er ging mir zur Hand,
Mit schnellem oder verweilendem Strich,
Mit Wasser und Tusche und saugender Faser
Auf leerer Fläche den Kampf zu führen.

Doch als ich den ersten Menschen malte
– Dschang Fei, und alle erkannten ihn –,
Da schob, still lächelnd, Wu Bing
Das sauber getuschte Blatt zurück

Und sagte Worte des weisen Hu Chüan:
„Male die Quelle des Handelns im Menschen
Und nicht die Haut, die ihn umspannt."
Und langsam kam das Wissen zu mir.

Wei Dun und die alten Meister

Bewundernd die alten Meister,
Die Steine malten als Knochen der Erde
Und dünnen Nebel als Haut der Berge,
Versuchte ich oft, doch immer vergebens,
Den feuchten Glanz des Regens zu tuschen.

Da aber Mond und Sonne beschienen
Mehr und mehr verwüstetes Land,
Lagen nicht Steine als Knochen der Erde –
Gebein von Menschen schimmerte bleich,
Wo Panzer rissen mit fressender Kette
Das Mark der Straßen bloß.

So begann ich zu malen, was ich sah:
Die düstere Ortschaft der Erschlagnen;
Das unbewässerte Feld bei Ketari,
Das Schöpfrad zerschossen, im harten Geschirr
Starr hängend der Ochse am Göpel;
Die ausgeraubte Tempelhalle,
Wo auf dem Schutt glasierter Kacheln
Die Schlange schläft im bleichen Licht.

O alte Meister, nicht konnte ich tuschen
Die felsige Rückenflosse der Flüsse,
Als stünde lauernd im flachen Wasser
Ein riesiger Fisch mit Kiemen aus Sonne.

Nicht konnte ich tuschen den Duft des Nebels,
Der über blühende Zweige streicht,
Das graue Weiß der schwebenden Schneeluft,
Als flöge Flaum aus windigem Nest.

Und doch – wie übertraf ich euch bald,
O hohe Meister, an Bildern des Schreckens!

Sie suchten mich heim. Wer konnte sie bannen?
Sie füllten meine Augen mit Trauer.

Wo bist du, «Flötespielender Schiffer»?
Sah ich nicht deine weinende Tochter,
Als ich streifte im Rücken des Feindes?
Harkte sie nicht mit qualmendem Ast
Tief in der Asche der Pfahlbauhütte,
Um deinen schwarzen Schädel zu finden?

Und «Alter Mann, heimkehrend vom Dorffest»,
Fand dein Knecht noch in den Stall,
Dein müder Büffel ins knisternde Stroh?
Oder stand schon der Feind davor?

Wo ist das «Gehöft am See», von Weiden umwachsen?
Und wo im Licht durchsonnter Abendwolken
Das einsame «Dorf im Hochgebirge»?
Suche hinter den Zäunen aus Feuer!
Ausgedörrt hat alles der Krieg
Auf seiner Darre des Todes.

Und ihr auf blachem Feld – wie liegt ihr stumm!
Und preisgegeben den Vögeln und Winden,
Ihr Dichter und Maler, ihr Tänzer und Sänger
Der «Landschaft, mit Gelehrten bevölkert».

Das unzerstörbare Licht, o alte Meister,
Durch das ihr einst in Ruhe geschritten,
Glänzt es noch auf den sterbenden Straßen
Und über den Gruben des Grauens – –?

Die Bilder der Hoffnung

So aber sprach Wu Bing:
„Das unzerstörbare Licht,
Durch das wir heute ruhelos schreiten,
Es liegt auf den Bildern der Hoffnung."

Solches sagte Wu Bing, als wir vor Sungei Gau,
An einem rissiggrauen Nebeltag,

Den landlosen Deng Ling-ban erspähten,
Frierend in morscher Jacke,
Sein Weib daneben, im Regen, klagend.
Der Feind war durch das Dorf gezogen
Und hatte die letzte Feldfrucht genommen.

„Nicht male den Bauern Deng Ling-ban,
Wie du ihn siehst, im Dunst der kalten Straße,
Wenn er von Hütte zu Hütte schleicht
Und wässrigen Reis erbetteln muß.

Male Deng auf eigenem Acker,
Den er doch bald bestellen wird.
Laß ihn schreiten im milden Feuer der Felderfrühe
Und hinter den nickenden Ochsenhäuptern seines Gespanns,
Das Eisen des Pflugs tief in die Erde drückend,
Die einer Woge schwarzen Wassers gleich
Vorüberläuft an seinen Zehen.
Denn Saat und Ernte gehören ihm
Und Licht und Dunkel und Wind und Regen.
Er trägt auf seinen Schultern das Jahr.

Nicht immer male, was du siehst.
Male die Bilder der Hoffnung!"
Und langsam kam das Wissen zu mir.

Wei Dun malt das Bild der Hoffnung

Da begann ich, in tiefer Nacht,
Beim flackernden Schein der Bambuslaterne
Und leise atmend im Schreien der Grillen,
Das zitternd durchdrang die dünnen Wände,
Zu malen mit steilem Pinsel.
Locker füllend die Fläche
Mit schwebendem Hell und Dunkel
Zerfließender Tropfen von Tusche
Und immer besorgt, die feuchte Frische zu halten,
Bis unter dem Pinsel
Die Farbe zu atmen schien,
Malte ich Stirn und Augen des Mannes,

Der in der Mitte des schweren Sturms
Der Kern der großen Ruhe ist.

Und ist er nicht das Gestirn,
Das schimmernd geht am Rande der Nacht
Dem Morgen voran? –
Und weichen nicht, wie schmelzendes Eis,
Die Feinde langsam vor ihm zurück?

Sinnend hielt ich den Pinsel
Und blickte hinauf ins Dunkel
Der rauchgeschwärzten Balken.
Und große Ruhe sammelnd in allen Adern,
In allen pochenden Pulsen,
Bedachte ich Worte des Hu Chüan:
Schwierig ist das Antlitz des Menschen zu malen,
Doch schwieriger noch die Quelle des Handelns,
Da sie verborgen im Herzen liegt.

O Quelle des Handelns!
Und welcher Stimme folgten sie nach,
Als sie die unauslöschlichen Spuren
Des langen Marsches
Mit nackten Sohlen drückten
In den Schnee der Schluchten des Wu Mong?
Und als sie am Tu Tai
Den schleudernden Tod überwanden,
Die bohlenlose Brücke aus Ketten,
Den Sog des Abgrunds im sausenden Haar,
Doch angeseilt von der Liebe des Volks?

Mit einem fließenden Pinselstrich
Zog ich die Lippen. Und malend Maos Mund,
Malte ich Chinas Mund.

Die Stimme des Lim Bo Seng: Malaya

O Malaya,
Wie leer ist dein Napf auf allen Tischen.
Und wo deine Kinder noch finden Reis,

Ist er geschwärzt und schmeckt nach der Asche
Verbrannter Dörfer.

Doch tönen über den Bergen wird einst dein Mond
Vom Hall der hölzernen Glocken,
Wenn Elefanten, beladen mit Zinn,
Mit goldener Münze auf grauer Stirn,
Noch abends die Straße zum Hafen ziehn,
Wo deine Kähne liegen im Strom,
Wenn über die Schwelle die Schatten
Der Felsen wandern bis an den Herd.

O Dörfer im Blättergeruch der grünen Täler,
O Rauch der Hütten, die Bälge sausen,
Wo Schmiede mit bronzenen Armen
Das rote Eisen hämmern.
Schreiten quellabwärts auf Treppen von Sonne
Seh ich die wassertragenden Frauen.
Und langsam drehn sich im schwarzen Schlamm
Die flachen Häupter der Wasserbüffel,
Wenn heißer Wind die Hörner schleift.

O Malaya,
Dein Himmel ist dröhnend eingestürzt.
Der Tag schöpft Blut aus den Löchern der Straße.
Doch fault der Bambus des Todes bald.
Der junge Bambus trinkt mit grüner Kehle
Das starke Wasser deiner Erde.

Heiner Müller

DAS EISERNE KREUZ

Im April 1945 beschloß in Stargard in Mecklenburg ein Papierhändler, seine Frau, seine vierzehnjährige Tochter und sich selbst zu erschießen. Er hatte durch Kunden von Hitlers Hochzeit und Selbstmord gehört.

Im ersten Weltkrieg Reserveoffizier, besaß er noch einen Revolver, auch zehn Schuß Munition.

Als seine Frau mit dem Abendessen aus der Küche kam, stand er am Tisch und reinigte die Waffe. Er trug das Eiserne Kreuz am Rockaufschlag, wie sonst nur an Festtagen.

Der Führer habe den Freitod gewählt, erklärte er auf ihre Frage, und er halte ihm die Treue. Ob sie, seine Ehefrau, bereit sei, ihm auch hierin zu folgen. Bei der Tochter zweifle er nicht, daß sie einen ehrenvollen Tod durch die Hand ihres Vaters einem ehrlosen Leben vorziehe.

Er rief sie. Sie enttäuschte ihn nicht.

Ohne die Antwort der Frau abzuwarten, forderte er beide auf, ihre Mäntel anzuziehen, da er, um Aufsehen zu vermeiden, sie an einen geeigneten Ort außerhalb der Stadt führen werde. Sie gehorchten. Er lud dann den Revolver, ließ sich von der Tochter in den Mantel helfen, schloß die Wohnung ab und warf den Schlüssel durch die Briefkastenöffnung.

Es regnete, als sie durch die verdunkelten Straßen aus der Stadt gingen, der Mann voraus, ohne sich nach den Frauen umzusehen, die ihm mit Abstand folgten. Er hörte ihre Schritte auf dem Asphalt.

Nachdem er die Straße verlassen und den Fußweg zum Buchenwald eingeschlagen hatte, wandte er sich über die Schulter zurück und trieb zur Eile. Bei dem über der baumlosen Ebene stärker aufkommenden Nachtwind, auf dem regennassen Boden, machten ihre Schritte kein Geräusch.

Er schrie ihnen zu, sie sollten vorangehen. Ihnen folgend, wußte er nicht: hatte er Angst, sie könnten ihm davonlaufen, oder wünschte er, selbst davonzulaufen. Es dauerte nicht lange, und sie waren weit voraus. Als er sie nicht mehr sehen konnte, war ihm klar, daß er zuviel Angst hatte, um einfach wegzulaufen, und er wünschte sehr, sie täten es. Er blieb stehen und ließ sein Wasser. Den Revolver trug er in der Hosentasche, er spürte ihn kalt durch den dünnen Stoff. Als er schneller ging, um die Frauen einzuholen, schlug die Waffe bei jedem Schritt an sein Bein. Er ging langsamer. Aber als

er in die Tasche griff, um den Revolver wegzuwerfen, sah er seine Frau und die Tochter. Sie standen mitten auf dem Weg und warteten auf ihn.

Er hatte es im Wald machen wollen, aber die Gefahr, daß die Schüsse gehört wurden, war hier nicht größer.

Als er den Revolver in die Hand nahm und entsicherte, fiel die Frau ihm um den Hals, schluchzend. Sie war schwer, und er hatte Mühe, sie abzustützen. Er trat auf die Tochter zu, die ihn starr ansah, hielt ihr den Revolver an die Schläfe und drückte mit geschlossenen Augen ab. Er hatte gehofft, der Schuß würde nicht losgehen, aber er hörte ihn und sah, wie das Mädchen schwankte und fiel.

Die Frau zitterte und schrie. Er mußte sie festhalten. Erst nach dem dritten Schuß wurde sie still.

Er war allein.

Da war niemand, der ihm befahl, die Mündung des Revolvers an die eigene Schläfe zu setzen. Die Toten sahen ihn nicht, niemand sah ihn. Das Stück war aus, der Vorhang gefallen. Er konnte gehen und sich abschminken.

Er steckte den Revolver ein und beugte sich über seine Tochter. Dann fing er an zu laufen.

Er lief den Weg zurück bis zur Straße und noch ein Stück die Straße entlang, aber nicht auf die Stadt zu, sondern westwärts. Dann ließ er sich am Straßenrand nieder, den Rücken an einen Baum gelehnt, und überdachte seine Lage, schwer atmend. Er fand, sie war nicht ohne Hoffnung.

Er mußte nur weiterlaufen, immer nach Westen, und die nächsten Ortschaften meiden. Irgendwo konnte er dann untertauchen, in einer größeren Stadt am besten, unter fremdem Namen, ein unbekannter Flüchtling, durchschnittlich und arbeitsam.

Er warf den Revolver in den Straßengraben und stand auf.

Im Gehen fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, das Eiserne Kreuz wegzuwerfen. Er tat es.

Franz Fühmann

FRIEDLAND

Stahlgeröll,
brandschwarze Mauer am Markte,
hellere Simse und Stirnen
in Trichtergrüfte gesargte,
Rauch, der rotschimmernd verweht,
fernere Brände enthüllend,
Asche, vermengt mit Schnee
die leeren Städte füllend –

Städte, ach Städte ihr
in Deutschlands schönen Auen,
stille Dörfer am Berghang, zum See:
Nun Namen, genannt mit Grauen,
Namen, nie so gehört:
Weimar? Nein: Buchenwald!
Deutschland? Nein, allen Tods
gräßlichste Gestalt!

Siehst du nicht mehr die Züge gehn:
Haut, auf Skelette gespannt,
ein Hauch über die Hügel,
eine Fährte im Dünensand,
oder im Feuer, das frißt,
ein wenig dunkler nur,
im grellen Weiß, wie's zerstäubt
des Menschen vergänglichste Spur.

Geh doch, such bei den Völkern
e i n Herz ohne Narben,
durch Europa von Meer zu Meer
geh, frag, wie sie starben,
die Kinder in der Kirche
von Oradour, Lidice,
in Sewastopol in den Gewölben,
im Moos am Peipussee.

Nenne all die Plätze, leer,
in den Räten, in den Betten,
sage uns jedes Grab,
die Keller, die Kerker, die Ketten,
lerne aus den Sprachen der Welt
für Fluch und Tod die Wörter!
Hebe deinen Blick:
Da sind Blumen, da kommen die Mörder.

Durch ein Spalier von Rosen
lorbeergekränzt ziehen sie ein,
mit Heil und Hosianna,
Helden, mit Brot und Wein
empfangen; Prozessionen
schwenken blutdunkle Zeichen,
Mörder, Mördern zum Gruß,
Gleiche unter Gleichen.

Sie weisen sich aus mit den Chiffren:
Nacht und Nebel –
„Ich war dabei",
Die zerstörten Schöße –
„Gruppe achtzehn, Versuchsreihe zwei";
sie werden wieder einander kenntlich
im friedlosen, im deutschen Land
an den Namen, den Daten, den Malen,
untilgbar schon eingebrannt.

O Landschaft dieses Abends!
Knatternd die Fackeln, die Fahnen,
durch die Vormitternacht
ziehen sie die Bahnen,
Rauch noch, der langsam schwer steigt
der den kältesten Himmel sucht;
Friedland: Wieder in Deutschland ein Ort
ist gezeichnet, ist verflucht.

Rüdiger Syberberg

DASS DIESE STEINE BROT WERDEN

Der folgende Auszug entstammt dem im Kurt-Desch-Verlag, Wien-München-Basel, erschienenen Roman von Rüdiger Syberberg „... daß diese Steine Brot werden", den wir in unserer Rubrik „Neue Bücher" besprechen.

Als er aus dem Bahnhof trat, hatte Pfarrer Heim ein Gefühl, als müsse er in einen Strom springen, ohne schwimmen zu können.

Auf seine schriftliche Bitte um eine Audienz hatte ihm das Sekretariat Seiner Eminenz einen Termin für morgen vormittag genannt. Diesen Abend hatte er also noch zur Verfügung, um sich so vorzubereiten, daß er sein Anliegen kurz, aber eindringlich vortragen konnte.

Er hatte nochmals die wesentlichen Posten für die Sanierung des Dorfes zusammengestellt, der Bürgermeister hatte ihm dabei geholfen. Ferner hatte er in seinem ausführlichen Seelsorgebericht an das Ordinariat auch den gesundheitlichen Zustand der Einwohnerschaft dargestellt, so gut er das konnte und so weit er einen Einblick in die Dinge hatte. Das Ergebnis der Kinderuntersuchung stand noch aus; es war abzusehen, daß es traurig sein würde. Über die seelischen Schäden, die auf die äußerlichen Mißstände zurückzuführen waren, würde er mündlich berichten, und er hoffte zu Gott, daß Er ihm dazu eine feurige Zunge geben würde.

Ein Quartier für die Nacht würde nicht leicht zu finden sein, darauf war er gefaßt. In dieser Stadt, deren fast totale Vernichtung vor Jahren das Werk einer einzigen Stunde gewesen war, würde es besondere Mühe machen. An Stelle der alten Stadt, die Pfarrer Heim gut gekannt hatte, stand nun eine neue; um den Bahnhof herum sah sie sogar ziemlich komplett aus, aber sie machte den Eindruck, als wäre sie von einem fremden Land entliehen oder halbfertig geliefert, etwa vom Balkan, mitsamt dem Gewimmel von Leuten, die auf der Straße herumrannten. Das Gemisch war beträchtlich und stammte aus aller Herren Länder. Alles sah nach Provisorium aus, als wären hier neue Siedler an Land gegangen, die zunächst nichts anderes wünschten, als ein Dach über dem Kopf und rasche Geschäfte anzubahnen, nach dem Prinzip: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Das Sprachengewirr war durchaus babylonisch zu nennen. Beim Anblick der Gestalten, die den Bahnhof umlungerten, hatte man ein Gefühl, als müsse man sich alle Taschen gleichzeitig zuhalten. Hunderte von solchen Typen, wie Lorenz einen bei seiner Anita angetroffen hatte ... selbst ein Pfarrer hätte sich überwinden müssen, so

einem die Hand zu geben. Treibgut und Gesindel, unter der Schleppe des Siegers mit ins Land gewischt, verluderte Mädchen, verluderte Kinder, die mehr wußten und deren Augen mehr Unheil gesehen hatten, als ein heiler Mensch ihnen je glauben würde ... In den Häuserecken und an den Mauern des Bahnhofs entlang standen halbwüchsige elende Burschen, standen da auf einem Bein, das andere hochgezogen und gegen die Mauerwand gestützt, hatten Augen, deren fiebrige Unruhe sie unter gesenkten Lidern verdeckten, hatten aber über die volle Straßenbreite hinüber eine Witterung für jeden, der irgend etwas haben wollte, was es in dieser Welt nur noch auf ungeraden Wegen gab. Und das wollten ja im Grunde alle: haben, haben, haben!

In diesem Strom von Hunger, Gier und Süchten aber trieben gelassen die Götzen jener Tage, wohlgepflegt und prall im Fleisch, das ihre musterhaft geschnittenen Uniformen füllte, bewundert oder gehaßt, von keinem aber geliebt. Denn wer alles besitzt, woran es den andern mangelt, wird nicht geliebt.

Um den von Menschengewimmel und rasenden Autos überschwemmten Platz nicht mehr vor Augen zu haben, bog Pfarrer Heim um die nächste Ecke des Bahnhofsgebäudes. Sofort hefteten sich zwei Gestalten an ihn, nahmen ihn in die Mitte und zischelten ihm von beiden Seiten ihre Angebote zu. Sie sprachen leise, nur aus dem Mundwinkel, und schauten dabei gleichgültig, aber wach über die vorbeihetzenden Passanten hinweg.

„Zigaretten?" – „Nein." – Kaffee?" – „Nein."

„Schnaps?" – „Nein, danke, nichts."

Darauf hängt einer von den Burschen gleich ab.

„Zimmer?" fragte der andere.

„Ja, ein Zimmer wäre recht", antwortete Pfarrer Heim.

„Mit oder ohne?"

Pfarrer Heim verstand nicht, der Kerl schüttelte nur den Kopf, steckte zwei Finger in den Mund und stieß einen scharfen Pfiff aus. Sofort schob sich ein Mädchen durch das Gedränge, das wer weiß wo gestanden haben mochte.

„Kundschaft, Babs!" sagte der Bursche. „Bis morgen! Servus!"

Er legte die Hand mit impertinenter Lässigkeit an seine Schirmmütze und verschwand.

Stehenbleiben war in dem Gewühl nicht möglich, also ging Pfarrer Heim weiter. Das Mädchen blieb an seiner Seite.

„Babs heiße ich natürlich nicht", sagte sie.

Und Pfarrer Heim, nur um etwas zu sagen in dieser unbehaglichen Situation: „Wie denn?"

„Barbara."

„Das ist aber ein schöner Name, viel schöner als der andere." Pfarrer Heim drehte die Schultern und schob sich seitlich durch einen plötzlich entstandenen Andrang hindurch.

„Ja, aber jetzt paßt er nicht mehr zu mir", sagte das Mädchen, das etwas zurückgeblieben war und ihn nun wieder erreicht hatte.

„Hat er früher zu Ihnen gepaßt?"

„O ja!" Sie lächelte ein wenig verträumt.

„Und warum heute nicht mehr?" fragte Pfarrer Heim.

„Ach!" Sie winkte mit der Hand ab. „Laufen Sie doch nicht so", sagte sie dann, „Sie laufen wohl vor mir weg?"

„Aber nein, das müsen Sie nicht denken!" Er sah sie etwas verlegen an.

„Sind Sie Pfarrer oder haben Sie nichts anderes?" fragte sie.

Er schaute sie so verständnislos an, daß sie lachen mußte.

„Ich meine, weil Sie so schwarz angezogen sind."

Jetzt lachte er auch. „Es stimmt beides, Fräulein Barbara! Ich bin Pfarrer und habe nichts anderes."

„Sehn Sie!" Es machte ihr sichtlich Freude, daß sie recht gehabt hatte. „Ich habe mir gleich gedacht, daß Sie was anderes sind als die meisten. Der Otto merkt so was natürlich nicht, der ist ja –" Sie tippte dreimal mit dem Finger gegen die Stirn. „Zu der Alten kann ich Sie natürlich nicht mitnehmen – was der sich wohl denkt!"

„Zu wem?"

„In die Quisisana."

„Was ist denn das?"

„Jedenfalls nichts für Sie!" Sie lachte zwei Soldaten zu, von denen ihr einer mit „Hello Baby!" unters Kinn gegriffen hatte, und blieb einen Augenblick lang bei ihnen stehen. Pfarrer Heim ging langsam, damit sie nicht wieder dächte, er wollte von ihr weglaufen, und es dauerte auch nur ein paar Augenblicke, dann hüpfte sie schon wieder an seine Seite. Sie hatte ein windiges Kleidchen mit drei übereinander gestuften Volants an und ein grellfarbenes Tuch um den Kopf, das sie kunstvoll zu einem Turban hochgedreht hatte. Jedem Soldaten, der vorüberging, zwinkerte sie zu und lachte dabei, unbekümmert um ihren Begleiter.

„Ich bringe Sie zum Bunkerhotel, das ist nur für feine Leute. Da werden Sie schon unterkommen."

„Ich gehöre aber nicht zu den feinen Leuten, Fräulein Barbara."

„Das müssen Sie denen nicht sagen, die haben sowieso von feinen Leuten 'ne falsche Vorstellung. Wissen Sie überhaupt, weshalb ich mit Ihnen gehe?"

„Nein, aber es ist jedenfalls sehr freundlich von Ihnen, Fräulein Barbara!"

Sie klatschte vor Freude in die Hände. „Nur wegen dem ‚Fräulein Barbara'. Sie sind so höflich zu mir, und ich höre das so gern."

Pfarrer Heim dachte: Wie leicht kann man den Armen Freude bringen!

Vor dem Bunkerhotel wollte er ihr an der Treppe, die am Rand eines planierten Geländes in die Erde hinunterführte, den Vortritt lassen. Sie lachte hell auf. „Wenn Sie sich da unten mit mir sehen lassen, bekommen Sie bestimmt keinen Platz! Ich gehe jetzt. Schade, daß Sie ein Pfarrer sind!"

„Ich danke Ihnen. Sie waren sehr freundlich zu mir, Fräulein Barbara."

Er gab ihr die Hand. Sie hielt den Kopf gesenkt, konnte ihn nicht anschauen, drehte sich auch sehr schnell um und lief davon. Als sie sich an der Straßenecke noch einmal umdrehte, war er schon in die Erde hinuntergestiegen.

Unten öffnete er eine Glastür und stand in einer recht komfortablen Hotelhalle. Der Mann an der Anmeldung schaute ihn mit einem taxierenden Blick an. Pfarrer? Na ja, da konnte man nicht gut anders. Ärgerlich – solche Leute brachten nichts ein!

„Kabine 18", sagte er. „Bitte durch die Halle, der hintere Gang."

Pfarrer Heim schob sich zwischen üppiggedeckten Tischen hindurch, an denen Leute, die ohnehin satt aussahen, schlemmten. Er konnte sich wirklich nicht entsinnen, früher je solche Gesichter gesehen zu haben. Sie schienen angeekelt vor Sattheit, und es war, als äßen sie nur, weil Millionen andere hungerten – als wäre das ihr eigentlicher Genuß.

Der lange Gang war voll heißer Stickluft. Die Kabine war leer. Zwei Betten mit kariertem Bettzeug standen übereinander. Die Seitenwände reichten nicht bis zur Decke hinauf, weil alle Kabinen von einer durchgehenden Heißluftröhre gemeinsam geheizt wurden. Von der Decke her kam ein stampfendes Geräusch, ununterbrochen surrten unsichtbare Ventilatoren. Keine Waschmöglichkeit, kein Stuhl, nur ein Schemel, auf dem aber schon ein Koffer stand, ein feiner Koffer, schweinsledern und mit funkelnden Schlössern.

Pfarrer Heim zog sein Jackett aus, setzte sich auf die Bettkante und blätterte in seinem Brevier nach der Komplet des Tages. Dann legte er das Brevier auf den Koffer und faltete die Hände.

„Gib mir die Kraft des Wortes, Herr!" fügte er dem Gebet hinzu. „Und laß mich Trost und Hilfe heimbringen zu den Meinen, die Du mir anvertraut hast, daß ich sie zurückführe in Dein Haus!" Er dachte an Lorenz, an die Armut seiner Seele und an das Versprechen, das er dem großen Jungen gegeben hatte. „Herr, laß mich nicht heimgehen ohne Hilfe!" wiederholte er inbrünstig.

Er hielt das geschlossene Buch eine Weile sinnend in den Händen und bedachte den morgigen Tag und sein Vorhaben. Plötzlich fuhr er mit dem Kopf hoch, über den Rand des oberen Bettes schaute ein dickes rundes Gesicht mit einem zerwühlten schwarzen Haarschopf herab.

„Was machen Sie denn da?" Der im oberen Bett lachte rauh auf. „Beten Sie etwa, Sie komischer Bruder?"

„Ja!" sagte Pfarrer Heim. „Stört es Sie?"

„Junge, Junge, Junge!" Der im oberen Bett konnte sich gar nicht fassen. „Gibt's denn so was noch?" Er zappelte aufgeregt herum. „Rutschen Sie mal beiseite. Ich komme ein bißchen runter. Man wird ja verrückt in dieser Bude."

Er ließ seine Beine über den oberen Bettrand hängen, drehte sich dann mit einem Schwung auf den Bauch und ließ sich schwerfällig herab.

„So! Wenn Sie erlauben, setz' ich mich ein bißchen zu Ihnen."

Er sah das Gebetbuch liegen, nahm es in die Hand und schaute sich seinen Nachtgefährten erstaunt an. „Sie sind doch kein Pastor?" fragte er mißtrauisch.

„Ich bin Pfarrer", antwortete Pfarrer Heim; dieser Schlafgenosse amüsierte ihn.

„Ach so!" Der Dicke schien etwas eingeschüchtert. „Ich bin von der protestantischen Fakultät, wissen Sie, mache aber weiter keinen Gebrauch davon. Sei'n Sie mal ganz ehrlich – beten paßt doch gar nicht mehr in die Zeit, nicht?"

In seinem Schlafanzug sah er aus wie ein Gummiball mit Seidenbezug. Pfarrer Heim hielt es für richtig, ihm auf seine Frage zu antworten.

„Eine Zeit, in der nicht gebetet wird, ist wie ein Haus ohne Dach."

Der Dicke neben ihm auf der Bettkante hörte ganz manierlich zu und baumelte dabei mit seinen nackten Füßen.

Der Pfarrer wußte selbst nicht, was ihn dazu trieb, mit diesem Mann, der für solch ein Gespräch nicht sehr geeignet schien, über das Beten zu sprechen. Aber die Begegnung mit dem Mädchen Barbara hatte ihm wieder einmal gezeigt, hinter welch schäbiger Hülle sich das Menschliche oft birgt und wie einfach es im Grunde ist, es ans Licht zu bringen. „Wir sitzen hier nicht ohne Grund unter der Erde, lieber Herr . . ."

". . . Bäumle", ergänzte der Dicke.

Nun, deswegen hatte Pfarrer Heim die Pause nicht gemacht, aber gut: „Lieber Herr Bäumle. Die können hier über uns ein Haus bauen, das wirklich an die Wolken kratzt – aber wenn das" – Pfarrer Heim faltete seine beiden Hände und zog die Handflächen auseinander – „wenn das nicht drüber ist, wird es stürzen."

Jetzt legte Herr Bäumle seine dicken Finger aneinander, hielt sie hoch und formte ein Dach aus seinen Händen.

„Sie, das ist gut!" sagte er und sah den Pfarrer freudig erstaunt an. Als er sah, wie der über ihn lächelte, löste er schnell sein Hände, rieb sie verlegen auf den Oberschenkeln hin und her und sagte: „Was Sie so mit einem

machen, Herr Pastor! Verzeihung, ich meine Herr Pfarrer!" Er drohte ihm verschmitzt mit dem Finger. „Seit Jahren habe ich nicht mal mehr die Hände so gehalten, geschweige denn – na, aber das mit dem Dach ist gut, Sie sind ein Zauberer, Herr Pfarrer."

Plötzlich sprang er auf und setzte sich in Positur.

„Ich kann auch zaubern, Herr Pfarrer", sagte er. „Aber nicht so." Er faltete noch einmal die Hände. „Ich sage nur Simsalabim und ..." Er schnappte den Riegel seines Koffers zurück und klappte den Deckel auf. „... jetzt zaubere ich Ihnen was vor!"

Bäumle kugelte sich vor Eifer um sich selbst und tischte aus Büchsen, Flaschen und raffinierten Patentpackungen auf der Schemelplatte ein Mahl auf von Dingen, die der Pfarrer kaum dem Namen nach kannte.

„Jetzt essen Sie mal ordentlich, Sie haben's nötig!" Bäumle hockte sich wieder auf die Bettkante und hatte solch eine Freude an seiner Zauberei, daß Pfarrer Heim sie ihm nicht verderben mochte. Außerdem hatte er es wirklich nötig.

Bäumle verfolgte mitgenießend jeden Happen, den der andere zum Mund führte.

„Wenn ich noch so ein Geschäftchen mache wie heute, brauche ich mein Leben lang nicht mehr zu arbeiten", sagte er vertraulich. „Wirklich –", er hatte einen Ausdruck ernstlicher Sorge im Gesicht, „es klingt verrückt, aber ich weiß nicht mehr, wo ich mit den Moneten hin soll."

Bäumle schien fast ein bißchen gebeugt von diesem Kummer. Pfarrer Heim hielt den kleinen Trinkbecher, den Bäumle mit einem scharfen Zeug gefüllt hatte, einen Augenblick lang nachdenklich in die Luft, ehe er ihn leer trank.

Über ihm stampften die Heißluftröhren, die Ventilatoren surrten unaufhörlich, aus den Nebenkabinen drang leise Tuscheln und Gekicher herüber, von der Halle her kreischendes Gelächter und Gläserklirren – und neben ihm saß dieser dicke Mann, dem sein Gewinn aus dem Geschäft, das er mit der Armut der Zeit gemacht hatte, Sorgen bereitete.

Pfarrer Heim fing nun an, von der Not seines Dorfes zu erzählen – und er redete leidenschaftlich.

„Sehen Sie, Herr Bäumle, da könnte das, was Ihnen Kopfzerbrechen bereitet, Segen stiften."

Bäumle nahm ihm den Becher ab.

„Trinken Sie nicht mehr von dem Zeug", sagte er, „das bekommt Ihnen nicht!"

Pfarrer Heim hatte den Eindruck – es konnte aber wirklich eine Folge des scharfen Getränks sein –, als schnurre der Gummiball neben ihm zusammen. Bäumle räumte auf, packte den Becher ein, schloß den Koffer ab,

guckte suchend im Raum umher und stellte ihn dann mit einem etwas schiefen Blick auf den Pfarrer unter dessen Bett. Pfarrer Heim streckte sich, so wie er war, auf dem Bett aus. Er sah noch die Beine des Herrn Bäumle über sich verschwinden, er starrte gegen die knarrenden Gurte des Bettgestells dicht über seinem Kopf, es machte das Atmen in dem heißen Raum noch schwerer. Diese ganze Erdhöhle schütterte unter dem Stampfen, der Schädel vibrierte von dem Surren, und im Traum ging das über in das geile Geheul von Sirenen, ein Gummiball hüpfte im Raum herum und blähte sich auf und wurde dicker und dicker; doch Seine Eminenz der Herr Kardinal im roten Seidenmantel hob mit einer großartigen Geste den Hirtenstab und stach in den Ball hinein: der fiel zusammen, es blieb nur eine gestreifte Seidenhaut übrig. Und es war ein Gelände da, reiner Erdboden, und darauf, soweit das Auge sah, ein Meer von Dächern, ohne Häuser darunter, und alle Dächer lebten, lockerten sich in ihrem Gefüge, schlossen sich fester, wie gefaltete Hände, es ging wie eine Welle über sie hin.

Als Pfarrer Heim am Morgen erschöpft erwachte, war er allein im Zimmer. Er ging in den gemeinsamen Waschraum. Bäumle stand an einem der Waschbecken und rasierte sich mit solcher Hingabe, daß er es sich ersparen konnte, von dem Pfarrer Notiz zu nehmen. Seinen Koffer hatte er mitgenommen und neben sich gestellt – man kann nie wissen, dachte er, bei diesen Hungerleidern ...

Der helle Platz vor dem Palais flirrte in der Hitze dieses unbarmherzigen Sommers. Pfarrer Heim hatte ein Gefühl, als klebten seine Sohlen an dem heißen Stein. Die Pracht der plastisch aufrauschenden Barockfassade wirkte fast anmaßend in ihrer Unversehrtheit, denn alles, was heil war, schien wider den Stil der Zeit. Dieses kunstvolle Gittertor, mit goldenen Knäufen auf seinen Stäben und von eisernen Rosen durchwirkt, diese körperhaft ausblühenden Wände der Eingangshalle, diese leidenschaftlich ausschweifende Raumbewegung der Treppe, die im Doppellauf zu dem Podest des Hauptgeschosses führte, diese feinblühenden Stuckornamente, Weiß und Gold, nur hier und da ein wenig lädiert, dieses ganze, steingewordene Lebensfluten erregten dem Pfarrer mehr Ärgernis als Bewunderung, und er wollte nicht annehmen, daß eine höhere Hand dieses Haus um seines hohen Zweckes willen bewahrt hatte.

Der Klosterbruder, der in der Eingangshalle Dienst tat, sah die Liste der zur Audienz vorgemerkten Besucher durch und meldete ihn bei dem Geheimsekretär telefonisch an.

„Ich bitte Euer Hochwürden, sich in den ersten Stock zu bemühen. Monsignore Dr. von Roendahls Zimmer liegt im linken Flügel, letzte Türe."

Pfarrer Heim stieg also über die Schwingung der Treppe hinauf, die von seinem Schritt hallten. Es war kühl hier, fast kalt nach der Hitze da draußen.

Er zog leicht fröstelnd seine Schultern zusammen und ging unter den Arkaden den linken Flügel entlang bis zur letzten Tür.

Dr. von Roendahl stand von seinem Stuhl auf, als der Besucher – es war bereits der zwölfte an diesem frühen Morgen – eintrat. Monsignore erhob sich langsam, seine Länge wirkte durchaus proportioniert in diesen hohen Räumen. Pfarrer Heim kam sich hier weniger proportioniert vor.

Dr. von Roendahl war außerordentlich verbindlich. Jawohl, Hochwürden sei vorgemerkt, er wolle nachsehen, ob der letzte Besucher Seine Eminenz schon verlassen habe.

Pfarrer Heim hörte ihn den Arkadengang entlanggehen, eine endlose Strecke. Er schaute sich um, die schmucklose Büroeinrichtung hier stand in seltsamem Kontrast zu der pompösen Architektur des Raumes. Über den Schreibtisch hinweg sah er in einen Park mit gepflegten Beeten; sie schienen ihm aufreizend in der Akkuratesse ihrer geometrischen Formen.

Der Geheimsekretär kam wieder zurück. Seine Eminenz ließe bitten. Dr. von Roendahl begleitete ihn den langen Gang hinunter. Einmal sagte er irgend etwas, als sie nebeneinander hergingen, aber erst nach einem guten Dutzend weiterer Schritte antwortete Pfarrer Heim irgend etwas, was nicht recht dazu paßte.

Im Vorzimmer klopfte der Geheimsekretär noch einmal an eine kolossale Tür, die auf weißem Grund prächtig in Gold ornamentiert war.

Als der Kardinal mit offenen Händen auf ihn zukam, neigte sich Pfarrer Heim zum Kuß über den Ring. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl von Dankbarkeit dafür, daß Seine Eminenz so zierlich war: Sein Kopf war geschnitten wie eine Gemme.

Der Kardinal führte ihn zu einem runden Ausbau des riesigen Raumes, der von hohen unverhüllten Fenstern fast überlichtet war.

„Ich habe mir vor Ihrem Besuch Ihren Seelsorgebericht durchgelesen, Hochwürden", sagte er mit seiner exakten Stimme, „ich glaube also den Grund Ihres Besuches zu kennen. Es ist verständlich, daß Sie auf Ihrem ausgesetzten Posten, wenn ich so sagen darf, besonderer Stärkung bedürfen."

Pfarrer Heim bat zunächst, noch einiges hinzufügen zu dürfen, was in den Rahmen seines Berichtes nicht hineingepaßt hätte. Er redete lange. Seine Eminenz hörte ihm aufmerksam zu und betrachtete ihn dabei nicht ohne Sympathie. Pfarrer Heim verzichtete nicht darauf, das zu bemerken, denn es half ihm, und er bedurfte solcher Hilfe. Er spürte, daß seine Stimme so leise wurde, daß er kaum noch zu verstehen war. Die Innenfläche seiner rechten Hand schmerzte ihn, so hatte er die Nägel hineingepreßt.

Seine Eminenz mußte wirklich sehr genau hinhören. Es schien nicht so, als ob der Pfarrer Heim die Reise hierher um der Stärkung willen gemacht hatte, die Seine Eminenz gemeint hatte.

Pfarrer Heim spürte, daß sein Mut ein wenig nachließ, da nun das Eigentliche gesagt werden mußte – das, worauf es vor allem ankam.

„Ich bitte Eure Eminenz, mir die mitleidende Liebe zu meiner Gemeinde zugute halten zu wollen, wenn ich es offen ausspreche: Das Leben von vierhundert Menschen, die Zukunft der Kinder und ihrer aller Seelenheil kann nur durch ein Wunder gerettet werden oder . . ."

„Oder?" fragte Seine Eminenz zurück.

„. . . oder durch praktische Hilfe."

„Und wie denken Sie sich eine solche praktische Hilfe?" fragte der Kardinal.

Pfarrer Heim griff in die Tasche seiner Soutanelle und unterbreitete dem Kardinal seine Aufstellung, wobei er sich bemühte, das Flattern seiner Hände zu bändigen.

Seine Eminenz blickte nachdenklich auf die Blätter, ohne ihres Inhaltes gewahr zu werden, dann legte er seine Hand darauf und fragte, ohne den Kopf zu heben: „Was für eine Art von Liebe ist das, von der Sie sprachen, Hochwürden, wenn Sie das Wunder gleichsetzen mit einem Scheck? Ich habe Sie doch wohl recht verstanden? Die Kirche ist kein Bankinstitut."

Nicht, daß der Kardinal es mit Schärfe gesagt hätte! O nein, er hatte das Flattern der Hände wohl bemerkt.

Nur einen kurzen Augenblick lang war Pfarrer Heim betroffen. „Natürlich nicht, Eminenz!" sagte er dann. „Ich sprach ja auch von dem Seelenheil, das durch die Not gefährdet ist. Dafür wäre ein Bankinstitut gewiß nicht zuständig."

Der Kardinal hob den Kopf. Hm! dachte er, jetzt fange ich an, den „Hitzkopf" zu erkennen, über den sich der Weihbischof entrüstet hatte.

„Richtig, Hochwürden. Weil aber die Kirche sich zuständig oder sagen wir: verantwortlich fühlt für das Heil der Seelen, muß sie andere Aspekte von dieser Welt haben und sich anderer Heilmittel bedienen" – er neigte lächelnd den Kopf, als wollte er sich entschuldigen, daß er noch einmal auf diese Institution zurückkomme, die in solch einem Gespräch denn doch nicht so oft erwähnt zu werden verdiente – „als ein Bankinstitut".

Der Kardinal schob die weißen Blätter auf dem Tisch mit seiner Hand, die immer noch darauflag, ein wenig von sich weg und schaute seitlich zum Fenster hinaus.

„Denken Sie an das Wort: Arme werdet ihr immer unter euch haben."

„Aber die Reichen töten sie, wenn sie die Mittel, die dem Tod der Armen wehren, zurückhalten!"

Pfarrer Heim fühlte eine Flamme in sich aufgehen. Er dachte an Lorenz, dem er gesagt hatte: Du sollst leben können, verlaß dich auf mich, mein Junge!

„Die natürliche Ordnung der Schöpfung, Eminenz, ist angelegt auf die Vollendung des irdischen Glücks und der Wohlfahrt des einzelnen, und die christliche Ordnung erkennt an, daß die Gnade die Natur voraussetzt und sie erhöht." Pfarrer Heim machte eine Pause. „Ich berufe mich damit auf den heiligen Thomas von Aquino", fügte er hinzu, als wolle er sich entschuldigen.

„Ich weiß, ich weiß!" Der Kardinal nickte und sah ihn dann voll Wärme an. „Aber Natur und Geist sind ebensosehr gegensätzliche Gegebenheiten, die das Gefüge der Welt an verschiedenen Punkten halten, wie Armut und Reichtum."

Was hätte wohl, dachte Pfarrer Heim, der heilige Franziskus darauf erwidert, der Heilige der Armut . . .? Als hätte er des Pfarrers Gedanken gelesen, fuhr der Kardinal fort:

„Die Liebe des heiligen Franziskus bestand nicht darin, daß er von der Kirche Gold für die Armen forderte. Ihm ging es nicht um jene Vollendung irdischen Glücks und um die Wohlfahrt des einzelnen, Hochwürden, sondern um das Reich Gottes. Vergessen Sie nicht: Er predigte Verzicht! ‚Wo immer Ihr ein Haus betretet', so sagte er zu seinen Brüdern, ‚da sprecht zuerst: Friede sei mit diesem Haus! Verbreitet Liebe, richtet gebrochene Herzen auf und seid arm!' Das war seine Botschaft: Verzicht und Liebe – nicht Rebellion und Hilfe durch Bankschecks."

„Eminenz", sagte Pfarrer Heim hilflos, „wie kann ich Friede und Liebe Menschen predigen, die verhungern? Wie kann ich ihnen helfen, wenn ihnen nur durch materielle Mittel geholfen werden kann?"

„Nur?" sagte der Kardinal leise. Sein Blick ging zu dem großen barocken Kruzifix. Dann erhob er sich.

„Beten Sie um einen Teil der Kraft, von der Franziskus erfüllt war, Hochwürden. Glauben Sie an die schöpferischen Möglichkeiten der Liebe!"

Pfarrer Heim neigte sich über den Ring, er ging den Arkadengang entlang und über die Treppe hinab, er sah nicht den Stein gewordenen ekstatischen Schwung der üppigen Figuren auf ihren Podesten, er hörte nicht den Gruß des Mönches in der Halle, er spürte nicht die niederschmetternde Glut der Mittagssonne, er fühlte nur, daß seine Augen brannten vor Trockenheit und daß er nicht weinen konnte.

Ernst Schumacher

LYRIK DES EXPRESSIONISMUS

Auf Wesen und Wirken der expressionistischen Lyrik machen zwei westdeutsche Neuerscheinungen aufmerksam. Karl Ludwig Schneider hat im Verlag Heinrich Ellermann, Hamburg, die Gedichte und Übertragungen samt einer Auswahl der kleinen kritischen Schriften und Briefe Ernst Stadlers herausgegeben. Max Niedermayer besorgte im Limes Verlag, Wiesbaden, eine Auswahl „Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts", die von Gottfried Benn eingeleitet wird. Eine Lektüre sowohl der beiden Stadler-Bände wie der Anthologie bestätigt, daß der Expressionismus inhaltlich wie formal neue Elemente in die Lyrik brachte, sie bestätigt aber auch die Begrenztheit dieses Fortschritts, die Problematik, die dem Expressionismus „vom Mutterschoß her" innewohnte.

Max Niedermayer zählt, das geht aus der Zusammenstellung der Anthologie hervor, Ernst Stadler zu den „Wegbereitern" des Expressionismus. Lebensweg, Dichtung und Theorie Ernst Stadlers zeigen aber, daß dieser Elsässer eher als Gefährte und Kampfgenosse der expressionistischen Kunstrichtung betrachtet werden muß, wenn auch sein 1914 in Leipzig erschienener „Aufbruch" das Weltgefühl der expressionistischen Lyriker programmatisch ausdrückte. Stadlers eigentliche Leistung – und das ist wohl das Neue, das die Lektüre der beiden Bände vermittelt – dürfte weniger in seinen Gedichten als in seinen kritischen Arbeiten zu suchen sein. Stadler war derjenige expressionistische Dichter, der die Zusammenhänge von Weltanschauung, Inhalt und Form ahnte, erkannte und formulierte. Deshalb ist es doppelt bedauerlich, daß wesentliche literaturhistorische Arbeiten, aber auch Briefe, Anmerkungen und dergleichen, die Aufschluß über seine Anschauungen hätten bieten können, durch den Krieg vernichtet worden sind.

Die wenigen charakteristischen Bilder, die wir von Ernst Stadler noch besitzen (von dem bekannten Gemälde, das Heinrich Beecke 1910 malte, ist nur noch eine Fotografie vorhanden, da es dem Luftkrieg zum Opfer fiel), zeigen einen schlanken, fast hager wirkenden Mann mit einem Antlitz, das sich in gleicher Weise durch seinen Ausdruck von Wachheit wie von Melancholie auszeichnet. Stadler wurde 1883 in Colmar als Sohn eines kaiserlichen Staatsanwaltes geboren, der aus dem Allgäu stammte. Nach dem Besuch des Gymnasiums bezog er 1902 die Universität Straßburg und stieß

sofort zu der Gruppe literarisch interessierter junger Leute, die die Halbmonatsschrift „Der Stürmer" herausgab. Zu ihr gehörten René Schickele, Otto Flake, Hermann Wendel, Hans Koch. Alle standen im Banne Nietzsches, seines Kultes vom Heroischen und seiner Polemik gegen die dogmatische Religiosität. Literarisch dominierten die Einflüsse Hofmannsthals und Georges. 1902 veröffentlichte Stadler seine ersten Gedichte. Auch die 1904 verlegten „Praeludien" verrieten noch keine Befreiung von diesen Vorbildern. Stadler erkannte, daß hier kein Weg weiterführen konnte und schwieg als Dichter bis 1911. In der Zwischenzeit promovierte er mit einer germanistischen Arbeit und ging zur Weiterbildung nach Oxford, wo er als Rhodes-Scholar ein Stipendium erhielt. 1908 habilitierte er sich in Straßburg mit einer Arbeit über „Wielands Shakespeare" und besorgte die Wieland-Ausgabe der Preußischen Akademie. 1911 erhielt er eine Berufung an die Brüsseler Freie Universität. In den folgenden Jahren bis Kriegsausbruch schrieb er eine Reihe von Rezensionen und Essays über moderne deutsche Literatur für die als französisch orientiert geltenden „Cahiers Alsaciens", erwarb das englische Baccalaureat, übersetzte auf kongenial zu nennende Weise mehr als dreißig Gedichte von Francis Jammes und veröffentlichte eigene Gedichte in den für seine wesentliche Lyrik charakteristischen gereimten Langzeilen, die vor allem in der „Aktion" von Franz Pfemfert erschienen und größtenteils in den Sammelband „Der Aufbruch" aufgenommen wurden. Im Frühjahr 1914 bot ihm die Universität Toronto eine Gastprofessur an. Bevor er die Reise antreten konnte, brach der Krieg aus. Stadler mußte als Artillerieleutnant einrücken. Freunde berichten, daß er bereits das ganze Jahr über in einer deprimierten Stimmung gewesen sei. Sie führen es darauf zurück, daß ihm von einer Wahrsagerin in Paris der nahe Tod angekündigt worden sei. Es ist aber eher anzunehmen, daß Stadler ziemlich genau sah, wohin die Dinge trieben und dann, als der Krieg da war, keine Chance erblickte, dem Tod auf dem Schlachtfeld zu entgehen. Am 30. Oktober 1914 wurde er südlich von Ypern von einer englischen Granate erschlagen. Im Dezember wurde sein Leichnam nach Straßburg überführt.

Stadler war ein bürgerlicher Mensch, aber er war mit der bürgerlichen Gesellschaft, vor allem mit dem deutschen Kaiserreich, nicht zufrieden. Er bekam von seiner Heimat, dem Elsaß, genügend Eindrücke von der französischen Kultur, um über die „vierschrötigen Germanisatoren", wie er eine bestimmte Sorte von Reichsbeamten bezeichnete, empört zu sein. Sein Freund René Schickele hatte sich nach einem Aufenthalt in Paris die Aufgabe gestellt, zu einer „Demokratisierung des Reiches" beizutragen. Eine große Rolle sollte dabei das „geistige Elsässertum" spielen, das die fortschrittlichen Elemente beider Nationen vereinen wollte. Stadler bejahte dieses Programm. Der Aufenthalt in England schärfte seinen Blick für „all das Ziellose, Un-

geordnete, durch keine Gemeinsamkeit Geregelte, das deutsche Gegenwart heißt" und in der „nur das schlechthin Verächtliche, die gesinnungstüchtige Dumpfheit und selbstsichere Borniertheit ... Bestand" hat. Wie viele bürgerlich-oppositionelle Intellektuelle sah er vor seinen Augen ein anderes Europa, zu dessen Entstehen er durch die Vermittlung der Nationalliteraturen und eine wissenschaftliche Verurteilung der nationalistisch-bornierten Literaturtheorien (im Elsaß Lienhards) beizutragen hoffte. Als die Mobilmachung bekannt wurde, sang er mit anderen Freunden in Straßburg spontan die Marseillaise. Nichts vermochte ihn für diesen Krieg zu begeistern. Aus dem Feld schrieb er, er denke und wünsche sich doch „noch eine andere Aufgabe im Leben", als sich „von einer Granate in Stücke reißen zu lassen". Wenige Stunden vor seinem Tode traf er zufällig noch Hans Koch. Ihm gegenüber bezeichnete er den Krieg als Narretei und machte sich mit einer „Sauerampfergrimasse" darüber lustig: „Alles im braven Deutschland tut nur mehr in Kriegslyrik."

Diese Äußerung mag diejenigen verwundern, die das berühmteste Gedicht Ernst Stadlers, „Der Aufbruch", das seiner Gedichtsammlung von 1914 den Namen gab, als *das* Kriegsgedicht schlechthin bewerten, beginnt es doch: „Einmal schon haben Fanfaren mein ungeduldiges Herz blutig gerissen ..." und endet, fast visionär anmutend:

Ich war in Reihen eingeschient, die in den Morgen stießen,
Feuer über Helm und Bügel,
Vorwärts, im Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltnem Zügel.
Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche umstreichen,
Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen.
Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken
Würden unsere Augen sich an Welt und Sonne satt und glühend trinken.

Es ist ein Verdienst Karl Ludwig Schneiders, darauf hingewiesen zu haben, daß Stadler mit diesem Gedicht lediglich seinen „Aufbruch" im „Stürmer"-Kreis, seine neuromantische Zwischenstufe und seinen schließlichen „Durchbruch zu einem neuen Geist, zu einer neuen Lebensform" in das kriegerische Gleichnis kleidete. Diese Deutung ist bei der grundsätzlichen Einstellung Stadlers ohne Zweifel richtig. Für Stadler fiel die Erkenntnis über die Fragwürdigkeit dieser „deutschen Gegenwart" mit einer weltanschaulichen Besinnung auf das Wirkliche, in der ethischen Konsequenz mit der „Hingabe an alles, alles Irdische" zusammen. Gegen den „endlosen Relativismus", den er an Schnitzler beklagte, erarbeitete er sich ein Weltgefühl, das weiß, „daß nicht das Schwelgen in Stimmungen und Träumen

das Leben ausmacht, sondern Arbeit, Kampf, Aktivität". Stadler lobte Georg Heym für „die unbedingte Zusage an unsere Gegenwart", begrüßte die „Weltfreudigkeit, die vielleicht das Grundgefühl unserer Zeit ist" und war sich mit Hiller einig: „Skepsis ist in ihrer Konsequenz das Ende aller schöpferischen Kraft, Verfall. Als der wahrhaft schöpferische Mensch aber wird der definiert, der die Welt neu zu schaffen weiß, der sein neues, anderes Weltbild neben die Schöpfung stellt."

Stadler teilte mit vielen, man kann sagen, den meisten Expressionisten das Schicksal, nur zu einem neuen, aktivistischen Weltgefühl, nicht aber zu einem wirklichen Bewußtsein gesellschaftlicher Art zu gelangen. Sein Aktivismus richtete sich daher in erster Linie gegen die bornierte Deutschtümelei, die moralische Philistrosität, die bigotte Religiosität. Sein Humanismus beschränkte sich auf das für den Expressionismus kennzeichnende leidenschaftliche „Mitmenschentum", ein Begriff, den Stadler selber prägte, eine echte Liebe „zu den Dumpfen, zu den Armen", die „in Not Gescharten", die Elenden, die er freilich wie die meisten nachfolgenden Expressionisten in den asozialen Typen, im Lumpenproletariat suchte und fand. Da ihm von hier die Aufklärung, wenn man will, die Erleuchtung nicht kommen konnte, wie „die Welt neu zu schaffen" ist, ist es nur verständlich, wenn seine nicht stillbare Sehnsucht nach „dem anderen", das er ahnte, das er für notwendig hielt, immer wieder in Metaphysik umschlug, sei sie nun naturbedingt, sei sie erotisch-religiös getönt. Seine im philosophischen Sinne sensualistisch zu nennende Natur ließ ihn zwar „die neue und heftigere Intensität des Welterlebens, deren erste Verkünder Whitman und Verhaeren waren", ebenfalls zuteil werden, aber es entsprach ihr nicht ein reales Bewußtsein über die Grundlagen der Welt, in der er lebte. Stadler solidarisierte sich zwar mit den Ausgeworfenen, den Opfern dieser Gesellschaft, aber nicht mit den Veränderern, den werktätigen, organisierten Menschen.

So bedauerlich es ist, daß dieser feurige Geist zwar zum „Aufbruch", aber nicht zu dem „Durchbruch" gelangte, der ihn wirklich hätte entbinden können, so bewundernswert ist es, wie er trotzdem den untrennbaren Zusammenhang von Weltanschauung, gesellschaftlichem Verhalten und Inhalt und Form in der künstlerischen Gestaltung erkannte und analysierte. Am Beispiel Paul Heyses zeichnete Stadler richtig den Abstieg der Literatur nach der mißglückten Revolution von 1848: „Heyses Anfänge fallen in die 50er Jahre, wo nach dem Verstummen der vormärzlichen Freiheitssänger die tiefe Resignation der dem Revolutionsjahr folgenden Zeitläufte sich lähmend auf die literarische Entwicklung legte und die deutsche Dichtung mit der Ausbildung einer den engen Bedürfnissen des Bürgertums angepaßten Standespoesie und einer in nebelhaften Fernen schweifenden Romantik in raschem Sturz jenem trostlosen Epigonentum zuführte, dessen

äußerster Tiefstand mit den 70er Jahren erreicht wurde." Stadler verurteilte den Ästhetizismus der Neuromantik, den „aristokratischen Formalismus" des Impressionismus (Stadler meint hier vor allem die Wiener Schule Hofmannsthals), die „exklusive Stilisierung etwa des Georgekreises", die mit einem falschen Kult der Persönlichkeit verbunden ist, wegen ihres reaktionären gesellschaftlichen Charakters. Aufschluß darüber geben nicht nur seine Rezensionen, sondern vor allem auch das Gedicht: „Form ist Wollust", das noch treffender als in den „Worten", dem Eröffnungsgedicht aus dem „Aufbruch", die Absage an jene Art „Kultur" ausdrückt:

Form und Riegel mußten erst zerspringen,
Welt durch aufgeschlossne Röhren dringen:
Form ist Wollust, Friede, himmlisches Genügen,
Doch mich reißt es, Ackerschollen umzupflügen.
Form will mich verschnüren und verengen,
Doch mich will mein Sein in alle Weiten drängen –
Form ist klare Härte ohn' Erbarmen,
Doch mich treibt es zu den Dumpfen, zu den Armen,
Und in grenzenlosem Michverschenken
Will mich Leben mit Erfüllung tränken.

Das „Form ist klare Härte ohn' Erbarmen" war direkt auf George gemünzt, aber es drückte darüber hinaus die Auffassung Stadlers aus, daß „Wortbild" und „Weltbild" miteinander korrespondieren. In der künstlerischen Methode, das war Stadlers tiefe Erkenntnis, spiegeln sich das „Erlebnis" und das Verhalten gegenüber dem Ganzen, der Wirklichkeit, wider. Stil war für ihn in gleicher Weise eine ästhetische und eine ethische Frage, wie ein Prüfstein für die Stellung des Künstlers zur Welt, zum Leben, zum Neuen. Werfels „Wir sind" besprechend, ließ er sich über „das Neue und Wertvolle einer seelischen Haltung" aus, „die als Lebensgefühl des jungen Geschlechtes überhaupt gelten durfte: heller, umfassender, unverzärtelter, weltfreudiger als das Lebensgefühl der vorausgehenden Generation mit ihren romantischen Velleitäten". Stadler zog die methodische Folgerung: „Diese seelische Haltung, die den innigsten Anschluß an alles Wirkliche suchte, ohne dabei in einen Naturalismus zu fallen, drückte sich aus in einer von jeder starren Bindung befreiten, aufgelockerten und darum allen vielfältigen neuen Inhalten offenen Form, die dennoch – wie jede wahre Form – ihre innere Gesetzmäßigkeit besaß."

Stadler verband klug und einsichtig „das moderne Weltgefühl, das in den Rhythmen Whitmans, Verhaerens, Dehmels um lyrische Befreiung ringt", mit dem gesellschaftlich-weltanschaulichen Impetus der Naturalisten, aber grenzte sich in der künstlerischen Methodik von dem „äußerlichen Na-

turalismus" – an einer anderen Stelle nennt er ihn „geschwätzig" – ebenso ab wie von dem Gestaltungsprinzip des „lyrischen Subjektivismus, der ein mehr oder minder zufälliges Erlebnis wiedergibt", und der schon erwähnten „exklusiven Stilisierung" des Georgekreises.

Um diese seine Weltauffassung künstlerisch richtig wiedergeben zu können, „die ungeschmälerte, unverschönte Fülle des Wirklichen in seinen Versen einzufangen", plädierte er für „Bewußtheit und Helle" gegen das „blinde aufdrängende Gefühl" (wie es etwa die Gedichte der Lasker-Schüler erkennen ließen) und verlangte unter Hinweis auf den jungen Schlegel, der Dichter solle von der „Vernunft" Gebrauch machen, er sei „kein blindes Instinktgeschöpf, kein bloß gefühlsmäßig orientiertes Wesen". Wenn Gefühl, dann ein solches, das wie bei dem jungen Benn „ganz Gegenstand geworden, Realität, Tatsachenwucht". Das Streben nach härterer Gegenständlichkeit, unverfärbterer Anschauung, ließ ihn „die Dumpfheit und Dunkelheit" der „Mombertsphäre" ablehnen und sich an der schöpferischen Methodik Max Dauthendeys orientieren. Stadler führte diese auf „die neue Haltung des Ich zur Welt" zurück, „die im Formalen die losere Bindung, die Entspannung des metrischen Gefüges, die Lockerung der Rhythmik, die Aufgabe einer wählerischen und aristokratischen Diktion zur Folge hat". Wenn Stadler von Dauthendeys Form schrieb: „Seine Langzeilen nähern sich einer rhythmisierten Prosa, zusammengehalten und abgeteilt nur durch die lockere und freischaltende Bildung der Reime", so erblickte er darin das Vorbild, um sein eigenes Welt- und Lebensgefühl am präzisesten auszudrücken.

Stadler drückte damit wichtige Zusammenhänge aus, deren Richtigkeit sich an Form und Inhalt derjenigen großen Lyriker unserer Epoche erweisen sollte, die sich wirklich in Übereinstimmung mit der „Forderung des Tages" befanden und die „Einsicht in die Notwendigkeit" besaßen. Stadlers Begrenztheit gerade als Dichter lag darin, daß er als Bürger weder den Zugang zum wissenschaftlichen Sozialismus noch zu den organisierten fortschrittlichen Kräften fand. Das, was er erleben und damit gestalten konnte, war der Tiefe seiner ästhetischen Einsichten noch nicht kongruent. Daraus erklärt sich, daß viele, man kann sagen, die meisten Gedichte aus seiner „expressionistischen" Zeit, einen „vergeistigten", allzu reflexiven Charakter besitzen, daß die Bilder gequält sind, daß der innere Rhythmus fehlt. Stadler wußte, „etwas muß kommen", er ahnte auch, daß diese Veränderung nicht nur gesetzmäßig ist, sondern in der nahen Zukunft nach Gestaltung drängte, aber da ihm die materialistische Dialektik noch nicht zur Verfügung stand, zeigen fast alle seine Gedichte einen tragisch verdüsterten subjektiven oder einen nebulosen allgemeinen „Abgesang". Das gilt für seine Liebesgedichte sowie für seine sozial-kritischen. Fast in keinem dieser Gedichte findet sich jener großartige Ausblick in eine

„andere Welt" irdischer, menschlicher Art, wie ihn die Verse Majakowskis oder Nerudas besitzen. Die Verwandlung, der Überschlag vom Persönlich-Subjektiven ins Objektive, vom Individuellen ins Typische bleibt aus. Kein Zweifel, daß Stadlers Gedichte ein größeres spezifisches Gewicht besitzen als die des „erstarrten Formalismus", den er attackiert hat. Aber sie weisen doch nicht jene Größe auf, die wir als bleibend zu betrachten vermögen. Sie sind Ausdruck eines Menschen (stellvertretend für eine ganze literarische Richtung), der ahnte und wußte, daß diese Welt nach Veränderung drängte, aber den Anschluß an die Umgestalter nicht fand. Der „Aufbruch" Ernst Stadlers und seiner Gefährten endete in den Schützengräben, er führte noch nicht bis zu den Barrikaden. So sind auch die Gedichte, die dieser Haltung entsprechen, inhaltlich wie formal im einzelnen bedeutend, sie erwecken unser Interesse und auch unsere Bewunderung, aber sie sind „Gedichte des Überganges" zu einer Lyrik, bei der das künstlerisch-formale Vermögen der Schöpfer sich mit einem realen gesellschaftlichen Bewußtsein und einer engen Verbindung mit den Anstrengungen der fortschreitenden Kräfte um eine neue Welt paart.

Diesen Eindruck bestätigen erst recht die expressionistischen Gedichte, die der Limes-Verlag neu aufgelegt hat. Sie stammen von 74 Lyrikern und umfassen mit denen der „Wegbereiter" Alfred Mombert, Else Lasker-Schüler, Viktor Hadwiger und Ernst Stadler die beiden ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Man mag über das Prinzip, wie die Autoren zeitlich eingeordnet werden, geteilter Meinung sein. Max Niedermayer entschied sich dafür, die Dichter nach dem Jahr auftreten zu lassen, in dem die ersten Gedichte gebunden oder broschiert erschienen. Das ergibt das Mißverhältnis, daß Ernst Stadler unter der Jahreszahl 1904 geführt wird, obwohl damals nur seine nichtexpressionistischen „Praeludien" erschienen, die für ihn absolut nicht charakteristisch sind und auch nicht als „Wegbereitung" angesehen werden können. Aber sowohl Niedermayer wie dem Einleiter Benn soll nicht abgestritten werden, daß es schwierig ist, ein Schema zu finden, das weder der Bedeutung noch dem Werden, noch dem Lebenslauf der expressionistischen Lyriker Gewalt antut. Es sei ihnen auch vorweg bestätigt, daß die Auswahl, die sie vornahmen, durchaus ein Bild vom Wesen der expressionistischen Lyrik vermittelt und daß die Angaben, die sie über jeden Dichter machen, dieses Bild ergänzen. (Verlag wie Herausgeber waren unvoreingenommen genug, sich nicht daran zu stoßen, daß Johannes R. Becher heute Kulturminister der DDR ist, und sich bei ihm wie bei anderen für Rat und Tat zu bedanken.)

Obwohl die Gedichte in ihrer Mehrheit dem „expressionistischen Jahrzehnt", den Jahren zwischen 1910 und 1920 entstammen, also den ersten

Weltkrieg und die erste proletarische Revolution einschließen, lassen sie ein ähnliches Weltgefühl, eine ähnliche Weltanschauung, ähnliche gesellschaftlich-politische Konsequenzen und ähnliche formale Besonderheiten wie die Ernst Stadlers erkennen. Gottfried Benn gibt sich einige Mühe nachzuweisen, daß alle Definitionen und Analysen, die die bürgerliche Literarhistorie dem Expressionismus zuteil werden ließ, fragwürdig und ungenau sind. Aber er selber übertrifft sie nicht an Präzision, wenn er die „innere Grundhaltung" dieses „Stils" als „Wirklichkeitszertrümmerung" bezeichnet, „als rücksichtsloses An-die-Wurzel-der-Dinge-Gehen bis dorthin, wo sie nicht mehr individuell und sensualistisch gefärbt, verweichlicht verwertbar in den psychologischen Prozeß verschoben werden können, sondern im akausalen Dauerschweifen des absoluten Ich der seltenen Berufung durch den schöpferischen Geist entgegensehen". Auch seine Beschreibung der Methode, der „Ekstase", als „jenen dunklen Weg nach innen ... zu den Schöpfungsschichten, zu den Urbildern, zu den Mythen" und als Ringen „um ein neues Bild des Menschen" „inmitten dieses grauenvollen Chaos von Realitätszerfall und Wertverkehrung" trägt nichts zu einer Erhellung des Problems bei.

Eine Lektüre der Gedichte zeigt, daß die politisch-gesellschaftlichen Verschärfungen, die das Jahrzehnt mit sich bringt, die Dichter mehr und mehr in zwei Gruppen scheiden läßt. Beide stehen in Opposition zu der Gesellschaft, in der sie leben und sterben müssen, aber die eine, zahlenmäßig weitaus stärkere, beschränkt sich selbst in und nach den Stahlgewittern auf eine im Grunde abstrakte, ja meditierende, bestenfalls lamentierende Haltung, während die andere sich mit den Kräften verbündet, die das Notwendige zu leisten versuchen, nämlich die bürgerlichen Herrschaftsformen zu brechen und die Grundlagen des Sozialismus zu legen. Das Grauen, das die neue Generation vor den Dingen empfand, die sich deutlich abzeichneten, hat am eindrucksvollsten der junge Georg Heym gestaltet. Seine Lyrik ist ausgesprochene „Nachtdichtung", sie nahm in Gedichten wie „Die Heimat der Toten", „Umbra vitae" und vor allem in dem berühmten „Krieg" vorweg, was der Generation bevorstand: Mord und Erniedrigung, Barbarisierung und Zerfall. Aber auch der junge Walter Hasenclever ließ in den „Lagerfeuern an der Küste" im Mai 1914 „die ungeheure Angst" hervorbrechen, die wie ein Dämon auf den empfindsamen Seelen dieser Generation lag. Man kann nicht sagen, daß es allein das Kriegsgespenst war, das diese „ungeheure Angst" erzeugte, sondern es war das „Unbehagen an der Kultur" dieser Gesellschaft insgesamt, die, nach einem Gedicht Hasenclevers, Christus und die Ideale der Menschlichkeit verraten hatte. Die sensibleren und weniger aktivistischen Naturen fielen dem Pessimismus zum Opfer, gaben sich Stimmungen der Traurigkeit und des Untergangs hin, gaben sich bestenfalls

fatalistisch. Jakob van Hoddis besang den „Todesengel" und das „Weltende", ähnlich Franz Werfel. Salomo Friedländer sah im „Herbst" den Tod, Johannes R. Becher besang im „Verfall" den „süßen Geruch der Verwesung". Georg Trakl hörte im „Herbst des Einsamen" ein „knöchern Grauen" und Hermann Kasack las aus dem Leben des Georg Heym als „Die letzte Wahrheit: Nur im Graun ist Glück" heraus. Wilhelm Klemm konstatierte in „Meine Zeit": „Tot ist die Kunst. Die Stunden kreisen schneller", doch raffte er sich zu dem heroischen Schluß auf:

O meine Zeit! So namenlos zerrissen,
So ohne Stern, so daseinsarm im Wissen
wie du, will keine, keine mir erscheinen.

Noch hob ihr Haupt so hoch niemals die Sphinx!
Du aber siehst am Wege rechts und links
furchtlos vor Qual des Wahnsinns Abgrund weinen!

Diesem „Leiden an der Welt" entsprach ein abstrakt zu nennender Humanismus. Ob er sich in der zynisch wirkenden Klage Benns: „Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch –" äußerte oder in dem Drang, sich mit den Niedrigen, den Ausgestoßenen, den Asozialen eins zu fühlen und zu wissen, ob Georg Trakl ausrief: „O Armut, Bettelsuppe, Brot und süßer Lauch", ob Ivan Goll seine „Reise ins Elend" „in unerfüllter Liebesdemut" scheitern sehen mußte, ob Karl Otten in „Des Tagdomes Spitze" die Verzeihung von allen Unterdrückten und Mißbrauchten erbat und zu einer „Thronerhebung des Herzens" aufrief und Heinrich Lersch „altewiges Brudertum" predigte – es blieb bei einem Bekenntnis zur Menschheit und Menschlichkeit, das „unschuldig" war und wenig zu einer realen Veränderung der Welt beitrug. Selbst die Greuel des Krieges, des Massenmordens, der ungeheuren Zerstörung und Bedrohung alles Menschlichen, vermochte die meisten expressionistischen Lyriker nicht auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen. Kurd Adler, 1916 gefallen, Walter Ferl, 1915 gefallen, Georg Trakl, 1914 durch Selbstmord als Soldat ums Leben gekommen, August Stramm, 1915 gefallen, sie alle Opfer dieses Krieges, beschränkten sich im wesentlichen auf Beschreibungen dessen, was sie erlebten, lediglich begleitet von Klagen um diese Welt, über ihre Sinnlosigkeit.

Daneben gab es freilich die andere Gruppe, die durch den Krieg in die Richtung und in das Lager des realen Humanismus getrieben wurde. Programmatisch dafür war das Gedicht „Aufbruch der Jugend" von Ernst Wilhelm Lotz, der 1914 fiel:

Grell wehen die Fahnen, wir haben uns heftig entschlossen,
ein Stoß ging durch uns, Not schrie, wir rollen geschwellt,

wie Sturmflut haben wir uns in die Straßen der Städte ergossen
und spülen vorüber die Trümmer zerborstener Welt.

Wir fegen die Macht und stürzen die Throne der Alten,
vermoderte Kronen bieten wir lachend zu Kauf,
wir haben die Türen zu wimmernden Kasematten zerspalten
und stoßen die Tore verruchter Gefängnisse auf.

Nun kommen die Scharen Verbannter, die strammen die Rücken,
wir pflanzen Waffen in ihre Hand, die sich fürchterlich krampft,
von roten Tribünen lodert erzürntes Entzücken,
und türmt Barrikaden, von glühenden Rufen umdampft.

Beglänzt von Morgen, wir sind die verheißnen Erhellten,
von jungen Messiaskronen das Haupthaar umzackt,
aus unsern Stirnen springen leuchtende, neue Welten,
Erfüllung und Künftiges, Tage, sturmüberflaggt!

Hierher gehörte Walter Hasenclevers Gedicht auf den italienischen Sozialistenführer Turati, in dem es am Schluß hieß:

Turati spricht. Kehrt um, Maschinengewehre,
Durch Straßen Hungers rächende Wiederkunft.
Zurück, du ungeahnte Schar der Heere,
Befreier unser, Sieger der Vernunft.

Auch Klabunds „Erster Mai in Zürich (1916)" ist hier zu nennen, vor allem aber dann Johannes R. Bechers Gedicht „Vorbereitung", das den Dichter zu „Erlebnis, Formulierung, Tat" aufrief und seine gesellschaftliche Aufgabe umriß:

Der Dichter meidet strahlende Akkorde.
Er stößt durch Tuben, peitscht die Trommel schrill.
Er reißt das Volk auf mit gehackten Sätzen.

Aber selbst wenn die Herausgeber noch Bechers revolutionäre Bekenntnisse zur proletarischen Revolution, zu Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, und auch die revolutionären Gedichte Ernst Tollers (nicht nur seine „Mauer der Erschossenen") aufgenommen hätten, würde der Eindruck bleiben, daß auch diese Lyrik noch mehr aus der Spontaneität als aus einem realen Bewußtsein hervorging. Sich von der gefühlsmäßigen Rebellion zur bewußten Revolution durchzuringen, war auch für die Minderheit der expressionistischen Dichter langwierig und kompliziert. Die beliebte Unterschei-

dung, der Expressionismus sei betont „introvertiert" gewesen, vergröbert die Tatsache, daß die Dichter, die kein reales Wissen über die Welt, in der sie lebten, besaßen, notwendigerweise sich auf die Gestaltung ihres begrenzten Ich, ihrer begrenzten „kleinen Welt" konzentrierten. Im frühen wie im späten Expressionismus lassen sich „extrovertierte" Züge in gleicher Weise feststellen, und zwar an Sujets, die aus der Sphäre der „Unteren" der Gesellschaft und des „Unteren" der Natur stammen. Aber je mehr die Wirklichkeit auf eine reale Veränderung drängte, an deren Nichtvorhandensein sie doch alle mehr oder minder bewußt litten, um so stärker zogen sich die meisten expressionistischen Dichter ins „Innere" zurück. Aus diesem Grunde dominiert in der Lyrik dieser Epoche das Visionär-Religiöse (Jakob van Hoddis prägte den Begriff des „Visionarren"), das Metaphysisch-Erotische, das Abstrakt-Humanistische, das Kreatürliche. Besonders das religiöse „Innenerlebnis" wurde auf vielfältige Weise ausgedrückt. Nur Hans Koch verband es in seinem Gedicht „Karfreitag 1915" mit dem modernen Schlachtfeld, doch auch er ist weit entfernt von der revolutionären Mystik seines russischen Altersgenossen Blok.

Wenn Ernst Stadler auf die thematische (und auch formale) Verbindung von Expressionismus und Naturalismus hinwies, so läßt die Lektüre der Gedichte aus diesem „expressionistischen Jahrzehnt" klar erkennen, wie sehr der Expressionismus mit dem Impressionismus verwandt ist. Eine wichtige Methode der expressionistischen Lyrik besteht in der Aneinanderreihung von Impressionen. Das Neue und Besondere besteht freilich darin, daß die expressionistischen Lyriker in der Beschreibung der Sujets bis zum Verismus gingen, daß sie diese dichte Sinnlichkeit in neue, kräftige Bilder und Vergleiche umsetzten und zur Komprimierung der Bilder selbst vor einer Umformung der Grammatik und Syntax nicht zurückschreckten.

Ernst Stadler hatte durchaus richtig die in jenen Jahren feststellbare neue Form der Lyrik, die freien Rhythmen mit ihrer Durchbrechung der „klassischen" Metrik, aus der Notwendigkeit abgeleitet, für das neue dynamische Weltgefühl die gemäße Ausdrucksweise zu finden. (Wenn wir heute in den Gedichten der großen, mit den fortschrittlichen Kräften verbundenen Lyriker unserer Epoche in besonderer Weise eine „Episierung" feststellen können, so entspricht dies der Entwicklung, daß aus dem Weltgefühl der Expressionisten ein Weltbewußtsein und Weltwissen geworden ist, das auch in der Lyrik „auseinandergesetzt" und „dargelegt" sein will und zu seiner Vermittlung vielfältiger Formen bedarf.) Es ist aber nicht so, daß der „Geist der Zeit", von dem die Expressionisten erfaßt waren, sich nur in der offenen Form kundtat. Viele Gedichte, die für den Expressionismus als besonders kennzeichnend gelten, sind in den alten, geschlossenen Formen geschrieben,

ob es sich um die vierzeilige, verschränkt gereimte Strophe oder um das Sonett oder um ein Versmaß handelt, das für die Litanei oder das evangelische Kirchenlied Verwendung fand. Dort, wo die freie Form gebraucht wurde, finden sich direkte Anklänge an Goethe (wie in Victor Hadwigers „La morgue"), auch an Hölderlin, selbstverständlich dann an Withman und die Naturalisten. Für die Erklärung, was den Expressionismus formal ausmacht, ist auf alle Fälle die Definition, er habe die Form durchbrochen, nicht ausreichend.

Wichtiger dafür ist, daß die Expressionisten vor keinem Sujet, das die Wirklichkeit bot und als besonders typisch für das Allgemeine wie für das Individuelle aufnötigte, zurückschreckten; es sei hier an Heyms „Fieberspital", an seine „Ophelia", an Benns „Der Arzt" und seine „Morgue", an Trakls „Vorstadt im Wind" erinnert. Vor allem aber, daß sie eine neue Bildhaftigkeit entwickelten, die die Sujets „verfremdete". Wenn zum Wesen der Lyrik der Vergleich gehört, dann haben die Expressionisten die Lyrik um wesentliche, bleibende Werte bereichert. Heym beschreibt „Die Dämonen der Städte":

Sie wandern durch die Nacht der Städte hin,
die schwarz sich ducken unter ihrem Fuß.
Wie Schifferbärte stehen um ihr Kinn
die Wolken schwarz vom Rauch und Kohlenruß.

Benn phantasierte im „Englischen Café":

Die Dorertempel. In Rosenschwangerschaft
die Ebenen. Felder
sterben den Asphodelentod.

Die zweite Zeile in dem Gedicht auf Turati von Hasenclever lautet: *Die Litfaßsäulen dampfen Farbe Blut.*

Alfred Lichtenstein schrieb ein Abendgedicht, in dem es heißt: *Zerlumpte Bäume strolchen in die Ferne.*

Armin T. Wegner begann das Gedicht auf eine „Heroische Landschaft" mit den Versen:

Nun sticht die Zwergin Nacht mit schwarzem Pfahl
das Sonnenauge aus der Himmelsstirne ...

Es wäre nicht schwierig, diesen Beweis, daß die expressionistischen Lyriker imstande waren, starke, lebendige Bilder und Vergleiche zu schaffen, bei fast jedem von ihnen zu führen. Die Gefahren dieser „Versinnlichung" können jedoch ebenso wenig übersehen werden. Die fähigsten der expressionistischen Lyriker waren bestrebt, die Komprimierung des Vergleiches zum Äußersten zu treiben. Übrig blieb nur mehr die Bild-Assoziation, das Sujet, das be-

schrieben, dargestellt oder ausgedruckt werden sollte, blieb unerkennbar. Mittel, eine „Verdichtung" zu erreichen, waren Wortneubildungen und Kombinationen von Begriffen, die die Sprache des Expressionismus als Parallele zur Barock-Sprache erscheinen lassen. Benn sprach von einem „Glutgefälle", Otten von einem „Blutorkankrater", Runge sogar von einem „Kinderwangliebkinderwanggereiht". Darüber hinaus wurden Hauptwörter und Beiwörter als Tätigkeitswörter und umgekehrt verwendet, die Syntax insgesamt nach Belieben strapaziert. Das System wurde von Becher in „Die neue Syntax" poetisiert:

Die adjektiv-bengalischen Schmetterlinge
sie kreisen tönend um des Substantivs erhabnen Quaderbau.
Ein Brückenpartizip muß schwingen! schwingen!!
Derweil das kühne Verb sich klirrend Aeroplan in Höhen schraubt.

Artikeltanz zückt nett die Pendelbeinchen.
In Kicherrhthmen schaukelt ein Parkett.
Da aber springt metallisch tönend eine reine
Strophe heraus aus dem Trapez. Die Kett

der Straßenbogenlampen ineinander splittern.
Trotz jener buntesten Dame heiligem Vokativ.
Ein junger Dichter sich Subjekte kittet.
Bohrt des Objekts Tunnel ... Imperativ

schnellt steil empor. Phantastische Sätzelandschaft überzüngelnd.
Bläst sieben Hydratuben. Das Gewölke fällt.
Und Blaues fließt. Geharnischte Berge dringen.
So blühen auf wir in dem Glanz mailichter Überwelt.

Das Verhältnis, das die expressionistischen Lyriker zur Sprache hatten, drückte Wilhelm Klemm in seinem Gedicht „Die Sprache" aus:

Ein wildes Ungetüm mit tausend Zungen,
mit Augen, die wie Feuerräder schwingen,
und wehendem Gebläse heißer Lungen

läßt seine staubigen Riesenflügel klingen,
am Boden streifend, träg im Dämmerlicht.
Wir aber wagen näher nicht zu dringen.

Und plötzlich türmt es sich, die Erde bricht,
die Sterne taumeln unter seinen Nüstern,
es streift des Herrn ehrwürdig Angesicht.

Schäumt, lästert, brüllt auf wilden Sturmregistern,
beruhigt sich, wird leichter, dünner, reiner,
und lagert auf dem Morgenrot, ein feiner
Dunststrich, drin tausend fremde Namen flüstern.

Das an sich angebrachte Prinzip, das „Wie" des Vergleiches verschwinden und allein das poetische Bild stehen zu lassen, führte und verführte die Theoretiker und Praktiker des „Sturm"-Kreises zu den Experimenten, die beim Dadaismus endeten. Was bei August Stramm noch Verstehen und Deutung zuließ, schlug bei Rudolf Blümner in die unartikulierte Wiedergabe von Lauten um („Ango Laina"). Die „Verdichtung" schließlich wurde zum Surrealismus mit all seinen albernen Spielereien. Die Liebe für den Kontrast artete zum schockierenden Unsinn aus. Man ist, diese Entwicklung vor Augen, geneigt, mit diesen Entartungen auch den Anfang zu verwerfen. Das ist jedoch völlig unangebracht. Die Abstraktion und die Komprimierung sind immanente Gesetze der Kunst. Eine Dichtung anzufeinden, nur weil sie vom Leser Konzentration wegen der „Verdichtung" der Aussage erzwingt, ist banausisch, spießig und ungebildet. Keine Sprache der Welt kommt ohne Abkürzungen und Konzentrierungen, ohne Begriffe und Vergleiche aus. Wenn der Expressionismus in seinen lautersten Bestrebungen eine neue Bildhaftigkeit schuf, dann verdient er noch heute die Lektüre und von seiten der Dichter ein ernsthaftes Studium. Man mag es bedauerlich finden, daß formales Geschick sich an Sujets versuchte, die wir als unwichtig, unzulänglich, ja reaktionär empfinden. Das ändert nichts an der Tatsache, daß der Expressionismus ein echtes künstlerisches Phänomen war, daß er künstlerischen Problemen nachging und ihre Gestaltung versuchte, die uns wie alle Generationen angehen. Dies wieder ins Bewußtsein gebracht zu haben, ist das Verdienst der beiden westdeutschen Publikationen.

Paul Reimann

ÜBER DEN UMGANG MIT KNIGGE

Unter den deutschen Schriftstellern, die Zeitgenossen der Großen Französischen Revolution waren und für sie eintraten, verdient Adolph Freiherr von Knigge (1752 bis 1796) besondere Beachtung. Knigge, nur als Verfasser des Büchleins „Über den Umgang mit Menschen" allgemein bekannt geworden, war auch Autor des humoristischen Romans „Die Reise nach Braunschweig", einer beachtenswerten Darstellung des deutschen Lebens im 18. Jahrhundert. Die offiziellen Literaturhistoriker, die nicht recht wußten, welches Etikett sie ihm aufkleben sollten, reihten ihn neben Nicolai in die sogenannte Berliner Aufklärung ein. Die Schriften, in denen er zur Französischen Revolution Stellung nahm, sind bis heute nur im Erstdruck vorhanden. Zu ihnen gehören „Benjamin Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien" (1791), „Des seligen Herrn Etatsrats Samuel Conrad von Schaafskopf hinterlassene Papiere" (1792 anonym erschienen) und „Joseph von Wurmbrands, kaiserlich abyssinischen Ex-Ministers, jetzigen Notarii caesari publici in der Reichsstadt Bopfingen, politisches Glaubensbekenntnis mit Hinsicht auf die Französische Revolution und deren Folgen" (1792).

„Benjamin Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien" ist ein Staatsroman, der in Stil und Form an Wielands „Goldnen Spiegel" erinnert. Wie Wieland vertritt auch Knigge die Ideologie des aufgeklärten Absolutismus. Bemerkenswert ist sein Versuch, am Schluß des Werkes seine Ansichten über eine „vernünftige", das heißt den Bedürfnissen der Bourgeoisie entsprechende Staatsverfassung zu formulieren.

Während die allgemeine Entwicklung in Deutschland so verlief, daß die Mehrheit der Anhänger liberaler Auffassungen von der ursprünglichen platonischen Sympathie mit der Französischen Revolution zu einem revolutionsfeindlichen Standpunkt überging, ist bei Knigge eher eine umgekehrte Entwicklung festzustellen: seine späteren Schriften, vor allem die 1792 erschienenen, waren weitaus radikaler als der „Benjamin Noldmann".

„Des seligen Etatsrats von Schaafskopf hinterlassene Papiere" sind eine scharfe und witzige Satire auf den deutschen Adel und auf die Gegner der Französischen Revolution überhaupt. Den Hauptinhalt bildet die Nachricht „von der verbesserten Einrichtung des uralten Pinselordens", dessen Ziele

darin bestehen, „der einreißenden Zuversicht zu der trüglichen menschlichen Vernunft und deren Herrschaft entgegenzuarbeiten, die alte Würde eines auf Autorität und Tradition gestützten Glaubens wiederherzustellen, dem mühsamen und beunruhigenden Forschungsgeiste zu steuern, das Reich der sogenannten Aufklärer auf immer zu zerstören". Als Mitglieder des „Pinselordens", der in der Geschichte „bald als politisches System, bald als Religionspartei und herrschende Kirche, bald als gelehrte Gesellschaft und Fakultät, bald als geheime Verbindung gewirkt und sich offenbart hat", werden vorgeführt: „Sehr vornehme und reiche Leute, Fürsten, Edelleute, vor allem Hofleute und Landjunker, Juristen, besonders bloße Zivilisten, Patrizier in Reichsstädten, schöne Geister, vorwiegend die, welche die Verfertigung kleiner Lieder und Epigramme zu ihrer Lieblingsbeschäftigung machen, Domherren, Canonici, Ordensritter und Mönche, Residenz-, Stadtprediger, solche Ärzte, die mehr die Paläste und Toiletten der Damen als die Hütten der Armen besuchen, mit Fürsten in Briefwechsel stehen und auf keine Anfrage antworten, die nicht ein Goldstück zur Beilage hat, Prinzen, Hofmeister, Stallmeister, Jäger, Tanzmeister, Virtuosen, die herumreisen und sich für Geld hören lassen, Sprachmeister, Mitglieder frommer Sekten und mystischer Gesellschaften." Das sind die Kreise, aus denen sich der „Pinselorden" rekrutiert. Sie sind durch ihre Feindschaft gegen die Aufklärung und gegen die Französische Revolution miteinander verbunden.

Trägt diese Schrift ausgeprägt satirischen Charakter, so ist „Joseph von Wurmbrand" (ebenfalls 1792) eine ernste grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution. „Die Papiere Schaafskopfs" waren anonym erschienen, und auch den „Joseph von Wurmbrand" wollte Knigge ursprünglich anonym veröffentlichen. Als aber der Schweizer Reaktionär Zimmermann in der von Aloisius Hoffmann herausgegebenen „Wiener Zeitschrift" eine wütende Kampagne gegen Knigge eröffnete und ihn in einer Schrift („der als Illuminat, Demokrat und Volksverführer entlarvte Baron von Knigge") denunzierte, entschloß sich Knigge, den „Wurmbrand" unter seinem vollen Namen zu veröffentlichen. Zur Begründung dieses Entschlusses erklärte er: „Meine Grundsätze sind von der Art, daß ich mich ihrer nicht zu schämen brauche und daß es noch Gegenden in Deutschland gibt, in welchen eine weise Regierung dem Schriftsteller die Freiheit gestattet, über Gegenstände, die der ganzen Menschheit wichtig sind, unbefangen, aber bescheiden seine Meinung zu sagen."

Unter Knigges Schriften über die Französische Revolution ist „Joseph von Wurmbrand" die bedeutendste. Knigge tritt in ihr keineswegs als Revolutionär auf, ja er erklärt sogar, daß er die monarchische Verfassung (freilich unter der Voraussetzung weitgehender Reformen im Sinne des Naturrechts) für die „zweckmäßigste" halte. Als sein Ziel erklärt er es darum, die Regenten

von der Notwendigkeit solcher Reformen zu überzeugen, durch die allein einer gewaltsamen Revolution vorgebeugt werden könne. „Reichet also selbst die Hände zur nötigen Verbesserung, Ihr Regenten! weil es noch Zeit ist! Entsaget den elenden und kostspieligen Kindereien, worin so manche von Euch ihren Ruhm, ihre Hoheit, ihren Glanz suchen! Was kann unseliger sein als Euer Zirkel von hirnlosen, müßigen Hofschranzen? Entsaget der törichten Eroberungssucht, und überzeuget Euch, daß hundert Menschen glücklich und froh zu machen unendlich ehrenvoller sei, als Millionen mit Gewalt an das verhaßte Joch des Despotismus zu binden!" Diese Worte zeigen zur Genüge, daß auch Knigge sich nicht von den Illusionen der bürgerlichen Aufklärung befreit hat, welche die Interessen der Bourgeoisie auf dem Wege des „aufgeklärten Absolutismus" durchsetzen wollte.

Um seine Auffassung zu begründen, daß es möglich sei, weitreichende Reformen ohne gewaltsame Revolutionen durchzusetzen, beruft sich Knigge auf das Beispiel Peters des Großen: „Peter der Große stürzte alles über den Haufen, woran seine Völker aus Vorurteil und Gewohnheit hingen. Mit der unumschränktesten Gewalt herrschte er über Leben, Stand, Vorrecht und Vermögen der Untertanen. Allein er selbst war ein großer, mutiger Mann, der Erste seiner Nation. Er gab das Beispiel in aller Art von Aufopferung, Gehorsam und Tätigkeit. Alle seine Einrichtungen trugen das Gepräge der Sorgfalt für das allgemeine Wohl, ihr Nutzen zeigte sich offenbar, und sein Despotismus war dem Genie des Volkes und dessen Sitten angemessen."

So bedeutsam diese Einschätzung der progressiven Rolle Peters des Großen auch war, Knigge irrte, wenn er glaubte, daß nach Ausbruch der Französischen Revolution, in jenem Jahre 1792, da bereits die stärksten deutschen Mächte den konterrevolutionären Koalitionskrieg gegen Frankreich vorbereiteten und eine Welle brutaler Reaktion gegen alle Anhänger fortschrittlicher Auffassungen einsetzte, eine ähnliche Entwicklung in Deutschland möglich wäre. Trotz dieser Schwäche enthält seine Schrift – in der Verteidigung der Französischen Revolution – viele Gedanken, die beweisen, daß Knigge zu den klarsten und fortschrittlichsten Vertretern der deutschen Aufklärung gehörte. Ein großer Teil der in Deutschland geführten Diskussionen über die Französische Revolution drehte sich um die Frage, ob ein Volk berechtigt sei oder nicht, seine Regierungsform zu ändern. Auf dieser Linie bewegte sich auch die Argumentation Fichtes in seiner Schrift „Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution". Fichte, als typischer Idealist, bewertet dort die Französische Revolution vor allem unter moralischen Gesichtspunkten, ohne die Frage der objektiven Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen Entwicklung zu stellen. Der Vorzug der Schrift Knigges besteht darin, daß er eine solche Betrachtungsweise ablehnt und – im Gegensatz zu den „Moralisten und Rechtsgelehrten" – die Revolution als Produkt

der objektiven Entwicklung aufzufassen versucht: „Nichts kömmt mir alberner vor, als wenn man sich in moralischen und politischen Gemeinsprüchen über die Befugnisse und Nichtbefugnisse einer ganzen Nation, ihre Regierungsform zu ändern, ergießt; wenn man darüber raisonniert, *was* ein Volk, wenn es sich empört, hätte tun sollen und *wie* es hätte besser und gelinder handeln können und sollen, und ob zuviel oder zuwenig Blut dabei vergossen worden ... Wenn aber ein ganzes Volk durch eine lange Reihe von wirkenden Ursachen dahin gebracht ist, seine bisherige Regierungsform, die nicht taugt, die nicht in die jetzigen Zeiten, nicht zu dem gegenwärtigen Grad der Kultur paßte, in welcher sich der größte Teil der Bürger unglücklich fühlte, mit Gewalt über den Haufen zu werfen ... wer kann da Ordnung fordern? Wer kann da bestimmen, ob zuviel oder zuwenig geschieht? Schreibe dem Meere vor, wie weit es fortströmen soll, wenn es den Damm durchbricht, den Jahrhunderte untergraben haben!"

Eine Erkenntnis der Rolle der ökonomischen Verhältnisse und der aus ihnen resultierenden Klassenkämpfe lag Knigge natürlich noch fern. Dennoch geht er einen Schritt über die damalige rationalistische Auffassung hinaus, welche die Einrichtung des Staates nach den „Grundsätzen der Vernunft" beurteilte, indem er auf die Interessen der Menschen als wichtigen Faktor der Entwicklung hinweist. Die despotischen Regierungen sind nach Knigge auf keinem anderen Recht gegründet als dem des Stärkeren: „Womit sonst, als mit diesem Rechte des Stärkeren, machen sie uns an der Spitze von hunderttausend Mann die Gründe, auf denen ihre Deduktionen gestützt sind, anschaulich? Ist dies Recht aber nicht auf ihrer Seite, so haben auch ihre Gründe wenig Gewicht." Daraus folgert Knigge, daß die Menschen sich nur regieren lassen, weil sie *müssen* oder weil es ihren Interessen entspricht: „... ich weiß nicht, wie man es anfangen kann, einen Menschen zu überzeugen, daß er eine natürlich angeborne Verbindlichkeit auf sich habe, einem andern Menschen von Fleisch und Bein zu gehorchen, wenn er dies nicht glauben *will*, nicht glauben *muß*, oder nicht sein Interesse dabei findet, es zu glauben."

Unter den Ursachen, die die Französische Revolution herbeiführten, billigt Knigge den materiellen Faktoren eine bedeutende Rolle zu. Er führt an: „... die Diebstähle aller öffentlichen Staatsbediensteten, die in den gesegnetesten Jahren durch die königlichen Getreidepächter künstlich erregte Hungersnot, die greuliche Finanzverwaltung ...", ferner die Tyrannei des Adels gegen den Bauernstand, den Mangel an Geld und Krediten für „die meisten Nahrungszweige, die dem Bürger hätten aufhelfen können", sowie Erpressungen aller Art, üppiges Leben der Geistlichkeit auf Kosten der Bauernschaft usw. Infolge der Verschlechterung der materiellen Lage habe die Aufklärung eine gewaltige Wirkung auf die Massen ausgeübt: „... diese

Philosophie, sage ich, hatte einen Anstrich von Bitterkeit angenommen. Sie öffnete dem Volke die Augen über seinen verzweifelten Zustand, erweckte in ihm das Gefühl, nicht länger mehr die schändlichen Mißhandlungen ertragen zu können; man fing an, über ursprüngliche Menschenrechte, über den Beruf der Könige, über die Gültigkeit der Privilegien des Adels und über Pfafferei und Hierarchie laut zu reden und zu schreiben."

Die Revolution als eine Folge der vorhergehenden Unterdrückung des französischen Volkes betrachtend, lehnt Knigge mit größter Entschiedenheit die reaktionäre Greuelpropaganda ab, die in Deutschland gegen das revolutionäre Frankreich entfesselt wurde: „Die Französische Revolution wurde unvermeidlich herbeigeführt durch eine Kettenreihe von Begebenheiten und durch die Fortschritte der Kultur und Aufklärung ... Diese Revolution ist eine große, beispiellose und – sie falle aus, wie sie wolle, sie sei rechtmäßig oder widerrechtlich unternommen worden – der ganzen Menschheit wichtige Begebenheit. Ein Krieg, den irgendein ehrgeiziger Despot zu Befriedigung seiner kleinen Leidenschaften führt ... so ein Krieg kostet tausendmal mehr Blut, und unschuldiges Blut, zu welchem Zwecke ...? Alle Gewalttätigkeiten, über die man so unbändig schreiet, übertreffen wenigstens nicht die Greuel, die man im Jahre 1790, mitten im Frieden, bei dem Matrosenpressen in England im Namen der Regierung verübte ... Daß ein Landesvater Tausende seiner Kinder (daß es Gott erbarme!), das heißt seiner Untertanen stückweise verhandle, um sie irgendwo, fern von ihrem Vaterlande totschießen zu lassen, wenn damit Geld zu verdienen ist, wovon nachher Buhlerinnen und Müßiggänger unterhalten werden, das erlauben ihm die Menschenfreunde; aber wenn bei einer so allgemeinen Gärung der unbändige Pöbel unter zehn Schelmen auch vielleicht, in der blinden Wut, ein paar ehrliche Leute, gegen welche man Verdacht hat, aufhenkt, so wird davon ein Lärm gemacht, als wenn kein Mensch in Frankreich seines Lebens sicher wäre."

Die Ausführungen, mit denen Knigge die gegenrevolutionäre Propaganda zurückweist, erinnern in ihrer Entschiedenheit stellenweise an die Argumente, mit denen sein größerer Zeitgenosse, Georg Forster, für die Verteidigung der Revolution auftrat. Mit Forster stimmt Knigge vor allem darin überein, daß er die Revolution nicht von einem sogenannten moralischen Standpunkt, sondern vom Standpunkt der Interessen des Volkes aus beurteilt. Indem er auf die materiellen Faktoren hinweist, die das Volk zur Revolution trieben, zeigt er zugleich, daß die feindselige Haltung, welche die reaktionären Feudalklassen in Deutschland der Französischen Revolution gegenüber einnahmen, letzten Endes durch ihre materiellen Interessen bestimmt waren, die zu den Interessen des Volkes im Widerspruch standen: „Wer bis dahin eine Herrschers-Rolle gespielt hat ..., der zittert vor der Möglichkeit, daß man ihm, wenn der Revolutionsgeist allgemein würde, diese Hauptrolle abnehmen und

eine untergeordnete anweisen könnte. Deswegen gibt es unter den großen und kleinen Monarchen so wenige, die auf die neue Ordnung der Dinge gut zu sprechen sind – vom Länder- und Völkerbeherrscher und Zepterführer an bis auf den Schulmonarchen herab, der fürchtet, die Discipuli möchten ihm den Baculum aus der Hand winden ... Personen, die in solchen Ämtern und Würden stehen, welche man in freien Staaten für unbedeutend, unnütz oder gar für verächtlich und schädlich hält, Hofschranzen und andre besoldete, pensionierte und bepfründete Müßiggänger können den Gedanken nicht ertragen, daß ein System Anhänger finden möchte, das ihre ganze Existenz vernichtet ... Geadelte Bürger und alle solche Personen, die es sich haben Mühe und Geld kosten lassen, in eine Klasse hinaufzurücken, mit Ständen in Verbindung zu kommen, die sie außerdem vielleicht verachten würden, hohe und niedre Geistliche aller Bekenntnisse, die ... ihr Amt zu einem besonderen Stande im Staate erheben und ihre Sache zur Sache Gottes machen ... Schmeichler, feile, kriechende Schriftsteller und alle solche Insekten, die unbemerkt herumkriechen und sich fürchten müßten, zertreten zu werden, wenn sie sich nicht in das Unterfutter der Großen dieser Erde einnisteten; an Leib und Seele arme Schlucker, die sich von den Brosamen nähren, welche von der Herren Tische fallen ... Alle diese stimmen mehr oder weniger lebhaft die allgemeine Meinung *gegen* die Französische Revolution."

Und nicht nur die Rolle der deutschen Gegner der Französischen Revolution entlarvte Knigge. Bekanntlich trat damals die englische Reaktion an die Spitze der konterrevolutionären Kräfte Europas. Das veranlaßte Knigge nachzuweisen, daß sich hinter der „freien" englischen Verfassung in Wirklichkeit die extremsten Kräfte der Reaktion verbergen: „Des Königs Gewalt über Krieg und Frieden und überhaupt seine monarchische Macht ist dadurch eingeschränkt, daß von der Nation die Verwilligung der zu jeder Unternehmung nötigen Gelder abhängt; auch darf er, ohne Einstimmung der Parlamente, keine Gesetze geben. Diese Parlamente nun bestehen aus gewählten Repräsentanten, die, wie bekannt ist, nach einer höchst widersinnigen Proportion das ganze Volk darstellen, so daß eine Universität derer mehr abschickt als eine ganze Grafschaft. Bestechungen haben ... dabei nicht statt; aber das ist keinem, der gewählt werden will, verwehrt, daß er einem Wählenden für einen Korb voll Eier hundert Pfund Sterling bezahle. Die Hofpartei ist also nicht nur Meister von den Wahlen, sondern kann auch, da sie Ehrenstellen und Pfründen vergibt, sich nach Gefallen Partei machen und durch die Überstimmen Dinge durchsetzen, wovon jedermann weiß, daß der neunundneunzigste Hundertteil der Nation dagegen ist."

So nähert sich Knigge bei der konkreten Untersuchung der Auswirkungen der Französischen Revolution der Erkenntnis, daß eine „objektive un-

parteiische" Stellungnahme unmöglich sei, da letzten Endes die unmittelbaren Interessen der einzelnen Schichten und Gruppen auch ihren Standpunkt zur Revolution bestimmten. Da in allen europäischen Staaten, England nicht ausgenommen, die Zustände denen ähnlich seien, die in Frankreich die Revolution hervorrief, kommt er zu der Schlußfolgerung, daß es nicht die Französische Revolution sei, „welche den Ton von Unzufriedenheit unter den übrigen Völkern anstimmt, sondern umgekehrt, die allgemeine Unzufriedenheit ist zuerst in Frankreich angebrochen. Auch sind es nicht die Schriftsteller, die sogenannten Apostel und Aufklärer der Freiheit, nach denen Hoffmann, elenden und jämmerlichen Andenkens, mit Gassenkot wirft, diese Schriftsteller sind es nicht, welche Aufruhr erwecken, sondern die allgemeine Stimme des Volkes ist es, die durch diese Schriftsteller redet. Noch nie haben Bücherschreiber große Weltbegebenheiten bewirkt, sondern die veränderte Ordnung der Dinge wirkt im Gegenteil auf den Geist der Bücherschreiber; jeder fühlt dann dunkel das Bedürfnis zu reden, bis einer endlich den Mund öffnet. Und wäre er es nicht, so würde es ein andrer sein."

Der Interventionskrieg der konterrevolutionären europäischen Koalition gegen Frankreich wurde von Knigge entschieden mißbilligt. In seiner anonym erschienenen Schrift „Rückblicke auf den, wenn Gott will, für Teutschland nun bald geendigten Krieg" brandmarkte er die alliierten Armeen als „besoldete Mörder und Räuber" und verkündete die Unvermeidlichkeit des Sieges der französischen revolutionären Armeen: „Gegen Tapferkeit, Kühnheit oder gar gegen Verzweiflung scheitern alle kleinen mechanischen Künste, die sich auf Paraden und Revuen so niedlich ausnehmen. Ihr werdet zu Eurem Schaden einsehen lernen, daß Enthusiasmus im zerlumpten Kittel zu größeren Taten anspornt als zwei Groschen Löhnung den gepuderten Mann im bunten Röckchen." Trotz dieser entschieden revolutionären Gesinnung erkannte Knigge jedoch, ähnlich wie Forster, daß die Lage in Deutschland nicht für eine Revolution reif war: „Das Volk in den verschiedenen teutschen Staaten zeigt bis jetzt noch wenig Neigung, sich gegen seine Machthaber aufzulehnen, selbst da nicht, wo der Druck des Despotismus arg genug ist und wo der arme Bauer, wenn der Beamte ihm alles, selbst die Betten, als ein objectum executionis weggenommen hat, auf Laub (denn auch an Stroh fehlt es hie und da) schlafen, seinen Sonntagsrock versetzen muß und kaum einmal in der Woche etwas Warmes essen darf, damit er die Steuern herbeischaffe, wenn sein gnädiger Herr einen törichten Aufwand bestreitet, schwelgt, Buhlerinnen, Lieblinge, Geiger und Pfeifer unterhält und Soldatenspielerei betreibt."

Ein Brief, den Knigge am 7. Mai 1795 an eine Freundin schrieb, gibt uns eine Vorstellung von der Hetze, die wegen seiner Schriften zur Verteidigung der Revolution gegen ihn geführt wurde. In diesem Brief heißt es: „Freytag

hat den hiesigen hannöverschen Offizieren bestimmt verboten, mein Haus zu besuchen. Sowenig mir an der schlechten Gesellschaft dieser Leute gelegen ist, so ärgerlich ist mir das Geschwätz, was dadurch veranlaßt wird. Der Prinz Adolph, Sohn des Königs, ist in Oldenburg unpäßlich, und Marcard ist sein Arzt. Dieser unterhält ihn nun täglich von Illuminaten und Jakobinern und Propagandisten, warnt ihn vor mir, teilt ihm die Schmähschriften mit und sucht ihn zu bewegen, mich in England als einen Mann abzuschildern, dessen man sich durchaus entledigen müsse ... Dazu kömmt der Unfug der Zeitungsschreiber. In zwei frankfurtischen, in der Erlanger, in der Berliner, in der hessischen und andern steht, ich sei wegen politischer Ketzereien gefangen nach Stade gebracht worden. Ja, in einer (ich weiß nicht in welcher) steht, es hätten sich bei einem *in Wien* verhafteten Aufrührer Papiere gefunden, die mich gravierten. Nun habe ich keinen einzigen Bekannten in Wien und habe seit 1784 keinen Brief dahin geschrieben, vermutlich hat aber Hoffmann diese Nachricht eingeschickt, um auch von daher, vereint mit den übrigen, gegen mich zu operieren."

Noch ein volles Jahrhundert später bezeichnete Karl Biedermann („Deutschland im 18. Jahrhundert") Knigge als einen „eitlen und unruhigen Kopf", in dessen Schriften „in einer leidenschaftlich heftigen, wenn auch witzig sein sollenden Sprache kurzweg gegen Fürsten und Höfe gehetzt ward". Der gleiche Biedermann aber führt gezwungenermaßen auch Zeugnisse an, aus denen hervorgeht, daß Knigges Schriften „eine zwar nur vorübergehende, aber bedeutende Wirkung" hatten. Nach allem Vorstehenden scheint es uns also an der Zeit, in dem Freiherrn von Knigge nicht nur den Verfasser der oft belächelten Schrift „Über den Umgang mit Menschen" zu sehen, sondern auch den „Umgang mit Knigge" neu zu erlernen.

Wenn du das Wohlergehen deines Volkes fördern und es glücklicher verlassen kannst, als du es gefunden hast, so wird, wie auch deine politischen Ansichten sein mögen, dein Andenken stets gesegnet sein.

Benjamin Franklin

Die Weltfriedensbewegung begeht am 17. Januar den 250. Geburtstag des bedeutenden amerikanischen Staatsmannes und Volksschriftstellers.

SCHRIFTSTELLERPARLAMENTE

Der in Kürze stattfindende Kongreß der deutschen Schriftsteller ist der vierte seiner Art in der Nachkriegszeit. Aber nicht erst seit 1945 halten Schriftsteller Kongresse ab. Schon in den Jahren des Heranreifens der faschistischen und der Kriegsgefahr haben die besten und bewußtesten Vertreter der internationalen Literatur begonnen, zu „Schriftstellerparlamenten" zusammenzutreten, auf denen sie sich klar wurden, wie die „Forderung des Tages" für sie lautete. Dieser Forderung zu entsprechen, trat 1927 in Moskau die Erste internationale Konferenz revolutionärer und proletarischer Schriftsteller zusammen, 1931 in Charkow ein weiterer ähnlicher Kongreß, 1935 in Paris der Internationale Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur (an dem auch Heinrich Mann teilnahm), 1937 in dem – von den Faschisten militärisch belagerten – Madrid ein Kongreß der Schriftsteller gegen Faschismus, Militarismus und Krieg. Jedesmal war auch die deutsche Literatur durch Namen von bestem Klang vertreten.

An diese – und an die von den sowjetischen Schriftstellern mit ihren Kongressen von 1934 und 1954 begründete – Tradition knüpft die bedeutungsvolle Tagung an, auf die wir uns gegenwärtig vorbereiten. Mit der folgenden Erinnerung daran wollen wir für die heutige Generation etwas von der Kampfatmosphäre lebendig machen, die in jener Zeit das Schaffen des antifaschistischen Schriftstellers beherrschte. Vor dem Internationalen Schriftstellerkongreß in Paris 1935 sprach, das Gesicht durch eine maskenartige schwarze Brille unkenntlich gemacht, ein deutscher Delegierter, der auf illegalen Wegen aus dem „dritten Reich" herbeigeeilt war. Niemand durfte wissen, wer sich hinter der Maske verbarg, denn der Unbekannte schickte sich an, wieder ins faschistische Deutschland zurückzukehren. Ein emigrierter deutscher Schriftsteller schrieb damals über den illegalen Delegierten das ebenfalls im folgenden wiedergegebene Gedicht. Der Mann, über den er es schrieb, lebt heute unter uns. Hier seine Rede vor dem Kongreß:

Jan Petersen

DEUTSCHLAND IST NICHT HITLER

Ich spreche im Namen der illegalen Schriftsteller Deutschlands. Die Tatsache allein, daß sie mich zu diesem Kongreß entsandt haben, zeigt, welche Bedeutung wir dieser Kampftagung für die Freiheit des Geistes, für den Frieden und den Fortschritt beimessen.

Es ist schwer, im „dritten Reich" für diese Ideale zu kämpfen. Das Wort der Wahrheit wird im Munde erstickt, und wer es ausspricht, wird gemartert.

Die deutsche antifaschistische Schriftstellerbewegung ist wie wohl keine andere Organisation in der Ära des „dritten Reiches" von ihren besten Kräften und Köpfen entblößt worden. Alles, was in ihr Rang und Namen hatte, mußte emigrieren, um der physischen Vernichtung zu entgehen. Einige unserer Besten schmachten heute noch hinter den Zuchthausmauern des barbarischen „dritten Reiches". Ich nenne nur zwei Namen: Ludwig Renn und Carl von Ossietzky.

Trotz alledem! Es gibt eine illegale Literatur in Deutschland. Denn jene Wochen, in denen der deutsche Faschismus die Kämpfer und Ankläger der Feder vernichtet zu haben glaubte, wurden die Geburtsstunde eines neuen Typus in der antifaschistischen Literatur! Sie wurden die Geburtsstunde des unbekannten antifaschistischen Schriftstellers! Der junge, im Land zurückgebliebene Nachwuchs sah sich plötzlich vor eine gewaltige Aufgabe gestellt, er wurde sich der großen Verantwortung bewußt, die er trug, der Verantwortung, der Welt mit schriftstellerischen Mitteln das wahre Gesicht des „dritten Reiches" zu zeigen. Und er begann diese Aufgabe zu erfüllen, er wuchs über sich selbst hinaus, er schuf die *Stimme aus Deutschland!*

Es ist schwer, mit nüchternen Worten zu erklären, welch ungeheuren Gefahren sich jeder einzelne dabei aussetzt. Jede Zeile wird buchstäblich unter Lebensgefahr geschrieben.

Es gibt in diesem Lande der Spitzel und Gestapoagenten keinen sicheren Arbeitsort. Keinen Ort, an dem eine Schreibmaschine klappern kann, ohne daß man damit rechnen muß, daß die Tür aufgerissen wird und ein Gestapobeamter fragt: „Was schreiben Sie?"

Doch ich will hier keine Schilderung des Lebens in Hitlerdeutschland geben. Davon sprechen die drei Romanmanuskripte und die fünfzig Kurzgeschichten und Gedichte, die ich mitgebracht habe und von denen ein Teil bereits in der illegalen Presse erschienen ist.

Keine noch so hohe, keine noch so braune Mauer vermag uns von euch, und wohl ebensowenig euch von uns zu trennen. Als wir auf unzähligen Wegen, durch unsichtbare Kanäle, die Zeitschrift der Pariser Gruppe des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller mit Ihrem Leitartikel, Herr Heinrich Mann, erhielten, als wir die Aufrufe von Henri Barbusse und Romain Rolland an das deutsche Volk lasen, da schlugen unsere Herzen höher. Wir fühlten aus jeder dieser Zeilen: wir kämpfen nicht allein, wir sind nicht isoliert, wir sind ein Glied in der Front der Geistesschaffenden, die für ein Deutschland des Rechtes und der Freiheit kämpfen. Hier nun ist uns in Gestalt der „Anthologie der 43 emigrierten Schriftsteller" eine neue scharfe Waffe übergeben worden. Wir werden auch sie zu führen wissen. Wir werden diese Anthologie von Schriftstellern, die aus der Heimat verbannt, aber nicht der Heimat bar sind, verbreiten.

Aus dem Lande der Dichter und Denker ist ein Reich der Heuchler und Henker geworden. Aber Deutschland ist nicht Hitler! Das Deutschland von morgen, das Deutschland der Freiheit ist im Aufbruch, es hat so tiefe unterirdische Wurzeln geschlagen, daß auch der blutigste Terror sie nicht mehr herausreißen kann. Für dieses Deutschland schreiben wir! Für dieses Deutschland führen wir unseren Kampf!

Hugo Huppert

DER MANN MIT DER SCHWARZEN BRILLE

In einer Stille, die Großes verhieß,
in einer raunenden Stille,
erschien auf dem Kongreß zu Paris
der Mann mit der schwarzen Brille.

Nun schaltet die großen Lichter aus
und auch alle Mikrophone!
Verschließet alle Türen im Haus –
erschwert das Werk der Spione!

Es ist kein Gespenst, kein Traumgesicht,
kein Geist aus dem Reich der Toten.
Es ist ein lebendiger Bote, der spricht,
seine Botschaft jedoch ist verboten.

Drum ist sein Gesicht nicht sein eigen Gesicht,
seinen Namen wird niemand nennen,
die Stimme, die spricht, ist die seine nicht,
und keiner darf ihn erkennen.

Und doch: ihr alle erkennt ihn sogleich,
den Mann, nicht von hüben noch drüben,
den Boten aus jenem „dritten Reich",
den Bringer des Lichts aus dem Trüben.

Denn er ist euch Bruder und Teil eurer Kraft,
und was seine Worte euch melden –
es ist das Deutschland, das kämpft und schafft,
das Land der heimlichen Helden.

Das Deutschland der Arbeit, das nie verdirbt,
das Deutschland der Dichter und Denker,
das tausendfach auferstehn, wenn es stirbt
im Reiche der Richter und Henker.

Verfolgt und gefoltert, verbrannt und verbannt,
verborgen, getarnt und verschwiegen,
so lebt der Dichter in jenem Land –
und ist doch nicht unterzukriegen!

Und flammen die Bücher der Wahrheit zuhauf:
bei solchem Licht ist gut schreiben!
Er schreibt von neuem die Wahrheit auf –
sie ist doch nicht auszutreiben!

Er schafft sein erhabenes Tagewerk
tief unter dem faulen Gemäuer.
Er schafft wie der Kumpel, unten im Berg,
und fördert zutage das Feuer.

Es zieht der Pflug der Zeit seine Spur
durch Deutschlands alte Erde.
Und er, der Sämann der neuen Kultur,
sät tief sein „Stirb und Werde!"

Denn wer das unsterbliche Deutschland liebt,
der hilft dem vergänglichen Sterben –
und grüßt den Tag, der das Wort ihm gibt,
dem unterirdischen Erben.

Ihr hörtet ihn. Leise sprach er und klar.
Und schwieg. Da wurdet ihr munter.
Doch spurlos, wie er gekommen war,
so tauchte er wieder unter.

Christa Wolf

Popularität oder Volkstümlichkeit?

Vielleicht war die Kohlsuppe in alten Zeiten fetter, aber die Menschen waren nicht klüger als jetzt, da sie anfangen zu begreifen, daß es für ein gutes Leben unerläßlich ist, daß alle gleichberechtigte und uneingeschränkte Herren sind. Maxim Gorki, 1927

Aus Gesprächen, aus mündlichen und schriftlichen Diskussionen der letzten Monate wird deutlich, daß alle verantwortungsbewußten Schriftsteller sich intensiv und manchmal selbstquälerisch mit der Frage beschäftigen: Wie erreiche ich mit meinem Werk die Massen des Volkes? Westdeutsche Schriftsteller äußern in Unterhaltungen immer wieder ihr Erstaunen darüber, daß bei uns die Literatur, indem man die Bildung und Entwicklung größerer Leserkreise von ihr erwartet, direkt in das Leben einbezogen wird. Wir wissen, daß die Wirkung des Kunstwerkes eines der Kriterien der noch zu schaffenden marxistischen Ästhetik sein wird. Vergleichen wir die Auflagehöhe gern gelesener neuer Bücher mit der Zahl der erwachsenen Leser in der Deutschen Demokratischen Republik, so finden wir, daß unsere neue Literatur längst noch nicht genügend in den Massen verbreitet ist (auch wenn man bedenkt, daß jedes Buch mehr als nur einen Leser hat und daß die verschiedenartigen Bücher meist auch verschiedene Leserkreise erreichen).

Andererseits läßt sich mit vielen Beispielen belegen, in welchem Ausmaß wertlose, oftmals gefährliche, süßlich-kitschige „Romane" immer noch kursieren. Viele Menschen begnügen sich mit einem Surrogat von Literatur. Als Folge solcher Beobachtungen, als Folge ernsthafter Überlegungen über die Vielschichtigkeit der modernen Gesellschaft und über die Unterschiede, die in bezug auf Einsicht, Geschmack, Bildung zwischen den verschiedenen Schichten bestehen, ist aus der Forderung: „Schafft eine Literatur für die Massen!" bei manchen unversehens die Losung: „Schafft eine Literatur für die kleinbürgerlichen Massen!" geworden. Man hört Formulierungen wie: „Wir brauchen eine Übergangsliteratur!" Gemeint ist eine Literatur, die den

„Nichtleser" oder „Schundleser" stufenweise an gute Literatur heranführt. Oft habe ich mich gefragt: Wie soll eine solche Übergangsliteratur denn aussehen? Die Praxis, d. h. die Bücher, die jenem Ruf entsprechen sollten, haben mich darüber belehrt. Ehe ich jedoch darüber spreche, möchte ich einige Überlegungen über die Menschen anstellen, für die diese neue Art von „Massenliteratur" ausdrücklich geschrieben wurde und wird.

Wenige Kilometer von uns entfernt wird mit der ganzen Raffinesse eines eingespielten Machtapparates täglich, stündlich kleinbürgerliche Ideologie „produziert". Die Wünsche und Träume der Menschen sind eine mächtige Kraft, und es ist nicht unwichtig, welche Richtung man diesen Wünschen gibt. Da wir von Kunst sprechen, ein beliebiges Beispiel, erlebt in einem Hamburger Kino:

Ein Schuß fällt. Mit weit aufgerissenen Augen stürzt die Rivalin tot ins Nichts. Die rechtsmäßige Ehefrau dagegen, die Mörderin, stürzt zur nächsten Polizeiwache und stellt sich selbst. „Zwei Jahre Zuchthaus!" lautet das milde Urteil. Heroisch nimmt die luxusgewöhnte Frau es auf. Ihren Mann hat sie durch die Untat wiedergewonnen. Ein Haus am See, in das sie sich später gemeinsam vor der Welt flüchten wollen, winkt als liebliche Aussicht.

Dumpf benommen schiebt sich der Besucher aus dem Kinosaal. Nach Recht und Unrecht grübelt er vergebens (kann denn wirklich der Mord an der Rivalin die Patentlösung für einen solchen Ehekonflikt sein?). Schicksal! Schluchzend geht Lieschen Müller nach Hause. Eines aber begreift sie – sie sieht ja nicht nur diesen einen Film, sie liest ja auch Zeitungen und Romanhefte, sie hört den Rundfunk und ist sowohl an der Kaiserin Soraya wie auch an der Königin von England interessiert – sie begreift, daß man reich sein muß, um gegen jede ernstliche Unbill des Lebens gefeit zu sein. Wenn man nicht reich ist, sollte man wenigstens so tun. Hübsche Fähnchen für einen Sommer kann Lieschen Müller sich billig kaufen, und sie wird von der Zeitschrift der Textilunternehmer dafür gelobt: Die westdeutsche Frau hält auf Schick! Woher sollte Lieschen Müller wissen, aus welchen Gründen die Zeitschrift der Textilunternehmer so erfreut ist, daß „die westdeutsche Frau" im nächsten Jahr wieder neue Kleider brauchen wird? Woher sollte sie wissen, daß die Firma, die ihr zu großzügigen Bedingungen einen Radioapparat auf Abzahlung „verkauft", geradezu darauf lauert, daß sie, die Käuferin, nach fünf oder sechs Monaten arbeitslos wird, um ihr den Apparat wegnehmen und ihn ein zweites Mal verkaufen zu können?

Ich sage nicht, daß Lieschen Müller dies und manches andere nicht wissen könnte. Aber ihre Umgebung ist nicht gerade darauf eingerichtet, ihr das Wissen leicht zu machen. Ihre Umgebung ist darauf eingerichtet, ihr ein Zipfelchen Wurst dicht vor die Nase zu halten: „Dieses Stück Wurst gebührt dir so gut wie jedem anderen, da wir ja, wie du weißt, die Klassenschranken

abgeschafft haben. Die Klassenschranken sind, wie du ebenfalls weißt, eine Erfindung der Kommunisten, die nicht wollen, daß es dir im Leben einmal gut geht, und man lebt ja nur einmal! Wir hingegen wissen, daß gerade dieses Stückchen Wurst das Ziel all deiner Träume ist, daß du nie mehr glücklich sein könntest, wenn du es nicht besäßest. Siehe, wir rücken es dir in greifbare Nähe. Sieh, dein Nachbar hat das seine schon gegessen. Du bist ein freier Mensch, niemand tut dir Gewalt an. Nimm! Nimm!"

So verdeckt die Wurstscheibe den Menschen den Blick auf große Reichtümer, die von Rechts wegen ihr eigen sind. Sie nehmen das Stückchen Wurst und merken erst viel später, daß sie die Schnur, an der die Wurst baumelte, mitgeschluckt haben. Ja, sie haben die Schnur geschluckt, auch wenn es ihnen diesmal gelingt, den Radioapparat zu bezahlen – denn nun ist ihnen der „wahre Sinn" und die „wahre Schönheit des Lebens" aufgegangen: Besitz, Genuß. Wie der kleine Häwelmann im Märchen schreien sie: „Mehr, mehr!" Und wie im Märchen (oder im Wirtschaftswunder) steht der Tisch immer gedeckt – für jeden, der bezahlen kann. Es beginnt die Jagd nach dem Geld, es beginnt der Prozeß, der den Menschen innerlich aushöhlt. Die schönen Fassaden verdecken eine ungeheure menschliche Öde. Die Gier nach Besitz ist die Schnur, die die Menschen mit ihrer bankrotten Gesellschaft verbindet.

Lewinsohn, der Held von Fadejews Erzählung „Die Neunzehn", überlegt einmal in einer ruhigen Minute:

„Er konnte sich nur noch eines alten Familienbildes entsinnen, auf dem der schmächtige jüdische Junge ... mit erstaunlich unkindlicher Beharrlichkeit auf jene Stelle schaute, aus der, wie man ihm damals sagte, ein buntschillerndes Vögelchen hervorschwirren mußte. Kein Vögelchen kam, und Lewinsohn erinnerte sich noch, daß er beinahe in Tränen ausgebrochen wäre vor Enttäuschung. Wie vieler solcher Enttäuschungen aber hatte es noch bedurft, bis er sich endgültig davon überzeugte, daß „es so etwas nicht gäbe!"

Und als er sich dessen wirklich bewußt war, begriff er, welch unermeßlichen Schaden diese verlogene Mär vom buntschillernden Vöglein unter den Menschen stiftet – von den Vöglein, die von irgendwo herausschwirren sollen und auf die so mancher sein Leben lang vergeblich wartet . . . Nein, er brauchte sie nicht mehr. Erbarmungslos hatte er in sich die tatenlose, süße Sehnsucht nach ihnen erstickt – alles, was als Erbe entrechteter Geschlechter geblieben war, die mit dieser verlogenen Mär vom buntschillernden Vögelchen aufwuchsen! ... Alles so sehen, wie es ist, um zu ändern, was ist, um das näherzubringen, was im Entstehen begriffen ist und sein soll, das war die Weisheit, die einfachste und schwierigste zugleich, zu der Lewinsohn sich durchgerungen hatte."

Auch heute noch wird bei vielen Menschen derjenige Erzähler leichter populär werden, der das Märchen vom buntschillernden Vögelchen in seiner aktuellen Variante erzählt. Dieses Märchen hat noch viele Anhänger. Es saugt den Menschen die Kraft aus, für sich selbst in richtiger Weise tätig zu sein. Und ihr Hauptargument ist: „Anderswo ist die Kohlsuppe fetter!"

Ich glaube, wir machen einen Fehler, wenn wir nur immer nachweisen, daß bei uns heute die Kohlsuppe fetter ist als früher (sie ist es für die meisten wirklich, und trotzdem beharren sie auf ihrem Standpunkt, daß es in Westdeutschland eben mehr Autos und Kühlschränke gibt als bei uns und man sie leichter erwerben könne). Durch unsere einseitige Argumentation gewöhnen wir die Menschen daran, nach der vermeintlich noch fetteren Kohlsuppe zu schielen und eine Überschwemmung durch solche fette Kohlsuppe zu ersehnen. Natürlich hören wir keinen Augenblick auf, dafür zu arbeiten, daß die Suppe für alle immer fetter wird. Aber gleichzeitig sollten wir doch häufiger als bisher wiederholen, daß wir das Ziel des Lebens nicht allein in fetter Kohlsuppe sehen; daß die Arbeiterklasse vor allem deshalb so zäh und hartnäckig in jahrzehntelangem Kampf den Unternehmern die Butter für das Brot und das Stück Fleisch für die Suppe abgerungen hat, weil ihr mit dem Fleisch und der Butter nicht mehr und nicht weniger vorenthalten wurde, als *die Möglichkeit, Mensch zu sein.* Dasselbe geschieht durch die Lockspeise an der bewußten Schnur: der Köder hat sich geändert, der Sinn ist derselbe geblieben.

Habe ich auch bisher nicht direkt über Literatur gesprochen, so doch über einen Teil ihrer Leser – über diejenigen Leser nämlich, für die manche eine besondere Art von „Übergangsliteratur" schaffen zu müssen glauben. Gerade sie interessieren uns von ganzem Herzen, weil wir wissen, wie lebenswichtig es für unser Volk ist, daß die Massen „sehen lernen, was ist, um zu verändern, was ist". Wir lamentieren nicht über ihr noch unentwickeltes Bewußtsein oder ihren verbildeten Kunstgeschmack. Wir überlegen uns lieber, durch welche Mittel der Überzeugung wir so tief und nachhaltig auf sie einwirken können, daß ihr altes Lebens„ideal" in Trümmer geht und ein neues Lebensbewußtsein, ein neues Lebensgefühl sich entwickeln können; denn gerade das zu erreichen, ist Aufgabe der Literatur. Was müssen solche Menschen, was müssen wir alle verstehen und fühlen lernen, damit wir immun sind gegen die raffinierteste Hetze unserer Gegner, unbeirrbar in der Überzeugung von der historischen Notwendigkeit unseres Weges?

Sind das Grundfragen für eine sozialistische Massenliteratur, oder sind sie es nicht?

Manchmal werden bei uns im Zusammenhang mit dem Begriff „Massenliteratur" andere Fragen gestellt, auf die einzugehen sich lohnt, weil sie ge-

wissermaßen die theoretische Rechtfertigung für eine bestimmte literarische Praxis darstellen.

Oberflächlich betrachtet vertreten so gut wie alle unsere neuen Bücher fortschrittliche Ideen. Das Ziel ihrer ideellen Aussage ist die Stützung der Arbeiter-und-Bauern-Macht. Es wäre grundfalsch, die Bedeutung eines solchen einhelligen Strebens der ganzen Literatur zu unterschätzen. Eine unerläßliche Bedingung für die Weiterentwicklung unserer neuen Literatur ist nichtsdestoweniger die *Vertiefung* ihres Ideengehalts. Nicht von denjenigen Büchern soll hier im wesentlichen die Rede sein, die noch vor einem Jahr im Zentrum der Kritik standen und gemeinhin unter dem Sammelbegriff „Schematismus" zusammengefaßt wurden. Inzwischen ist nämlich, wenn meine Beobachtung mich nicht täuscht, eine neue literarische „Strömung" an die Oberfläche gekommen. Sie entstand, soviel ich sehe, aus einer gewissen Frontstellung gegen schematische Literatur und hat auf ihre Fahnen die Losung geschrieben: Heran an die Massen! (Es sei ausdrücklich gesagt, daß diese Strömung sich ihrer selbst nicht bewußt ist und schwer als einheitliches Gebilde erkennbar ist.)

Diese Literatur betrachtet sich selbst als Übergangsliteratur, als „leichte" Literatur, als Literatur zur Befriedigung augenblicklicher Bedürfnisse „breiter Lesermassen". Ihr Hauptargument ist ihre Auflagenhöhe – weiß Gott kein unwichtiges Barometer! Einer Kritik an grundsätzlichen Schwächen dieser Bücher begegnen ihre Autoren nicht selten mit einem Aktenhefter voll meist positiver Leserzuschriften, aber nicht mit echten Argumenten. Es ist verständlich, daß ein Autor über einen solchen Widerhall seiner Arbeit sehr froh ist, der ja auch ein schöner Beweis für die Anteilnahme vieler Leser an unserer Literatur ist, aber noch kein Beweis für die Vollkommenheit dieser Bücher („Vollkommenheit" immer im Rahmen der eigenen Absichten der Autoren gemeint). Jeder, auch der Autor eines nicht völlig gelungenen Buches, erkennt an, daß der Geschmack vieler Leser unentwickelt oder mißleitet ist. Trotzdem aber verwenden viele gerade diesen Geschmack als absoluten Maßstab und als Waffe gegen eine Kritik, die sich in einem bestimmten Fall zu ihm im Widerspruch befindet.

Ein nicht selten gehörtes Geständnis, verbunden mit der Bitte um nachsichtige Behandlung, ist dies: „Ich weiß, daß ich in meinem Leben kein wirkliches Kunstwerk schreiben werde. Ich wollte ein Buch schreiben, das die Menschen zwei, drei Jahre lang gern lesen werden. Ich weiß, was die Massen brauchen. Ich schwöre, daß ich mich nicht für einen großen Schriftsteller halte. Richtet danach die Maßstäbe eurer Kritik!" Aber objektiv ist das eine Aufforderung, überhaupt nicht zu kritisieren, stillschweigend diese Literatur ihre Leser finden und sich verbreiten zu lassen. Das ginge an, wenn die Autoren dieser Bücher wirklich unbegabt und nicht entwicklungsfähig wären

oder wenn wir uns damit abgefunden hätten, daß die Urteilsfähigkeit der Leser dieser Bücher für alle Zeiten getrübt bleiben wird.

Aber die wirklich gute Literatur, die durchaus die Tendenz hat, „große Literatur" zu werden, könnte doch, wenn sie wollte und *müßte,* mit denselben Argumenten aufwarten wie die oft allzu selbstgenügsamen Autoren nicht sehr tiefgründiger Bücher. Strittmatters „Tinko" hat in einem Jahr eine hohe Auflagenziffer erreicht. Haben wir es hier mit „schon fortgeschrittenen" Lesern zu tun? Nein. Ich habe die Briefe gesehen, die beim Rundfunk eingegangen sind, nachdem „Tinko" als Fortsetzungsroman gesendet worden war. Darunter finden sich ans Herz greifende Zeugnisse der Dankbarkeit einfacher Menschen für einige Stunden köstlicher Unterhaltung, kluger Belehrung des Verstandes und der Gefühle. Andere Versuche, ungeübten Lesern systematisch gute Bücher in die Hand zu geben, bestätigen dieses Beispiel: „Die Mutter", „Pelle", „Ditte Menschenkind" werden mit Ergriffenheit gelesen. Die höchste Auflage, die bei uns nach 1945 erreicht wurde, hatte, soweit ich unterrichtet bin, Makarenkos „Weg ins Leben". Das sind, ich weiß es, zum Teil dieselben Leser, denen auch die anderen, die weniger guten Bücher gefallen. Sie können nicht unterscheiden. Ihnen dabei zu helfen, ist eine der Hauptaufgaben der Kritik.

Zum Beispiel glaube ich, die Kritik sollte den Lesern das Vorurteil nehmen, die „große Literatur" sei langweilig, nicht unterhaltend. Die Kritik muß also an wertvolle Bücher heranführen und Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, die dem Verständnis des Lesers entgegenstehen könnten. Die „Niveauhebung", wie Mao Tse-tung es ausdrückt, ist nun einmal ein wesentlicher Teil unserer Kulturrevolution. Immer mehr wird im Verlauf dieses Prozesses die Existenzberechtigung der „Zwischenliteratur" verschwinden.

Es wird häufig darauf hingewiesen, daß diese Literatur wenigstens bei der Popularisierung unserer Ideen und Institutionen einen Nutzen habe. Ein solches Argument will gut überlegt sein. Es hat sicherlich seine Berechtigung, wenn ich auch den Nutzen für nicht sehr beträchtlich halten kann. Denn wodurch zogen sich diese Bücher den Vorwurf zu, sie seien „kleinbürgerlich"? Etwa deshalb, wie manche meinen, weil sich bei uns eben keine „interessante", unterhaltende Literatur offiziell durchsetzen könne? Weil wir so sehr den Schematismus lieben? Weil in unserer Literatur keine Kleinbürger dargestellt werden dürfen? Nichts von alledem. Sondern gerade deshalb, weil in dieser Literatur eine Spielart des Schematismus sich eingenistet hat – wenn man den Grundmangel schematischer Bücher darin sieht, daß sie ungenügend in unsere Wirklichkeit eindringen. Hier wie dort gelingt, zumeist aus ideologischen Gründen, keine *Typisierung* von Gestalten. Objektiv ist manches dieser zuletzt genannten Bücher eine Kapitulation vor der schweren Aufgabe, unsere Zeit im Kunstwerk realistisch zu erfassen, eine

Kapitulation, die angesichts des Gewinns an Lesern etwas vorschnell für einen Sieg gehalten wird. Aber zwischen der Popularität und der echten Volksverbundenheit von Kunstwerken hat die kapitalistische Gesellschaft aus guten Gründen einen Riß erzeugt, der sich bei uns heute noch lange nicht geschlossen hat.

Die Bücher, an die ich hier denke, haben zumeist kompositorisch einen geschickteren Ausgangspunkt als viele „Betriebsromane" der ersten Zeit. Es geht den Autoren nicht um Dinge, sondern um Menschen, die in unserer Zeit leben, die mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben und zusehen müssen, wie sie ihr Denken und Handeln mit den Forderungen unserer Gegenwart in Übereinstimmung bringen. Hier liegt, nach meiner Ansicht, einer der Gründe für die positive Reaktion vieler Leser: sie fühlen den Versuch, Konflikte aufzuspüren, die sehr vielen Menschen zu schaffen machen, und sind dankbar dafür. Die *Lösung* dieser Konflikte allerdings hilft, nach meiner Überzeugung, den Lesern nur wenig vorwärts. Entweder wird der im Ansatz echte Konflikt durch die Art der Darstellung, durch die Unglaubwürdigkeit der Menschen und ihrer Reaktionen hoffnungslos verflacht, oder man verzichtet von vornherein auf eine dialektische Verbindung des menschlichen Konflikts mit der Problematik unserer Zeit und verpflanzt lediglich eine ganz unverbindliche Handlung in unsere Gegenwart.

Allen diesen Büchern ist gemeinsam, daß die Kritik an der kleinbürgerlichen Ideologie, die eines ihrer Hauptanliegen ist, oberflächlich bleibt, daß sie nicht grundsätzlich die menschenfeindlichen Auswirkungen dieser Ideologie trifft und entlarvt. Zuviel steht doch für uns alle auf dem Spiel: Krieg oder Frieden, Tod oder Leben von Millionen Menschen hängen davon ab, ob es uns gelingt, das Verantwortungsgefühl des einzelnen für die Gesellschaft zu wecken, ihn aus seinem stumpfsinnigen Egoismus zu befreien, ihn schrittweise vom unbewußten Dämmern in mystischen, fetischistischen Vorstellungen zur Klarheit, zur Vernunft zu führen – das alles ist aber die Überwindung kleinbürgerlicher Züge in den Menschen.

Worin besteht denn die Funktion unserer Literatur, als Ganzes betrachtet? Sie müßte klarmachen, wie bei uns endlich das gesellschaftlich Notwendige sich in Übereinstimmung befindet mit der tiefen Sehnsucht der Menschen nach Vervollkommnung, nach allseitiger Ausbildung ihrer Persönlichkeit; welch ein starker, unerschöpflicher Kraftstrom der sozialistischen Welt durch die Möglichkeit zufließt, diese tiefe Sehnsucht der Menschen zu befriedigen. Hier, in dem Bewußtsein von der historischen Notwendigkeit, von der echten Menschlichkeit unseres Kampfes liegen die Quellen unserer Siegeszuversicht, nicht aber in winzigen, manchmal sogar zufälligen Teilerfolgen, wie manche Bücher uns glauben machen möchten. Unsere Gesellschaft ist nicht nur imstande, nein, es liegt in ihrem Wesen, den Menschen *mensch-*

licher zu machen. Welche andere Gesellschaft kann das für sich in Anspruch nehmen?

Von diesem Standort aus müßten, nach meiner Ansicht, unsere Bücher – auch die über kleinbürgerliche Gestalten – geschrieben sein, solche Ideen müßten ihnen als ordnendes Prinzip zugrunde liegen, damit sie nicht am naturalistischen Detail ersticken, sondern den Leser einen Hauch vom großen Atem unserer Zeit spüren lassen. Abseitige oder mittelmäßige Konflikte, mittelmäßige „Helden", nivellierte Situationen – das sind Kennzeichen der als „kleinbürgerlich" bezeichneten Bücher. Es handelt sich dabei, wie mir aus vielen Diskussionen klargeworden ist, in erster Linie weder um Fragen des Talents noch der technischen Fertigkeiten dieser Schriftsteller; es ist die Frage nach ihrer Einstellung zum Leben, nach der Tiefe und Wahrhaftigkeit ihres Weltbildes.

Warum schreibe ich so ausführlich über diese Frage? Erstens, weil ich von Lesern nach einer näheren Erläuterung der Maßstäbe der Kritik gerade an solchen Büchern gefragt worden bin. Zweitens, weil durch ungeschickte, übereilte Kritiken und heftige Reaktionen von Schriftstellern der prinzipielle Kern der Debatte verlorenzugehen droht; drittens (und vor allem), weil sich in letzter Zeit die Proportionen auf unserem Büchermarkt nach meiner Ansicht zu sehr zugunsten dieser allzu anspruchslosen Literatur verschoben haben. Das ist beileibe keine Aufforderung, den Druck oder die Verbreitung solcher Bücher zu verhindern. Vielleicht wird es manche Bibliothekare und mit Literatur befaßte Ämter in Erstaunen setzen, daß Kritik ihrem Wesen nach niemals das Ziel verfolgen kann, etwa die Ausleihe eines Buches in einer Bibliothek zu verhindern, da sie sich an Menschen wendet, die das Buch *kennen,* und denen sie helfen will, es einzuschätzen. Wenn man administrative Schlußfolgerungen aus einer Buchkritik zieht, so belastet man den Kritiker über Gebühr mit einer Verantwortung, die ihm nicht zukommt und die er nicht tragen kann, und hindert die Kritik, sich weiter zu entwickeln. Es muß aber der Versuch gemacht werden, die Aufmerksamkeit aller literarisch Interessierten auf dieses Problem zu lenken und eine Auseinandersetzung darüber herauszufordern. Das braucht keineswegs zu einer Überspitzung der Anforderungen an junge Schriftsteller zu führen. Man spürt sehr wohl auch in einem noch unfertigen literarischen Versuch, ob dahinter ein Mensch steht, der leidenschaftlich an der Entwicklung unseres Lebens interessiert ist, oder ein resignierender, dem Publikumsgeschmack huldigender Routinier.

Eine Courths-Mahler wirkte (und wirkt!) vor allem durch ihre ins Groteske gesteigerte Verherrlichung der kapitalistischen Gesellschaft aktiv für diese Gesellschaftsordnung. Wer an die Darstellung der sozialistischen Ge-

sellschaft in ihrem jetzigen Entwicklungsstadium aus Bequemlichkeit und Enge des Weltbildes, aus dem Unvermögen heraus, dialektisch zu denken, von einem primitiv apologetischen Standpunkt herangeht, hilft dieser Gesellschaft kaum. Denn er verurteilt sich selbst dazu, sich auf Schritt und Tritt mit nichtigen Argumenten herumzuschlagen und alles Bestehende zu verteidigen (abgesehen von einigen Scheinangriffen gegen offizielle Zielscheiben der Kritik, die zum guten Ton gehören). Was er schreibt, veraltet schnell.

Auch in den leichteren Genres (gegen die hier – muß das gesagt werden? – *nicht* polemisiert wird) sollte die Literatur dem Leser einen Begriff geben von der unendlichen Überlegenheit der sozialistischen Welt gegenüber der kapitalistischen, von der Schönheit, Tiefe und Vielseitigkeit unserer Ideen, von der Größe neuer Menschen, die lernen, aufrecht zu gehen, sich selbst zu begreifen, zu lieben und zu hassen, für sich selbst zu arbeiten – kurz: von der Klugheit der Menschen, „da sie anfangen zu begreifen, daß es für ein gutes Leben unerläßlich ist, daß alle gleichberechtigte und uneingeschränkte Herren sind". Statt dessen bewegen wir uns noch zu häufig auf der Ebene der Diskussion um „die fettere Kohlsuppe".

Außer dem Leben selbst kann in ähnlicher Vielseitigkeit, Eindringlichkeit und Konzentration nur die Kunst ein umfassendes neues Lebensgefühl und Lebensbewußtsein im Menschen wachrufen und festigen. Dahin geht auch der Appell des 25. Plenums des Zentralkomitees der SED an den fortgeschrittenen Teil unserer Künstler, der Partei zu helfen, „das Klassenbewußtsein der Arbeiterklasse auf die Höhe ihrer geschichtlichen Aufgabe zu heben". Das ist ein hohes Ziel, und ich kritisiere nicht, daß nicht jeder Schriftsteller es erreicht; ich kritisiere, daß manche es aufgegeben haben, danach zu streben. Das ist, scheint mir, eine im Grunde kleinbürgerliche Haltung, die sich in den Büchern dieser Schriftsteller ausdrücken muß. Sie drückt sich aus in einer Verschwommenheit der Konturen der literarischen Gestalten, in einer Banalisierung der Konflikte, in einer Verwaschenheit des ideellen Gehalts.

Mit der Fragestellung: „schwere" (d. h. nicht genügend gelesene) oder „leichte" (d. h. weitverbreitete) Literatur weicht man der eigentlichen Problematik aus. Unsere Zeit bietet gewaltige Stoffe nicht nur für Tragödien, Hymnen, Epen, Schauspiele; sie ist ebenso reich an Material für Komödien, Satiren, für jede Art geistreicher Unterhaltung. Jedem schriftstellerischen Temperament gibt sie unaufhörliche, unausschöpfbare Anregungen. Niemand wird heitere Bücher ablehnen, ebenso wie niemand ernstlich die Darstellung „privater Konflikte" (diese unselige Trennung zwischen „privaten" und „gesellschaftlichen" Konflikten!) „verbieten" wird. Aber man muß darauf aufmerksam werden, daß sich die oberflächliche, unwahre Darstellung unseres Lebens mit Hilfe eines konstruierten Scheinwiderspruches zwischen

ernster und unterhaltender Literatur in ganz bestimmte Genres, in ganz bestimmte Themen eingeschlichen hat. Sie macht es dem Durchschnittsleser schwer, einen Maßstab in den realistischen Werken unserer neueren Literatur zu finden. Die Spitze der Kritik muß sich gegen ein Überhandnehmen von Platitüden, von Banalisierungen des großen dramatischen Geschehens unserer Zeit richten – im Interesse der Leser und, wie ich hoffe, auch im Interesse der Schriftsteller.

Marianne Bruns

Die Spießerfigur im Roman

Was ist eigentlich ein Spießer? Ich stelle diese Frage nicht müßig ins Blaue hinein. Sie hängt mit Problemen der Gegenwartsliteratur zusammen, die auf dem Schriftstellerkongreß behandelt werden sollen.

Unsere Romane führen dem Leser Figuren vor Augen, von denen – grob gesagt – die einen positiv, die andern negativ sind. Die negativen Hauptgestalten gehen, ihrem Wesen gemäß, unter oder wandeln sich. Welche Perspektive aber steht vor den positiven Helden, jenen mutigen, kämpferischen Männern und Frauen, die sich den hemmenden Kräften entgegenstellen, die sich opfern und arbeiten, damit wir alle vorwärtskommen, die andere mitreißen auf dem Weg in eine glückliche Zukunft?

Der Roman nähert sich seinem Ende; der große Konflikt, der entscheidende Kampf ist vorüber. Der Held hat – mehr oder weniger eindeutig – gesiegt. Er ist auf jeden Fall gewachsen; das Glück, das er anstrebt, für die andern und für sich selbst, ist näher gerückt. Der Autor gibt einen Ausblick in die Zukunft. Oft sieht der Leser neue Kämpfe voraus; er wird entlassen mit der Gewißheit, daß der reifer gewordene Kämpfer, den er liebgewonnen hat, wieder und wieder siegen wird, weil mehr Mitkämpfer an seiner Seite stehen, weil der Gegner schwächer geworden ist und er selbst stärker . . . Oder daß das junge Mädchen – wie etwa Margret Hoff, die lebendigste und liebenswürdigste Gestalt in Marchwitzas „Roheisen" – eine umfassend gebildete, zuverlässige Ingenieurin und Genossin sein wird. Das ist sicherlich ein sehr befriedigender Romanschluß.

Aber nicht vor jedem Helden steht am Ende einer Romanhandlung der Beginn einer neuen, großen Entfaltung. Zuweilen werden wir auch Menschen zeigen, die auf den letzten Seiten des Buches an dem Ziel, das durch die Fabel gegeben war, angelangt sind, und denen nun ein beruhigteres, glücklicheres Leben winkt. Was für ein Glück wird das sein?

Ich hörte dieser Tage gesprächsweise eine ablehnende Meinung über den Schluß des Bergarbeiter-Romans „Martin Hoop IV" von Rudolf Fischer. Da wurde beklagt, daß Feldmaier, dieser prachtvolle, aufopfernde Parteisekretär, am Schluß des Buches dem Leser als zukünftiger „Spießer" vorgeführt werde, als ein Mann, der seine privaten Träume auf die Renovierung eines Häuschens richtet, das ihm durch seine Ehe zufallen wird, und auf die Nutzbarmachung und Verschönerung eines verwilderten Gartens. Ist das wahr? Wer ist ein Spießer?

Greifen wir aus der Fülle der menschlichen Typen einige heraus – positive wie negative –, deren bestimmende Züge unter keinen Umständen als spießerhaft gelten können: der Kämpfer, der Spieler, der Vagabund, der Künstler, der Forscher, der Bohemien, der Reformator, der Don Juan, der Revolutionär ... Die Liste ließe sich verlängern, aber es kommt hier nur darauf an, festzustellen, was diesen so verschiedenartigen und verschiedenwertigen Charakteren, die alle nicht als Spießer zu bezeichnen sind, gemeinsam ist, welche Züge ihres Wesens es sind, die nicht zum Spießertum passen. Sie alle sind nicht auf einen ruhigen Ablauf ihres Alltags aus; sie fürchten sich nicht vor Überraschungen und Gefahren; sie sind nicht ängstlich und ausschließlich auf Sicherheit, auf Dauer des gegebenen Zustandes bedacht; ihr Streben ist auf Ziele gerichtet, die außerhalb dieses Sicherheitsbedürfnisses liegen, ja ihm vielfach zuwiderlaufen. Weder der Spieler noch der Forscher, weder der Revolutionär noch der Don Juan suchen billigen und banalen Lebensgenuß; sie sind nicht befangen im kleinen Umkreis einer eingeengten Existenz. All dies aber, was sie nicht sind oder tun, das gerade ist oder tut der Spießer.

Es gibt ein Sprichwort, das die Haltung des Spießers vorzüglich zum Ausdruck bringt: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!" Nicht *heiß* werden, sich nicht herausfordern lassen zur Teilnahme an Vorgängen, in denen man vielleicht Partei ergreifen muß, sich nicht für und ebensowenig gegen eine Sache entscheiden und einsetzen; unter engem Horizont, ungestört von Erschütterungen und Problemen sich einem Lebensgenuß hingeben, der keine geistigen Anstrengungen, kein Risiko und keine Spannungen mit sich bringt – das ist das Lebensideal des Spießers. Vorurteil, kleine Auffassung, Ängstlichkeit, Egoismus, Haften am Gewohnten, Mißtrauen gegen Neues, Banalität und viele andere Mangelerscheinungen einer unterernährten Persönlichkeit zeichnen den Menschen aus, der in der Lebensluft des Spießertums eingeschlossen ist. Menschen dieses Typs sind es vor allem, die den Faschismus haben groß werden lassen: sie wollten nicht hören und sehen, sie wollten nicht wissen, was außerhalb ihres privaten Bereiches geschah.

Ist der Parteisekretär Feldmaier in Rudolf Fischers Roman nach alledem wirklich ein Spießer? Oder ist er in Gefahr, einer zu werden? Ich denke

nein. Niemand wird diesem Mann billigerweise zutrauen dürfen, daß er seine Grube vernachlässigen, daß er aufhören wird, ein aufgeschlossener und fortschrittlicher Mensch zu sein, nur weil er ein paar freie Stunden vor sich sieht, die er mit Arbeit innerhalb des eigenen Gartenzaunes ausfüllen will, und weil er sich auf diese Arbeit freut. Gewiß, es war vielleicht nicht klug oder geschickt vom Autor, diesen Parteifunktionär gerade am Schluß des Buches in einer privaten Situation zu zeigen, die er als Glück empfindet. Aber ein Spießer wird dieser Mann so wenig wie Hunderte andere Romanhelden und Tausende lebendige Menschen, die dem Wohlstand und dem Glück einen Schritt näher gekommen sind. Denn er wird – und das ist das Entscheidende – bei allem privaten Glück niemals die Augen davor verschließen, daß irgendwo ein Kumpel irrt oder leidet; er wird sich nicht die Ohren verstopfen, wenn in der Grube falsch diskutiert wird; er wird nicht die Hände in den Schoß legen, wenn das Werk in Gefahr ist. Und je weiter seine Anteilnahme reicht – vielleicht weit hinaus über die Belange der Zwickauer Kumpel, vielleicht bis zum Freiheitskampf der afrikanischen Berber, vielleicht bis zur Goldwäscherei in Sibirien, vielleicht bis zum Lehrplan einer Universität oder zur Partitur einer Oper –, um so weniger wird er, und mag er sich noch so sehr an Rosen vor seiner Haustür und an Gardinen vor seinem Fenster freuen, ein Spießer sein!

Diese Überlegungen finden eine gewisse Bestätigung, wenn wir an die Menschen der Sowjetunion denken, wie sie uns aus der Literatur und aus Berichten von Besuchern entgegentreten: wohl streben sie nach privatem Glück, nach Wohlstand, nach einer behaglichen Heimstätte; aber die Weiträumigkeit und Vielgestalt des Landes und seiner Kultur, die großen Aufgaben, die vor ihnen stehen, die vielen Gelegenheiten zu geistiger Bereicherung, das Gefühl der Verbundenheit mit Gleichstrebenden der halben Welt, die es zu fördern und von denen es zu lernen gilt – dies alles, erwachsend aus dem sozialistischen Bewußtsein, verhindert das Aufkommen jener lasterhaften Verkümmerung der menschlichen Seele, die wir „Spießertum" nennen.

Ludwig Renn

Weshalb keine Literatur über den Krieg?

Es ist eine auffällige und auf den ersten Blick befremdliche Tatsache, daß in unserer demokratischen Literatur das beherrschende Kollektiverlebnis einer ganzen Generation, der zweite Weltkrieg, zwar gelegentlich als historischer Hintergrund, aber gar nicht oder kaum als unmittelbares Element

des erzählten Geschehens zu finden ist. Wir haben nur in sehr geringem Maße eine „Kriegsliteratur", wie sie zum Beispiel in der Sowjetunion noch vor Beendigung der Feindseligkeiten und erst recht in den folgenden Jahren entstand und wie sie – Jahre später allerdings – auch in Westdeutschland mehr als eine Mode geworden ist. Ich meine hier nicht die militärtechnische Literatur, auch nicht die sogenannten Memoirenbücher kriegslüsterner Generale, die sich im Westen unseres Vaterlandes breitmachen. Ich meine die belletristische Gestaltung des Kriegserlebnisses aus der Sicht derer, die den Krieg militärisch führten, aus der Sicht derer vor allem, die ihn auf der falschen Seite führten und für die er Anlaß zu innerer Auseinandersetzung, zu Erkenntnis und Umkehr wurde. Für unsere gesamte Generation, gerade und erst recht für alle diejenigen unter uns, die dem Kampf für den Frieden den besten Teil ihrer Kräfte widmen, ist der Krieg ein Teil der Wirklichkeit, so gut wie der Klassenkampf, so gut wie die Liebe, so gut wie jedes andere Themengebiet.

Kann eine realistische Literatur die Auseinandersetzung mit diesem Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit umgehen, als gäbe es ihn nicht? Woher kommt dieses Ausweichen? Hängt es nicht damit zusammen, daß die Fragen, die das Thema Krieg aufwirft, in unserem Bewußtsein oftmals noch sehr unklar sind?

Natürlich habe ich mit dem Hinweis auf diesen Themenbereich keine welt- und tatsachenfremde Literatur pazifistischer Prägung im Auge. Wir sind Gegner des Krieges, nicht im Sinne einer frommen, vertrauensseligen Wehrlosigkeit, sondern in dem einzig wirksamen Sinn, daß wir durch gesellschaftliche Veränderungen den Krieg als Mittel der Auseinandersetzung zwischen den Völkern abschaffen wollen. Wir sind der Meinung, daß die Abschaffung des Krieges möglich ist, wenn es keine Staaten mehr gibt, die von räuberischen Gruppen beherrscht werden. Solche räuberischen Gruppen sind in unserer Zeit fast ausschließlich die Gruppen der Monopolkapitalisten. Sie sind es, die den Bazillus des Krieges in die moderne Gesellschaft tragen. Liegen hier nicht komplexe Zusammenhänge, die erkannt und gestaltet werden wollen? Ist es nicht eine Aufgabe für unsere Literatur, durch eine tiefschürfende, realistische Darstellung des Krieges zu seiner Abschaffung beizutragen? Darf man den Krieg als eine Art Tabu behandeln und vor seiner Realität den Kopf in den Sand stecken?

Bei der militaristischen Erbschaft der deutschen Nation aus der Nazizeit war es richtig, daß in unserer Republik die Kriegsliteratur zunächst keine sonderliche Förderung fand. In den letzten Jahren hat sich jedoch vieles gründlich verändert. Indessen stehen wir vor der Tatsache, daß wir keine nennenswerte neue Kriegsliteratur haben, das heißt keine Literatur der Generation, die von Hitler an die Fronten des zweiten Weltkrieges gelockt

oder geführt oder gepreßt wurde und die über ein „Fronterlebnis" ganz eigener Art zu berichten hätte: die nämlich durch den Krieg erzogen wurde, Gegner des Krieges zu sein, nach seinen Ursachen zu suchen und auch sie zu bekämpfen. Dieses Erlebnis des deutschen Soldaten im zweiten Weltkrieg ist in unserer Literatur erst in Ansätzen zu finden. Dabei haben wir es doch hier mit einem zutiefst aufwühlenden und umwälzenden Kollektiverlebnis zu tun.

Das ist unnormal, zumal die europäische Tradition des realistischen Kriegsromans bedeutend ist. Der furchtbare Dreißigjährige Krieg wurde von Grimmelshausen in seinem „Simplicius Simplicissimus" dargestellt. Von den napoleonischen Kriegen handelt Leo Tolstois „Krieg und Frieden", vom deutsch-französischen Krieg 1870/71 Zolas „Zusammenbruch". Tolstoi stellte in seinem „Sewastopol" den ersten Schützengrabenkrieg dar, und zwar ziemlich bald nach den Ereignissen, an denen er selbst teilgenommen hatte. Außerordentlich durch die Unmittelbarkeit der schriftstellerischen Reaktion ist das noch während des ersten Weltkrieges geschriebene Werk „Das Feuer" von Barbusse. In Deutschland allerdings gab es nach Beendigung des ersten Weltkrieges zunächst nur kriegsbejahende Bücher, darunter vor allem „In Stahlgewittern" von Ernst Jünger, der später in seinem „Blut und Eisen" die Bejahung des Krieges bis zur Theorie des herrlichen Blutrauschs steigerte, wobei er aber zum Teil schon aus der Belletristik hinaus und in eine langstielige Philosophiererei hinein glitt. Den eigentlichen Beginn der großen Literatur über den ersten Weltkrieg brachte das Jahr 1928, in dem zuerst Arnold Zweigs „Streit um den Sergeanten Grischa", danach die Werke von Renn, Remarque und mehr als zweihundert weiteren deutschen Autoren erschienen. Weshalb erst zehn Jahre nach Kriegsende? Viele glauben, daß wir Kriegsteilnehmer so lange brauchten, um die schrecklichen Erlebnisse und Enttäuschungen zu überwinden. Wie es bei anderen war, weiß ich nicht, ich jedenfalls hatte mein Manuskript schon um das Jahr 1924 nach mehrfacher Überarbeitung fertig. Die Verleger jedoch erklärten, daß Publikum wünsche das Kriegsthema nicht. Sollte dies wirklich auf das breite Publikum zugetroffen haben? Ich war und bin im Gegenteil der Ansicht – und niemand hat mir darin widersprochen – daß sich die herrschende Klasse in Deutschland bis etwa 1928 eine Diskussion über den Krieg und seinen Sinn einfach nicht leisten konnte und sie mit allen Mitteln abwürgte. Erst die sogenannte „relative Stabilisierung des Kapitalismus" erlaubte diese Diskussion, freilich nur für etwas über vier Jahre. 1933 wurden unsere Bücher verbrannt.

Man erkennt hieraus, welche bedeutende und unter Umständen durchaus nützliche Rolle eine starke, der Wahrheit dienende Kriegsliteratur spielen kann. Eine solche Literatur gibt es auch über den Freiheitskampf des repu-

blikanischen Spanien gegen den Überfall der Faschisten. Wir haben die Werke von Brecht, von Bredel, von Claudius, von Gorrish, von Kantorowicz, von Kisch, von Weinert, von Renn, von anderen noch. Über den zweiten Weltkrieg haben wir eine bedeutende Übersetzungsliteratur, vorwiegend von sowjetischen Autoren. Wir haben die Werke unserer bewährten „alten Garde", der Bredel, Becher, Weinert, Wolf. Sie alle haben bestimmende Aspekte des Kriegsgeschehens erfaßt, wesentliche Beiträge zu seinem literarischen Bild geliefert. Aber sie standen auf der „richtigen Seite", sie konnten vom deutschen Landser des letzten Weltkrieges in der dritten Person sprechen, nicht in der ersten. Das gab ihnen eine in vielem haushoch überlegene Sicht, bildet aber auch in gewissem Sinn eine Begrenzung. Hier ist eine Lücke, die ausgefüllt zu werden verlangt.

Von verschiedenen Seiten höre ich, daß ehemalige Soldaten des Hitlerheeres an solchen Werken arbeiten. Einige liegen schon vor. Von diesen ist mir bisher nur Fühmanns Erzählung „Kameraden" in die Hände gekommen. Sie scheint mir so stark, daß man hoffen darf, bald auch andere Autoren den Weg zu tiefen Gestaltungen des Kriegsthemas finden zu sehen.

Alexander Abusch

Nochmals: Das neue Bild unserer Klassik

Wilhelm Girnus hat in seiner sehr interessanten Rezension meines Buches „Schiller – Größe und Tragik eines deutschen Genius" einige Probleme bei der Herausarbeitung eines neuen Bildes der klassischen deutschen Literatur behandelt. In der Auseinandersetzung mit einem Buch hat er, indem er auf dessen Grundfragen einging, selbst einen Beitrag zu einem allseitigen Schiller-Bild gegeben. Mir scheint diese Methode, die sich auf eine gute marxistische (und zugleich auf die beste literarische) Tradition gründet, für den bei uns notwendigen wissenschaftlich-literarischen Meinungsstreit beispielhaft zu sein. Zu einer Antwort an Girnus haben mich zwei Fragen von tieferer Bedeutung bewogen, die er in seiner Rezension aufgeworfen hat.

Da ist zunächst die Frage nach dem Begriff Bonapartismus, dessen Definition durch Girnus ich für zu eng und deshalb unrichtig halte. Wilhelm Girnus schreibt: „Auf jeden Fall ist es ein Verstoß gegen eine terminologisch fixierte Gesetzmäßigkeit, Wallenstein den Vorwurf des ‚Bonapartismus' zu machen (Seite 248/49). Der Bonapartismus ist ein fest umrissener Begriff, der eine bestimmte politische Herrschaftsform nach dem Sieg der bürgerlich-demokratischen Revolution charakterisiert." Und anschließend zitiert er die Stelle aus dem (mich durch seine Sprachgewalt und die Tiefe seines In-

halts stets erneut begeisternden) „Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte" von Karl Marx, wo ausführlich dargelegt wird, daß Bonaparte eine Klasse, und zwar die zahlreichste Klasse der französischen Gesellschaft, die Parzellenbauern, vertritt.

Girnus meint, daß *damit* der Begriff Bonapartismus ein für allemal „eine ganz präzise Definition" erhalten habe. Girnus irrt sich; das ist ganz und gar nicht der Fall. Es geschieht häufig im Gange der Geschichte, daß sich Begriffe verändern oder ausweiten, eine vielseitiger begründete Bedeutung erhalten und allgemeiner angewandt werden. Der Begriff Bonapartismus ist in einer solchen Weise von Friedrich Engels und Lenin ausgeweitet worden, wobei aber auch sie besonders auf jene Seiten in der Begründung durch Marx zurückgingen, die Girnus übersehen hat. Marx weist, vor der von Girnus zitierten Stelle, auf den Unterschied zwischen dem Bonapartismus des ersten Napoleon und der Herrschaft des Abenteurers Louis Bonaparte hin: „Erst unter dem zweiten Bonaparte scheint sich der Staat völlig verselbständigt zu haben. Die Staatsmaschine hat sich der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber so befestigt, daß an ihrer Spitze der Chef der Gesellschaft vom 10. Dezember genügt, ein aus der Fremde herbeigelaufener Glücksritter, auf den Schild gehoben von einer trunkenen Soldateska, die er durch Schnaps und Würste erkauft hat, nach der er stets von neuem mit der Wurst werfen muß." Marx hebt hier und an anderen Stellen als weitere charakteristische Wesenszüge des Bonapartismus hervor, daß der Staat, an dessen Spitze ein herbeigelaufener Glücksritter steht, der sich auf eine bestochene, trunkene Soldateska stützt, sich völlig verselbständigt zu haben scheint, und daß dieser Glücksritter den legalen Besitz der Exekutivgewalt zur gewaltsamen Errichtung seiner Diktatur benützt hat.

Friedrich Engels, der den Begriff Bonapartismus keineswegs immer von einem vorausgegangenen Sieg der bürgerlich-demokratischen Revolution abhängig machte, wandte diesen Begriff in seiner nachgelassenen Arbeit „Gewalt und Ökonomie bei der Herstellung des neuen Deutschen Reiches" auf Bismarck an. Engels schreibt in diesem Aufsatz, der etwa im Winter 1887/88 entstand: „Bismarck ist Louis Napoleon, übersetzt aus dem französischen abenteuernden Kronprätendenten in den preußischen Krautjunker und deutschen Korpsburschen ..." Und von ihm sagt er bei der Gründung des Deutschen Reiches in Versailles: „Alle Macht Deutschlands lag in den Händen des Diktators Bismarck ... Hatte er bisher die Einheitspläne der Bourgeoisie, wenn auch nicht mit den Mitteln der Bourgeoisie, sondern mit bonapartistischen (!) Mitteln durchgeführt, so war dies Thema jetzt so ziemlich erschöpft, so galt es jetzt, eigene Pläne zu machen, zu zeigen, welche Ideen sein eigener Kopf zu produzieren fähig war." Auch Lenin sprach von der bonapartistischen Politik Bismarcks.

Es würde den Rahmen dieser Antwort sprengen, wenn ich auch nur den Versuch wagen würde zu zeigen, in wieviel verschiedenartigen Varianten Lenin den Begriff Bonapartismus gebraucht hat. Natürlich verwandte er ihn auch nach dem Februar 1917 in dem von Girnus bezeichneten Sinne. Im Jahre 1909 übertrug Lenin den Begriff auf die russischen Verhältnisse, als er die pseudokonstitutionelle Politik des zaristischen Ministers Stolypin als Agrarbonapartismus charakterisierte, wobei er als ein besonderes Merkmal sein Lavieren zwischen den Klassen hervorhob. Lenin wandte aber schon früher den Begriff Bonapartismus sogar in den Auseinandersetzungen innerhalb der Partei an: In einer noch nicht in deutscher Sprache erschienenen Fußnote zu seiner Schrift „Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück" greift er die Redewendung des Menschewiken Martow „Bonapartismus schlimmster Sorte" auf und schreibt über diesen Begriff: „Meines Erachtens bedeutet er die Eroberung der Macht auf *formal*-rechtmäßigem Wege, aber *dem Wesen der Sache nach* gegen den Willen des Volkes (oder der Partei)." Lenin benützt den Ausdruck Bonapartismus im Kampf gegen die Menschewiki auch in anderen Arbeiten, zum Beispiel in „Intrigen der Bonapartisten", und dann ebenfalls innerparteilich in „Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück – Eine Antwort an Rosa Luxemburg". Die häufigste Anwendung des Begriffes Bonapartismus in der politischen Sprache erfolgt im Sinne der Leninschen Definition, der Bonapartismus sei „das Lavieren der sich auf das Militär (die übelsten Elemente des Heeres) stützenden Staatsgewalt zwischen den zwei feindlichen Klassen und Kräften, die sich gleichzeitig mehr oder weniger die Waage halten".

Die „Große Sowjetische Enzyklopädie" charakterisiert, ausgehend von Bonapartes gewaltsamer Machtergreifung mit trügerischen Losungen, den modernen Bonapartismus als die Vereinigung von Demagogie mit der Politik des reaktionären Angriffs auf die Demokratie und revolutionäre Bewegung. Die geschichtliche Erfahrung unserer Generation kennt die Anwendung bonapartistischer Mittel durch den Faschismus besonders in ökonomisch weniger entwickelten Ländern, wie in den zwanziger und dreißiger Jahren auf dem Balkan oder noch kürzlich in Argentinien. Bei dem deutschen Faschismus Hitlers änderten gewisse bonapartistische Mittel nichts daran, daß er lediglich den politischen Auftrag der am meisten reaktionären, chauvinistischen und imperialistischen Teile des deutschen Monopolkapitals ausführte.

Diese Darlegung, die skizzenhaft bleiben muß, führt auf den Kern der Auseinandersetzung mit Wilhelm Girnus zurück. Ich spreche in meinem Buch auf Seite 248 nur einmal von Wallenstein als einem „bonapartistischen" Feldherrntyp. Damit will ich das Abenteuerliche – einen Abenteurer, der von einer trunkenen Soldateska auf den Schild gehoben wurde, sich auf das

Militär stützt und dabei zwischen den Klassen (und Kriegführenden) zu lavieren sucht – als *ein* Element sichtbarer machen, das neben anderen Elementen für das Wesen der Macht Wallensteins charakteristisch ist. Um einen historisch später entstandenen Begriff aber nicht einfach terminologisch auf eine frühere Geschichtsepoche zu übertragen, habe ich das Beiwort „bonapartistisch" ausdrücklich in Anführungszeichen gesetzt, was doch nur einschränkend besagen kann, daß der Begriff hier nicht schematisch angewandt sein soll. Bei der Ausweitung und Vielseitigkeit des Begriffes Bonapartismus ist das nicht weniger erlaubt, als Lenin seine Anwendung in den Kämpfen innerhalb der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands erlaubt war. Oder wollen wir in Wortklauberei verfallen, statt den realen Sinn einer Sache zu nehmen?

Hinzu kommt noch, daß (was Girnus selbst oft gut dargestellt hat) die Meister unserer Klassik, Goethe und Schiller, historische Stoffe im Geiste der höchsten humanistischen Erkenntnisse und verbunden mit den direkten Lebenserfahrungen ihres *eigenen* Zeitalters gestaltet haben. So verfuhr auch Schiller bei der Figur Wallensteins. Goethe hat in einem Brief an seinen Freund H. Meyer vom 6. Juni 1797 darauf hingewiesen, daß die Geschichte Wallensteins „in einer viel pesanteren, und also für die Kunst bedeutenderen Manier, die Geschichte von Dumouriez" sei. Schiller sah also gerade in diesem zeitgenössischen girondistischen General in Frankreich, der als bonapartistischer Typ ein Vorläufer Napoleons war, ein unmittelbar lebendiges Modell für manche Züge seines Wallenstein. Auch diese Arbeitsmethode Schillers muß uns erlauben, in einer entsprechend eingeschränkten Weise bei *Schillers* Wallenstein von einem „bonapartistischen" Feldherrntyp zu sprechen.

Die andere Frage von tieferer Bedeutung, in der ich Girnus nicht beistimmen kann, betrifft die Weltanschauung Goethes. Hier handelt es sich allerdings im Grunde um schon früher aufgetauchte Differenzen: um Unterschiede nämlich zwischen dem Goethe-Bild, das Wilhelm Girnus in seinem gehaltreichen Buch „Goethe – Über Kunst und Literatur" entworfen hat, und dem Goethe-Bild, das ich in der Rede zum Goethe-Jahr vor dem Parteivorstand der SED am 10. März 1949 entwickelt habe (in bearbeiteter Form abgedruckt in meinem Buch „Literatur und Wirklichkeit").

Girnus spricht auch meine Meinung aus, wenn er am Ende seiner Polemik schreibt: „Im übrigen wird auch Abusch kaum bestreiten, daß Goethe unter den deutschen Dichtern dieser ganzen Epoche derjenige ist, der sich unserer Weltanschauung am meisten nähert." Das ist so – und ich gehe vielleicht noch einen Schritt weiter als Girnus: In dem Kampf um die Herausbildung der dialektisch-materialistischen Weltanschauung, der ihrer Begründung durch die Lehren der Genien Marx und Engels voranging, war Goethe

in vieler Hinsicht wirklich einer ihrer mehr spontanen als bewußten Vorläufer. Er stand ihr näher als die mechanischen Materialisten.

Doch diese Feststellung ändert nichts daran, daß Goethe „in den letzten philosophischen Fragen", womit ich die *Grundfrage* „nach dem Verhältnis des Denkens zum Sein, des Geistes zur Natur" (Engels) meine, sich *nicht* davon befreien konnte, seine materialistischen und dialektischen Anschauungen durch idealistische zu „ergänzen". In einer solchen „Ergänzung" liegt aber das entscheidende Kriterium für die idealistische oder materialistische Weltanschauung Goethes.

In meiner Rede vor dem Parteivorstand sagte ich: „Liest man sich tiefer in Goethes Werk hinein, so sieht man, daß er, ohne vollständig heranzukommen, sich immer näher zur materialistischen Dialektik heranarbeitete ... Natürlich gelang es ihm nie, die Schranken des idealistischen Denkens niederzubrechen." Die sowjetische Schriftstellerin Marietta Schaginjan zitiert in ihrem Buch über Goethe gerade diese Sätze aus meinem Vortrag, um ihrerseits hervorzuheben: „Der Dialektiker Goethe hat in der Tat nicht endgültig mit dem Idealismus gebrochen und hat auch zu seiner Zeit nicht mit ihm brechen können. Man muß also die Grenzen, die Wasserscheide klar herausarbeiten, die Goethe nicht überschreiten konnte."

Girnus gibt viele Beispiele für tiefe materialistische Gedanken in Goethes Weltanschauung – und wie sollte ich ihm widersprechen, da ich selbst sie oft genug in Wort und Schrift darzustellen versucht habe! Darum geht es unter uns nicht. Mein Buch „Schiller – Größe und Tragik eines deutschen Genius" handelt vor allem von *Schiller;* im Zusammenhang mit ihm wird Goethes Persönlichkeit und Weltanschauung nur markiert, um eine klare literarische Form zu sichern. Girnus, der mich leider sehr verkürzt (und deshalb vereinfacht) zitiert, könnte vielleicht die Darstellung Goethes zu komprimiert finden, sie sich differenzierter und umfassender wünschen. Doch keinesfalls hat er recht, keinesfalls wird er der in all ihrer Genialität widerspruchsvollen Persönlichkeit Goethes gerecht, wenn er ihn einfach als einen Materialisten mit starken idealistischen Zügen kennzeichnet. Girnus möge doch nicht verlangen, daß ich – was leicht wäre – aus Goethes Niederschriften, Gesprächen und Dichtungen Seite um Seite fülle, um zu beweisen, wie stark Goethe noch bis ans Ende seines Lebens den Anschauungen eines objektiven Idealismus anhing.

Goethe hatte sich wohl vom herkömmlich kirchlichen Gottbegriff gelöst, aber selbst bei seinen fortschrittlichsten Erkenntnissen blieb er in seiner von Spinoza beeinflußten pantheistischen Vorstellung befangen, die Gott mit der Natur identifizierte. In „Literatur und Wirklichkeit" erinnere ich daran, daß Goethe bei der Betrachtung von Schillers Schädel im Jahre 1815 – man könnte sagen: programmatisch – seinen Gottbegriff gedichtet hat:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare ...“

Etwa zur selben Zeit (1813) sagt Goethe im Gespräch mit Jacobi von sich, er sei als Dichter und Künstler Polytheist, als Naturforscher hingegen Pantheist, und außerdem besäße er als ein sittlicher Mensch auch noch einen Gott für sich. Diese Selbstbewertung des Dichters, die natürlich eine Unterschätzung der tiefen materialistischen Züge in der eigenen Weltanschauung bedeutet, kann von uns ebenso wenig als wissenschaftlich gültig genommen werden wie seine eigene rückblickende Ansicht über *die Art der Unterschiede* zwischen ihm und Schiller. Sie waren im geschilderten Bereich wesentlich. Ich wiederhole aber: Auch ein solch genialer Geist wie Goethe vermochte in der gesellschaftlich-politischen Begrenztheit seiner Zeit nicht *endgültig mit dem Idealismus* zu brechen. Heinrich Heine nennt nicht zufällig Goethe den „Spinoza der Poesie“.

Georg Lukacs verweist auf Goethes intensive Auseinandersetzung mit der klassischen deutschen Philosophie in ihrer entscheidenden Entwicklungsperiode, als sie vom subjektiven Idealismus Kants und Fichtes zum objektiven Idealismus Schellings und Hegels überging; Lukacs schreibt: „Goethe schließt sich niemals irgendeiner Strömung dieser Philosophie vollständig an, er hat aber eine tiefe Sympathie mit den naturphilosophischen Bestrebungen des jungen Schelling und zeigt später in seinem Denken weitgehende Parallelen mit der objektiven Dialektik Hegels.“ Das ist nach meiner Meinung richtig und entspricht der Konzeption eines Goethe-Bildes im Geiste des Marxismus-Leninismus.

Meine Differenzen und meine notwendige Auseinandersetzung mit Wilhelm Girnus in zwei Fragen von tieferer Bedeutung besagen natürlich nicht, daß ich andere wertvolle Anregungen, die seine Kritik an meinem Buch enthält, negieren möchte. Besonders treffend finde ich seine Darstellung der objektiven Wurzeln der historischen Tragik Wallensteins. Ich glaube, meinem eigenen Werke in einem solchen Maße mit schöpferischer Unzufriedenheit gegenüberzustehen, daß ich diese und andere bedeutsame Ergebnisse der Diskussion über ein neues Schiller-Bild bei meiner weiteren Arbeit nicht übersehen werde.

NEUE BÜCHER

Heinz H. Schmidt

Sprödes „Roheisen"

Hans Marchwitza: „Roheisen", Roman, Tribüne-Verlag, 1955.

Richtige Hochöfen gibt es seit hundert Jahren. In den Hüttenwerken des Ruhrgebiets stehen sie serienweise. Sie wurden von Ingenieuren erdacht und von Arbeitern erbaut. Aber sie wurden von Kapitalisten finanziert. Darum gehören sie und alles Roheisen, das in ihnen produziert wird, diesen Kapitalisten. Die münzen daraus Gold und organisieren damit Krieg. So ist das mit den Hochöfen und dem Roheisen im Ruhrgebiet. Seit hundert Jahren.

Seit zehn Jahren ist es bei uns anders. Die Werke gehören denen, die sie erdachten und erbauten, und die Produkte denen, die sie produzieren. Wir sind dabei zu beweisen, daß es so besser geht, friedlicher und menschlicher. Doch der Beweis ist schwierig, besonders schwierig in der DDR, die nur ein Teil Deutschlands ist. Nicht, daß uns die Kapitalisten besonders fehlten. Wir kommen recht gut ohne sie aus. Aber aus tausend anderen Gründen. Einer der spürbarsten und hinderlichsten: Der Mangel an Eisen in Deutschlands Osten, dessen ganze Wirtschaft auf das Ruhrgebiet eingespielt war und dessen Boden so wenig Eisenerz und noch weniger Kokskohle birgt.

So entstand der Plan (nachdem die westdeutschen Kapitalisten im Zuge des amerikanischen kalten Krieges die Lieferungen von Steinkohle und Eisen ganz eingestellt hatten), an der Oder, wo man sowjetisches Erz und polnischen Koks auf dem billigen Wasserwege hinbringen kann, ein großes Hüttenwerk zu bauen. Das Planen begann mit komplizierten Berechnungen und Überlegungen. Ist es billiger oder wenigstens volkswirtschaftlich rentabler, Erz und Kohle zu transportieren, statt gleich Roheisen zu beziehen? Roheisen ist in allen Ländern des Sozialismus knapp und wird bei dem schnellen Tempo der technischen Entwicklung noch lange Zeit knapp bleiben. Auch nach der Vereinigung Deutschlands werden wir im Osten Deutschlands zusätzliches Roheisen gut gebrauchen können. Also wir bauen. Und wir bauen allen strategischen Kriegsüberlegungen der Vergangenheit zum Trotz direkt an der Grenze, weil unsere Grenze zu Polen seit tausend Jahren zum erstenmal eine Friedensgrenze ist und weil wir, was die Rohstoffgrundlage angeht, auf die wirtschaftliche Zusammenarbeit des Friedenslagers vertrauen. Wir bauen an der Oder! Doch als das entschieden ist, geht das Berechnen erst richtig los.

Paßt das Erz von Kriwoi Rog zum oberschlesischen Koks? Wie muß die Chemie, wie die entsprechende Technik des neuen Werkes aussehen? Ist an der Mündung des Oder-Spree-Kanals, auf dem das fertige Roheisen abtransportiert werden soll, der Boden für den Bau eines Hüttenwerkes geeignet? Ist guter Baugrund für eine neue Wohnstadt vorhanden? Erst als all das beantwortet war, konnte Größe und Lage des neuen

Werkes, der neuen Stadt festgelegt werden, konnte der erste Baum gefällt, der erste Spatenstich getan werden.

Es gibt keine bürgerlichen Hochöfen und kein proletarisches Roheisen. Hochöfen sind entweder veraltet oder modern, Roheisen ist gut oder schlecht. Aber es gibt kapitalistische Methoden, ein Hüttenwerk und eine Stadt aufzubauen, und es gibt sozialistische Methoden. Die Ingenieure und Arbeiter, die im Herbst 1950 im märkischen Kiefernwald bei Fürstenberg an der Oder zusammenkamen, um den Bau des ersten sozialistischen Hüttenwerks und den Bau der ersten sozialistischen Stadt Deutschlands zu beginnen, wußten wenig von diesem Unterschied. Den meisten war er auch höchst gleichgültig.

Doch die Partei der Arbeiterklasse war da, kluge, kritische, manchmal etwas bürokratische, aber immer vorwärtsdrängende, planende, in die Zukunft schauende Genosssen. Wenige, zu wenige, aber sie hatten einen Plan erdacht, sie hatten die Staatsfunktionäre und Ingenieure in Bewegung gesetzt. Sie wußten, daß die schwerste Aufgabe nicht der Bau der Hochöfen, sondern die Formung der Menschen sein würde. Sie wußten auch, daß 1950 ihre Kräfte noch nicht stark genug waren, daß es deshalb zusätzliche Schwierigkeiten geben würde. Aber sie brachten das Wichtigste für diese schwere Arbeit mit: Vertrauen zu den Massen. Sie konnten in dem bunten, zusammengelaufenen Haufen von 1950, voll von sozialdemokratischen Bedenken, kleinbürgerlichen Ängsten, unklarer Abenteuerlust und nicht zuletzt voll von faschistisch-nationalistischen Giftstoffen schon die Hüttenwerker von 1955 sehen, die Arbeiter und Ingenieure des Eisenhüttenkombinats J. W. Stalin, die Bewohner von Stalinstadt. Auch diese zukünftigen Menschen würden nicht alle sozialistische Musterhelden werden. Aber unter den neuen sozialistischen Arbeitsverhältnissen der Kameradschaft und der Zusammenarbeit sahen sie doch genügend neue Menschen heranwachsen, sahen sie die Möglichkeit, aus dem wilden Haufen des Anfangs die geordneten Arbeiterbataillone zu formen, von deren gemessenem Schritt Lenin so oft gesprochen hat.

Die Partei der Arbeiterklasse sah noch mehr. Hier war das große Beispiel. Hier trafen sich alle wesentlichen Linien unserer Zeit in einer typischen Verknüpfung: Krieg und Frieden, Kapitalismus und Sozialismus, Spaltung und Einheit Deutschlands, Vergangenheit und Zukunft unseres Volkes. Alles das konzentriert auf dem Bauplatz eines großen Werkes und widergespiegelt im inneren Erleben Tausender deutscher Arbeiter, in dem nüchternen Wunder, daß unter neuen Arbeitsbedingungen neue Menschen entstehen. Das durften nicht nur die Tausende in Stalinstadt erleben. Das mußten Hunderttausende und Millionen miterleben, miterlernen, wie man es nur in einem großen, packenden Roman, voll von lebendigen Menschen, voll von Schicksalen und von Wahrheit miterleben und miterlernen kann. Es gibt wenig Dinge, die wir in Deutschland, in ganz Deutschland dringender brauchten als einen solchen Roman. Hans Marchwitza, der alte Kumpel aus Oberschlesien, der im Ruhrgebiet der zwanziger Jahre zu einem bedeutenden Schriftsteller reifte, erkannte die größte Aufgabe seines Lebens.

Alles, was Hans Marchwitza früher geschrieben hat, „Sturm auf Essen", „Meine Jugend" und „Die Kumiaks", trug den Stempel des Selbsterlebten, war mehr oder weniger autobiographisch. Es ist immer ein Wagnis, wenn ein Schriftsteller über seinen eigenen Erlebnisbereich hinausgeht und nicht nur das schildert, was er selbst erlebt hat, sondern in breitestem Maße einbezieht, was andere erlebt haben. Als Hans Marchwitza mit „Roheisen" diesen Sprung wagte, war er schon über sechzig. Er schrieb ein Buch, dem man im Guten und im Schlechten die Geschichte seines Autors anmerkt. Je näher die Menschen in „Roheisen" den „Kumiaks" und den Thomeks aus „Meine Jugend" stehen, desto lebendiger sind sie. Man vergleiche nur, um die beiden Extreme zu nehmen, die lebensvolle Gestalt des alten Häuslers und Maurers Christian Hoff mit

der völlig ungeformten Person des Ingenieurs Hoenik. Unwillkürlich wünscht man immer wieder, daß der Roman „Familie Hoff" hieße, daß deren Schicksal im Mittelpunkt der Handlung stünde, daß man die Herausbildung einer neuen Arbeitsmoral und die damit verbundene Umformung des ganzen Menschen, wie sie am Beispiel des alten Christian gezeigt wird, auch bei den jüngeren Mitgliedern der Familie in gleicher Lebendigkeit miterleben könnte.

Ein solches Buch wäre möglich gewesen und es wäre höchstwahrscheinlich ein echterer Marchwitza geworden. Marchwitza hat aber eine schwerere Aufgabe gewählt. Seine Konzeption sollte den ganzen Problemkreis umfassen. Er wollte zeigen, wie bei der Entstehung des neuen Hüttenwerkes auch neue Menschen wachsen oder zerbrechen. Deshalb macht er das Wachsen des Werkes, die Probleme, die Erfolge und Niederlagen, die es dabei gibt, zum Mittelpunkt. Die Abholzung des Waldes, der Bau der Werkstraße, des Bahndamms, des Hochofensockels, des Stausees, der Bau des ersten Hochofens, der ersten Häuser der Stadt, der Sinteranlage und schließlich der Kampf gegen die Mucken der unerprobten ersten beiden Hochöfen und die Tücken der Chemie bei der Hochzeit des sowjetischen Erzes mit dem polnischen Koks, die beide den deutschen Ingenieuren noch unbekannt sind – das ist der Faden der Handlung. Jeder sieht sofort: Das ist eigentlich das Konzept einer groß angelegten Betriebsreportage. Ganze Partien des Buches sind auch ganz im Stile einer solchen Betriebsreportage geschrieben.

Was im Werk nicht vorkommt, kommt im Buch nicht vor. Da ist Hein Leder, ein junger, sympathischer Brausekopf aus einer alten Arbeiterfamilie mit guter Tradition. Der hatte aus Trotz gegen seinen Vater sich einmal mit der SS eingelassen. Das spielt eine große Rolle bei seiner Darstellung. Aber was er eigentlich ausgefressen hat, womit er sich eigentlich quält, das wird nie erzählt. Hans Marchwitza läßt diese Geschehnisse weg, sie liegen in der Vergangenheit, vor dem Bau des Werkes. Derselbe Grundsatz wird konsequent angewandt, wenn jemand zeitweise das Werk verläßt. Eine ganze Gruppe junger Arbeiter wird zur Max-Hütte nach Unterwellenborn geschickt, um dort als Schmelzer ausgebildet zu werden, darunter Hein Leder, sein Freund Hermann Karst und Martin Hoff, der ältere Sohn von Christian. Für diese Zeit verschwinden sie einfach aus der Geschichte. Martin Hoff lernt dort sogar seine zukünftige Frau kennen. Aber wie er zu seiner Anna kommt, das kommt nicht vor. Das sind nur einige Beispiele dafür, daß Hans Marchwitza immer wieder die Darstellung der Menschen und ihrer Entwicklung seiner Grundkonzeption unterordnet, die Entwicklung des Werks darzustellen.

Aber dieser Hans Marchwitza ist ein Dichter, der erzählen will und erzählen kann, was Menschen erleben, die in ein so großes Geschehen hineingerissen werden, wie sie sich dabei verändern. Dieses große, natürliche, im besten Sinne des Wortes naive Erzählertalent gerät immer wieder in Konflikt mit der Grundkonzeption – und wird ihr geopfert. Nur manchmal läßt der Dichter Gnade vor Recht ergehen. So erlaubt er sich bei Stefan Hoff, dem jüngeren Sohn Christians, einen Ausflug ins geliebte Ruhrgebiet. Sonst aber bleibt er konsequent. Die Liebesgeschichte zwischen Hein Leder und Lotte Meisel, der übereifrigen FDJ-Funktionärin, wird gegenüber den Werksproblemen ebenso zurückgedrängt wie die Liebe zwischen Martha Karge, der Umsiedlerswitwe, und Willner, dem alten erfahrenen Parteifunktionär, der auf Grund einer früheren Verfehlung (die nur angedeutet wird, obgleich sie für das Verständnis des Menschen Willner wesentlich wäre) von seiner Funktion als leitender Direktor eines Werkes abberufen und zur Bewährung als einfacher Arbeiter im Eisenhüttenkombinat Ost geschickt wurde. Willner bewährt sich dort glänzend. Sicherlich eine Figur, die wir mit Nutzen auch im Privatleben kennenlernen würden. Aber das kommt nicht vor.

Die künstlerische Absicht, die Marchwitza bei dieser Zurückdrängung des Privatlebens leitete, die bei den andern Partei- und Werksfunktionären noch konsequenter hervortritt, ist klar. Er will darstellen, wie alles Private von der großen Aufgabe, das Werk zu bauen, verdrängt wird, den Menschen selbst als unwesentlich erscheint.

Das gibt es auch in der Wirklichkeit. Es ist aber falsch und gefährlich, wenn eine solche Zurückdrängung nicht als bewußtes Opfer, als vorübergehender Ausnahmezustand aufgefaßt wird. Der Mensch vertrocknet sonst, wird einseitig, eng, verliert das Gefühl für den Wert echter menschlicher Beziehungen und schließlich verliert sogar seine Arbeit ihren Sinn. Denn es ist eine einfache, aber tiefe Volksweisheit, daß der Mensch nicht lebt, um zu arbeiten, sondern arbeitet, um zu leben. Hans Marchwitza weiß das. Wie überzeugend, wie anklagend hat er das Los der Kumpel beschrieben, die der Kapitalismus zu Arbeitstieren degradiert. Es ist aller Unterschied in der Welt, wenn dieselben Kumpel, nun für ihr eigenes Leben arbeitend, auch einen großen Teil ihres Privatlebens der großen Aufgabe opfern. Auch das weiß Hans Marchwitza genau. Der einzige individuelle Zug, den er dem sonst so schemenhaft geratenen Hoenik gibt, ist dessen Sehnsucht nach dem Flügel, auf dem der Ingenieur so gern spielt und der nun monatelang unbenutzt zu Hause steht. Der Leiter des Baus, Schindel, ein alter Schmelzer und Arbeiterfunktionär, hat selbstverständlich solche Sehnsüchte nicht. Falsch aber ist es, daß er in Hans Marchwitzas Darstellung überhaupt keine Sehnsüchte hat. Sogar seine Frau vernachlässigt er schändlich und setzt aus Arbeitsfanatismus Ehe und Familie aufs Spiel. Auch das gibt es. Leider gibt es das viel zu oft. Manchmal ist es notwendig, doch dann ist es ein Opfer, das man als Opfer oder auch als Gefahr darstellen muß. Aber bei Schindel, so wie ihn Marchwitza schildert, scheint dieses Verhalten ganz normal, ja, fast wirkt es wie eine Heldentat, und der Dichter sagt Ja dazu, nicht nur bei Schindel, sondern im Grunde bei allen positiven Figuren des Buches.

Auch dann, wenn der Autor nicht den Roman einer Familie, sondern den Roman eines großen Arbeitskollektivs zu schreiben beabsichtigt hat, ist die Individualisierung der einzelnen Personen, die Darstellung ihrer Entwicklung, die Verknüpfung ihrer Handlungen unbedingt erforderlich. Die große, menschengestaltende Kraft der Arbeit läßt sich nicht nur am Arbeitsplatz zeigen, sie muß auf das Leben in seiner ganzen Vielfalt zurückwirken. Es gehört die große Sehnsucht der Massen nach einem schöneren, kulturvolleren Leben in einen solchen Roman. Denn die aus eigener Erfahrung wachsende Erkenntnis, nicht mehr Knecht, sondern Herr der Arbeit zu sein, beflügelt den ganzen Menschen und hilft, aus dem Proletarier von gestern die sozialistische Persönlichkeit von morgen zu machen.

Es hat seine Konsequenzen, daß Hans Marchwitza dieser Seite der Sache mit solcher Konsequenz aus dem Wege geht. Vor allem für die Darstellung der Partei der Arbeiterklasse: nicht nur, daß er ihre große Rolle bei der Planung und Vorbereitung des Werkes vor dem ersten Spatenstich ganz wegläßt, die kluge, planende, wissenschaftlich vorausschauende Arbeiterpartei tritt uns eigentlich nur in Form von zum Teil wörtlich eingefügten Reden ihres Generalsekretärs und des Ministerpräsidenten entgegen. Im Roman hat sie hauptsächlich dafür zu sorgen, daß es immer rund geht, daß Stockungen und Schwierigkeiten, vor allem technischer und gewerkschaftlicher Natur überwunden werden. Ihre Arbeit mit den Menschen, ihre führende, menschenerziehende Kraft tritt so sehr zurück, daß man schließlich ganz vergißt: Hier wird ein Fehler geschildert, ein Zustand, aus dem die Partei herauswachsen muß. Man begreift gar nicht richtig, warum eigentlich der erste Parteisekretär, Preißler, dieses sympathische Mädchen für alles, der noch aus dem Roten Frontkämpfer-Bund stammt, abgelöst werden muß, zumal seine Nachfolger im selben Stil weiterwursteln. Der Karrierist Grube ist in seiner lebens-

fremden Überheblichkeit echt nachgezeichnet. Aber auch seine innere Entwicklung bleibt verborgen. Man spürt nicht, daß es am Charakter liegt und nicht an der Theorie, wenn Grube scheitert, und es kommt fast ein Mißtrauen gegen die theoretischen Erkenntnisse heraus. Auch das gibt es zweifellos alles in der Wirklichkeit. Wenn man das schildert, rücksichtslos so schwarz schildert wie es ist, dann muß doch immer durchscheinen, wie es sein könnte und sein wird. Davon ist bei der Konsequenz, mit der Hans Marchwitza die menschlichen Probleme zurücktreten läßt, nur wenig übriggeblieben.

Deshalb ist es auch so schwer, mit den Menschen in „Roheisen" zu lieben und zu hassen, zu lachen und zu leiden, zu kämpfen und zu verzagen, und schließlich zu siegen, wie man mit Peter Kumiak und Jan Thomek lebt und lernt. Darunter leidet die ganze Wirkung des Romans. Es ist eine Verkümmerung des Menschen, wenn er nur die Arbeit kennt, und es ist eine Versimplung der Wahrheiten des Marxismus-Leninismus, wenn die Darstellung der Wandlung des Menschen durch die Arbeit nur auf den Arbeitsprozeß selbst eingeschränkt wird. Was übrigbleibt, sind seltsam schemenhafte Menschen, verschiedene Personifizierungen der „Idee" des Arbeiters von heute. Und je weiter sie von den Lieblingstypen Hans Marchwitzas entfernt sind, je weniger er ihnen ein Stück von sich selbst, dem ehrlichen, gutmütigen Hans Marchwitza mitgeben kann, desto schemenhafter werden sie, desto mehr geht, um einen Ausdruck von Engels zu gebrauchen, die Person im Prinzip auf. Es passiert dem Gestalter runder „shakespearischer" Arbeitertypen, was Marx und Engels in der Debatte über Lassalles „Sickingen" kritisierten: Seine Menschen beginnen zu „schillern".

Das ist die Hauptursache, warum dieses Buch dem großen Thema nicht gerecht wird. Das Verhältnis zwischen der Ideologie und den Menschen, die diese Ideologie vertreten, ist auf Schillersche Weise gelöst. Jeder von ihnen hat im Roman in erster Linie ein Prinzip darzustellen: einen schwankenden, noch kleinbürgerlich beeinflußten Arbeiter, einen im Praktizismus untergehenden alten Funktionär, einen am falschen Ehrgeiz zugrunde gehenden Karrieristen, einen alten ehrlichen Ingenieur, einen fähigen, undurchsichtigen Ingenieur, einen Bürokraten, ein paar Typen, die den Aufstieg der Frauen personifizieren, und die große Zahl der aufsteigenden Arbeitertypen, alle bis auf zwei, drei nicht ohne weiteres voneinander zu unterscheiden.

Das hätte leicht das ganze Buch verderben können. Zum Glück hat, wie schon gesagt, das Erzählertalent Marchwitzas immer wieder im Kampf gelegen mit seiner engen und einseitigen Grundkonzeption. Hans Marchwitza soll die Absicht geäußert haben, das Buch nach der eingehenden Diskussion, die es ausgelöst hat, nochmals zu überarbeiten. Er darf dabei nicht soviel auf Leute hören, die den Dichter mit dem Denker, den Künstler mit dem Gesellschaftswissenschaftler verwechseln.

Schildere die Menschen, Hans Marchwitza, umfassender, lebendiger, shakespearischer und marxistischer noch, als es dir in dieser ersten Fassung gelungen ist, vielleicht, weil du ein wenig zu sehr auf die ABC-Ideologen gehört hast.

Man kann nicht besser schließen als mit den Worten, mit denen Engels seine „Sickingen"-Kritik geschlossen hat. Hier sind sie: „Sie sehen, ich lege einen sehr hohen Maßstab an Ihr Opus, nämlich den allerhöchsten, sowohl nach der ästhetischen wie nach der historischen Seite hin, und daß ich das tun muß, um hie und da einen Einwand machen zu können, das wird Ihnen der beste Beweis meiner Anerkennung sein. Unter uns ist ja seit Jahren die Kritik, im Interesse der Partei selbst, notwendigerweise so unverhohlen wie nur möglich; im übrigen aber macht es mir und uns allen immer Freude, wenn ein neuer Beweis vorliegt, daß unsere Partei, auf welchem Gebiet auch sie auftritt, immer mit Überlegenheit auftritt. Und das haben Sie auch diesmal getan."

Günther Deicke

Die Poesie und das Leben

Johannes R. Becher: „Macht der Poesie", Aufbau-Verlag, Berlin 1955.

Der Fortsetzungsband der „Poetischen Konfession" mit seinen 391 Stücken ist wieder ein so vielfältiges und weitgespanntes Unternehmen, daß man sich als Rezensent nur auf wenige Probleme konzentrieren kann, um sich nicht ins Uferlose zu verlieren. Mit einer bloßen Aufzählung der vielen angeschnittenen Themen wäre ohnehin nichts getan. Auch als Leser geht man unwillkürlich so vor: Man liest mit dem Bleistift, schiebt ganze Partien als zunächst oder überhaupt belanglose Bemerkungen beiseite, um auf die eine oder andere Notiz doch wieder zurückzukommen, wo das Thema wiederholt, weitergeführt, konkretisiert wird. Immer wieder findet man zwischen allgemeinen Gedankengängen, über die man sich wie über unsicheren Grund bewegt, feste Punkte, Wegzeichen, und am Ende stellt man fest, daß man mit dem Dichter gemeinsam doch ein gutes Stück dem Ziel nähergekommen ist.

Freilich: „Man wird inzwischen bemerkt haben, daß es sich bei meinen ‚Poetischen Konfessionen' um eine Konfession in poetischer Form handelt und ich im Verlauf meiner Betrachtungen immer mehr davon abkomme, Beiträge zu einer ars poetica zu liefern. Eine Lebensbeichte in poetischer Form, wobei selbstredend, wie es von einem Dichter nicht anders zu erwarten ist, die Kunst in ihren Nöten und ihren Freuden besonders hervortritt."

Was wir vor uns haben, ist also eine Art Tagebuch, in dem die verschiedenartigsten Erlebnisse und Gedankengänge eingetragen wurden, und der Dichter ist ehrlich genug – obwohl er mit seinen Randbemerkungen, wie er betont, immer wieder nach der Mitte zielt –, seinen Lesern auch die Randbemerkungen nicht vorzuenthalten, die eben nur am Rande bleiben (wie er auch ehrlich genug ist, früher gemachte und heute als falsch erkannte Bemerkungen zu korrigieren). Was an einigen Stücken der beiden früheren Bände („Verteidigung der Poesie", „Poetische Konfession") bereits kritisiert wurde, bleibt auch an diesem Buch zu bemängeln: Einige Bemerkungen – zum Beispiel über lebende Dichter oder literarische Werke – sind so allgemein und unbestimmt gehalten, daß eine Auseinandersetzung darüber unmöglich ist, weil der Leser die Vorlage nicht kennt; da es sich durchweg um Bemerkungen literarischer, nicht persönlicher Art handelt, hätte einer konkreteren Behandlung gerade dieser Fragen nichts im Wege gestanden.

Die Notizen in den beiden Bänden („Poetische Konfession", „Macht der Poesie") sind scheinbar ungeordnet. Erst beim Lesen spürt man, daß in dieser „Unordnung" eine gewisse absichtsvolle Methode liegt; auf diese Weise kann nämlich Becher mit der Wiederholung arbeiten, er rührt ein Thema an, geht darüber hinweg, kommt später von einer anderen Seite wieder darauf zurück, und man „erinnert" sich im doppelten Sinn dieses Wortes und versucht, das Problem schließlich selbst weiterzudenken. So zitiert er die letzte Strophe des Gedichts „An den Tod" von Hebbel. 170 Seiten später wird nur das metrische Schema dieser Strophe aufgezeichnet und die Bemerkung angeschlossen: „Auch um dieses Schema hat Hebbel die deutsche Lyrik bereichert und ihr dadurch ein innerlich feierliches ... Pathos verliehen – ..." Man schlägt bei Hebbel nach, sich an weiteren Beispielen Bestätigung zu holen, und findet im „Nachtlied":

Herz in der Brust wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,

Riesenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Und man stößt auf ein Problem, dem man bisher wenig Beachtung geschenkt hat: daß nämlich Hebbel dieses Schema in den betreffenden Gedichten nicht streng durchhält, sondern es variiert, indem er einige Verszeilen um je eine Senkung verkürzt, es den Bedürfnissen der Sprache anpaßt; so erhält er dem „inneren Pathos" seiner Verssprache den natürlichen Fluß, eine eigene Frische und Schmiegsamkeit:

Schlaf, da nahst du dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehst du den schützenden Kreis.

Auch von dieser Seite aus wäre nochmals auf ein Problem aus der „Poetischen Konfession" zurückzukommen, auf die Bemerkung des wechselseitigen Überholens zwischen Klopstock und Heine („Poetische Konfession", Seite 26/27), eine Frage, der Eduard Zak in einem klugen Vortrag über Bechers Aphorismenbände etwas verständnislos gegenüberstand. Ich meine: dem Wechselverhältnis zwischen Strenge und Auflockerung in der Poesie ist in unserer Theorie noch nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt worden (und es ist selbstverständlich nicht nur ein literarisches Problem). Zeiten der allgemeinen Verschluderung und des Niedergangs sind immer auch die Strenge der Form wie die Strenge des Gedankens entgegengetreten; das 17. Jahrhundert bietet dafür großartige Beispiele, und Johannes R. Becher selbst hat in unserer Zeit in hervorragender Weise mit der „Strenge des Sonetts" gewirkt. Wo aber der Strenge Erstarrung droht (nicht zuletzt durch das Epigonentum), muß eine Auflockerung auch der Verssprache eintreten, um der Sprache (wie dem Leben) Beschwingtheit und Elastizität zu bewahren.

Hier schließt sich eine neue Frage an, auf die ich bei der Besprechung der „Poetischen Konfession" nicht eingegangen bin, die mir aber bei der Lektüre von „Macht der Poesie" wieder vor Augen trat. Becher zitiert Strophen, meist von bekannten Dichtern, und kreidet ihnen Fehler an, poetische Unmöglichkeiten, manchmal mit Recht, aber manchmal auch, glaube ich, mit Unrecht. So: „... es ‚geht' nicht, daß ein Stern verloren ‚geht' ..." („Es geht kein Stern verloren..."). Ähnliche Mängel entdeckt er in Eichendorffs „Weihnachten", hat er früher entdeckt unter anderen bei Lenau und Lehmann (ich nenne nur die Beispiele, wo er meiner Meinung nach Unrecht hat). Merkwürdigerweise handelt es sich doch hier um Gedichte, die durch ihre einfache Sprachmelodie besonders leicht eingehen und in den Sinnen haften bleiben. Handelt es sich bei den bemängelten Stellen nicht um gängige *Rede*wendungen, die durch die selbstverständliche Ungekünsteltheit, mit der sie im – volksliedhaften – Gedicht stehen, poetisch geworden sind? Vielleicht hat Becher auf der Suche nach dem Schönen Dinge als unschön empfunden, die für andere vielleicht nur Schmucklosigkeit, Gelassenheit darstellen?

Das Schöne ist das sympathische Grundmotiv dieser Bücher: „Darum laß nicht ab vom Schönen, damit es unentwegt Eingang in Dir finde, bis Dein ganzes Leben trunken wird von Schönheit. Sei gewiß, Du strahlst sie wider, Du gibst sie weiter..." Und schon am Eingang dieses Buches bemerkt Becher: „Die Poesie ist das echt absolut Reelle... Je poetischer, je wahrer.' Dieser Satz von Novalis entspricht zutiefst dem, was ich unter dem Poetischen verstehe und unter seiner Beziehung zur Wirklichkeit."

Man muß dieses Zitat im Zusammenhang mit der Dichtung Bechers und mit der Grundkonzeption der drei Aphorismenbände sehen. Bei dem antigoetheschen Romantiker Novalis war der oben zitierte Gedanke eindeutig philosophischer Idealismus, Abkehr vom Leben, von der gesellschaftlichen Realität in eine poetisch verklärte Scheinrealität. Indem sich Becher das Wort jedoch aneignet, er, der mit der Poesie das Leben und die Wirklichkeit verteidigt, dem die Begriffe Poesie und

Wirklichkeit in völlig neuer Weise synonym sind und – da er als Sozialist in einer Welt des Sozialismus lebt – mit vollem Recht synonym sind, erhält es einen anderen, dem Leben, der Realität zugewandten Sinn. Denn auch das Poetische erobert sich bei uns ja neue, gesellschaftliche Lebensbereiche oder wird von ihnen erobert. Zur Erhellung nur noch ein Zitat:

„Zunächst und vor allem ... bin ich Dichter, und erst die Einsicht der Notwendigkeit, die Poesie auch außerhalb der Dichtung zu verteidigen, hat mir das Wesen des Klassenkampfes offenbart und mich auf die Seite der Arbeiterklasse treten lassen. Gewiß, ich diente auch mit meiner Dichtung der Partei insofern, als die Partei wiederum der Dichtung diente, weil sie der stärkste und einzige Faktor ist, um einen Gesellschaftszustand heraufzuführen, der als wahrhaft menschlich, als Reich des Menschen bezeichnet werden kann. Erst in diesem Reich des Menschen ist die Poesie auch in ihrem Reich."

Es ist unmöglich, in einer kurzen Rezension auf alles einzugehen, was hervorgehoben zu werden verdiente oder was widerspruchsvoll erscheint. Über eines aber muß ich noch sprechen, weil es mich seit längerer Zeit beschäftigt. Becher schreibt: „Jeder, der einigermaßen mit meinen Arbeiten vertraut ist, weiß, daß ich selbst bis in meine Jugendgedichte hinein immer und immer wieder umarbeite und neue Fassungen herausbringe ... Mancher Kritiker ist mit diesem meinem Verfahren mir selbst gegenüber nicht einverstanden und hält es für unhistorisch und pietätlos ..."

Pietätlosigkeit ist natürlich kein Argument; eher schon ist der Vorwurf des Unhistorischen im begrenzten Maße berechtigt. Und meist wird durch einschneidende Veränderungen, die Jahre später ausgeführt werden, auch die ursprüngliche Substanz des Gedichtes zerstört. Das aber kann nicht verallgemeinert werden, es ist nur von Fall zu Fall zu entscheiden. So hat Becher sein großartiges Jugendgedicht „Vorbereitung", in dem sich bereits, trotz allem Emphatischen, die spätere Zielstrebigkeit und „heilige Nüchternheit", die Überwindung des Expressionismus ankündigt, als Ganzes aus seiner sechsbändigen Ausgabe verbannt und nur drei (bearbeitete) Zeilen davon mit einem anderen Fragment zu dem Gedicht „1916" zusammengestellt. Was blieb, ist ein Bruchstück, das in der poetischen Substanz hinter dem ursprünglichen Gedicht zurückbleibt. Dagegen hat die Bearbeitung des Gedichts „Verfall" das Gedicht für den heutigen Leser lesbar gemacht, ohne den Ideengehalt zu zerstören. Indem der Dichter das Ekstatische, Katarakthafte rigoros herausstrich, hat er das Gedicht von zeitbedingtem Rankenwerk befreit und auf die Substanz verdichtet. Vom literaturhistorischen Standpunkt aus allerdings möchte man die Urform nicht missen, und es wäre durchaus denkbar, beide Fassungen nebeneinanderzustellen.

Becher liefert in seinen Aphorismenbänden, ob bewußt oder unbewußt, eine Art unsystematischen Schulungsmaterials. Eine „ars poetica" wird er uns wohl nicht schenken; aber er gibt Beiträge dazu und Anregungen, wie man sich selbst Kenntnisse und Erkenntnisse auf diesem Gebiet erwerben kann. Daß er uns zu kritischer Auseinandersetzung mit seinen Bemerkungen geradezu provoziert, ist kein Fehler; gewiß erzieht er uns damit nicht zur Bequemlichkeit. In einer Diskussion über Bechers Aphorismenbände vor dem Vorstand des Deutschen Schriftstellerverbandes ist der Vorschlag gemacht worden, alle Beiträge aus diesen drei Bänden, die unmittelbar der Poesie gelten, zu einem Sammelband zu vereinen. Dieser Vorschlag hat etwas Verführerisches (wie auch der im gleichen Atemzug gemachte, Bechers beste Gedichte in einem Sammelband herauszugeben und damit den Dichter für uns und für ihn selbst neu zu entdecken). Aber es gibt vieles, was in seinen Aphorismenbänden nicht unmittelbar zum Thema spricht, und das man doch, selbst wenn man es beim ersten

Mal überlesen hat, nicht missen möchte: Selbstbekenntnisse, psychologische Studien, Bemerkungen zu alltäglichen oder unalltäglichen Problemen unseres Lebens, nicht zuletzt Bemerkungen über Musik und bildende Kunst.

F. C. Weiskopf hat in Gesprächen immer wieder bedauert, daß viele Schriftsteller sowohl in ihren Werken als auch in ihrem Leben heute kaum noch Beziehungen zu den Nachbarkünsten hätten. Aber auch diese Beziehungen gehören zur Poesie, wenn sie fruchtbar bleiben soll – und Johannes R. Becher macht uns mit seinen Bemerkungen darauf aufmerksam, daß jeder Dichter diese Dinge in seine persönliche, von ihm selbst zu schaffende „ars poetica" aufnehmen muß.

Wolfgang Joho

Rebellion und Nächstenliebe

Rüdiger Syberberg: „... daß diese Steine Brot werden", Roman, Desch-Verlag, München 1955; Albrecht Goes: „Das Brandopfer", Aufbau-Verlag, Berlin 1955.

Vor einigen Monaten wurde an dieser Stelle (NDL, Heft 7/55) auf den „Wettbewerb", den bemerkenswerten Erstlingsroman des westdeutschen Autors Carl Amery hingewiesen. Amery setzt sich vom katholischen Standpunkt aus sehr kritisch, ja rebellisch mit den gesellschaftlichen, politischen, geistigen und moralischen Verhältnissen im heutigen Westdeutschland auseinander. Es erscheint mir nicht ohne symptomatische Bedeutung, daß auch das den Durchschnitt weit überragende Buch eines anderen westdeutschen Autors, in dem leidenschaftlich heftige, mutige und scharfe Anklage gegen die bestehende Gesellschaftsordnung erhoben wird, vom Standort der christlichen, und zwar wiederum der katholischen Weltanschauung geschrieben wurde: der Roman „... daß diese Steine Brot werden" von Rüdiger Syberberg. Nicht ohne symptomatische Bedeutung deshalb, weil jeder, der den humanistischen Inhalt der christlichen Ethik ernst nimmt und nicht nur ein Lippenbekenntnis zu ihm ablegt, den Widerspruch zwischen ihren Lehren und der ungerechten, grausamen und flach gewordenen heutigen Wirklichkeit in den Ländern der kapitalistischen Welt schmerzhaft deutlich empfinden muß. Syberberg versucht in seinem Roman, diesen Widerspruch sichtbar zu machen und ihn zu lösen, ohne dabei sein Christentum aufzugeben. Thema seines Romans im weitesten Sinne ist der uralte, hier in die unmittelbare Gegenwart transponierte Konflikt zwischen dem aus Menschenliebe und Gerechtigkeitsgefühl zum Rebellen gewordenen Einzelnen und der bestehenden Ordnung.

Der hauptsächlich als Dramatiker in Westdeutschland bekannt gewordene Autor hat für dieses Werk, das an einen authentischen Vorgang anknüpft, den „Welt-im-Buch-Preis" 1954 erhalten. Die Auszeichnung ehrt das Preisrichterkollegium nicht weniger als den Preisgekrönten, denn dieses Buch zielt auf den Kern der westdeutschen Misere, auf die Fragwürdigkeit ihrer materiellen und moralischen Ordnung.

Die Fabel des 1948 in einer armseligen, unfruchtbaren kleinen Grenzgemeinde spielenden Romans ist ebenso erregend wie einfach und geradlinig. Der junge katholische Pfarrer Heim, der es mit seinem Beruf und seinem Glauben ernster nimmt als die Mehrzahl seiner Amtsbrüder, wird in diese Gemeinde versetzt, deren Bewohner im äußersten Elend, in Stumpfsinn und tiefer Resignation mehr dahinvegetieren als leben. Zuerst von Entsetzen und Verzweiflung gepackt und den

verschiedensten geistigen und körperlichen Anfechtungen ausgesetzt, versucht er dann mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, die seelische und materielle Not seiner Gemeindemitglieder zu lindern und Abhilfe zu schaffen. Was zu erwarten war, aber von dem jungen Geistlichen in seinem weltfremden Idealismus nicht vorausgesehen wurde, geschieht: Die weltlichen sowohl wie die kirchlichen Behörden versagen ihre Hilfe. Ein vom Pfarrer gemeinsam mit dem Bürgermeister an die Regierung in Bonn gestellter Antrag auf materielle Unterstützung wird „mangels Mitteln" abgelehnt; der Kardinal, an den sich der Dorfpfarrer in einer Audienz wendet, vertröstet ihn mit milden, nichtssagenden Worten. Dieser doppelte Mißerfolg macht den Pfarrer Heim zum Rebellen und, nach den bestehenden Gesetzen, zum Straffälligen: Er bemächtigt sich des Schecks über einen hohen Betrag, den ein reicher Industrieller der Kirche zum Wiederaufbau eines Gotteshauses zur Verfügung gestellt hat, um landwirtschaftliche Maschinen für das verarmte Dorf zu kaufen. Danach stellt er sich selbst dem Gericht, wird wegen der altruistischen Motive seiner Tat vom Staat zu einer kurzen Gefängnisstrafe auf Bewährung und von der Kirche zur Exkommunikation verurteilt. Die Tat hat übrigens der Gemeinde keinen Segen gebracht, die wie zuvor miteinander in Hader liegt. Pfarrer Heim aber, nach seiner Amtsenthebung als Erdarbeiter tätig, ist tief enttäuscht über den Mißerfolg seines Tuns und verwandelt sich von einem Rebellen in einen resignierenden Gläubigen zurück: „Da Johann Heim denn nun der Einsicht inne war, daß aus dem Samen, der falsch gesäet ist, nur falsche Frucht aufgeht, betete er: Du bist über alle Maßen, Herr, und nur zu fassen in der Ordnung." Das ist der letzte Satz des Romans und zugleich das Fazit des Aufbegehrens eines einzelnen Gläubigen gegen die Ungerechtigkeit einer Ordnung, über die von der Kirche der Mantel ihres geistlichen Trostes gebreitet wird.

Die ungewöhnliche Fabel ist von Syberberg dicht und dichterisch, erregend, dramatisch und mit äußerster Konsequenz gestaltet. Komposition, Sprache wie Zeichnung der zahlreichen Menschen und Anschaulichkeit der Atmosphäre zeugen von hohem literarischem Vermögen. Der Ernst, mit dem der Autor die Zeitverhältnisse der westdeutschen Gegenwart kritisiert, ist ein überzeugender Beweis dafür, wie ehrlich Syberberg sich mit den Problemen auseinandergesetzt hat. Er weicht der Antwort auf die gestellten Fragen nicht aus. Eine erschütternde Gestalt ist ihm mit dem Pfarrer Heim gelungen, den der Lehrer des Dorfes mit folgenden treffenden Worten charakterisiert: „Das ist nämlich einer, der schwer tragen kann. Das ist einer von denen mit engmaschigem Gewissen, einer von den Unruhigen, die über gewisse Dinge nachts nicht schlafen können." Und es ist der Pfarrer Heim selbst, der betet: „Belasse mich, Herr, in der Unruhe." Zu einem großen Teil ist das eine Selbstbezeichnung des Schriftstellers Syberberg: Auch er erweist sich mit seinem Roman als einer der so seltenen Menschen mit „engmaschigem Gewissen", den manches, was er als Zeitgenosse des Bonner „Wirtschaftswunders" miterleben muß, nachts nicht schlafen ließ.

Die Tragik des Haupthelden besteht darin, daß er zweierlei erkennt; einmal, daß man mit irgendwelchen materiellen Almosen für ein notleidendes Dorf das Elend nicht aus der Welt schaffen kann; zum anderen, daß die Kirche, indem sie sich auf geistliche Tröstungen beschränkt, dem Versuch zur Lösung der irdischen Probleme ausweicht und versagt. Auf seine Initiative wird der Antrag an die Regierung gestellt, dem Dorf mit einer Zuwendung von 60 000 Mark aus der schlimmsten Not zu helfen. Aber: „Welch ein Armutszeugnis war dieser Antrag, nicht für das Dorf, sondern für ihn, den Pfarrer Heim, dessen Aufgabe es war, mit dem Wort Gottes zu helfen." So reflektiert er und muß dann – das Schmerzlichste, was ihm als Geistlichen

geschehen kann – erkennen, daß es mit dem Wort Gottes allein eben auch nicht getan ist. Hier ist der Grundkonflikt des Gläubigen in dieser Welt Anno 1948 in einem westdeutschen Dorf. Er wird in großartiger und erregender Weise ausgefochten in den dramatischen Dialogszenen zwischen dem Landpfarrer und dem Kardinal. Der Kardinal belehrt den Pfarrer, der sich auf den heiligen Franziskus beruft, über dessen Botschaft: „Verbreitet Liebe, richtet gebrochene Herzen auf und seid arm! Das war seine Botschaft: Verzicht und Liebe – nicht Rebellion und Hilfe durch Bankschecks." Und der Pfarrer? „Eminenz", sagte Pfarrer Heim hilflos, „wie kann ich Friede und Liebe Menschen predigen, die verhungern? Wie kann ich ihnen helfen, wenn ihnen nur durch materielle Mittel geholfen werden kann?" Die Antwort ist für einen Mann von der Art des rebellischen Landpfarrers ebenso klar und eindeutig wie unbefriedigend: „Die Kirche", erwidert der Kardinal, „erhebt nicht den Anspruch, die Welt zu verbessern, sondern der Menschheit Gott zu öffnen." Das muß für einen Mann wie Heim, der mitten aus dem furchtbarsten Elend seines entlegenen Dorfs in das prunkvolle Erzbischofspalais kommt, wie Hohn klingen. Aber wie dem auch sei, er muß damit fertig werden, er ist vor die Alternative gestellt, entweder auf seinen Anspruch einer Verbesserung der Welt zu verzichten und Pfarrer zu bleiben oder sich als wirklicher Rebell und Revolutionär von der Kirche zu lösen. Er scheint konsequent den Weg bis zum Ende zu gehen, den er einmal beschritten und für richtig erkannt hat. Er beugt sich nicht und wird exkommuniziert.

Hier begänne der Rebellion zweiter Teil. Aber es folgen nur noch wenige Seiten, deren letzter, oben zitierter Satz im Grunde eine kompromißhafte Zurücknahme des ganzen Vorhabens und der ganzen Thematik bedeutet: „Du bist über alle Maßen, Herr, und nur zu fassen in der Ordnung." Der mutige Rebell aus Menschenliebe Johann Heim macht nicht den Versuch, eine neue Ordnung zu setzen, sondern kehrt in die bestehende zurück. Was aber ist dies für eine Ordnung? Eine Gestalt des Romans, ein straffällig gewordener, gleichfalls, wenn auch auf andere Art rebellischer junger Mann, dem Pfarrer Heim geholfen hat, wirft dem Geistlichen einmal die Antwort an den Kopf: „Ach was, Ordnung! Ihre Ordnung ist nichts anderes als das Sicherheitsbedürfnis der Klassen, welche die anderen ausbeuten."

So bleibt, bei allem Bemühen und bei aller lauteren Ernsthaftigkeit und Schärfe der Kritik, die Inkonsequenz des Buches unübersehbar. Und hier muß wieder der eingangs erwähnte, von einem westdeutschen katholischen Schriftsteller geschriebene und gleichfalls von einer individuellen Rebellion berichtende Roman zum Vergleich herangezogen werden: Auch dort begann es groß und prinzipiell und endete mit Zurücknahme und Kompromiß. Freilich wäre es grundfalsch, darum ein so hervorragendes und leidenschaftliches Buch wie den Roman Syberbergs „. . . daß die Steine Brot werden" zu verwerfen. Geboren aus dem Unbehagen und der Erkenntnis der Fragwürdigkeit einer zur Unordnung gewordenen Ordnung, schlägt das Buch eine Bresche, – mag es auch nicht die ganze Mauer zum Einsturz bringen. Syberberg konfrontiert den in seiner Vereinzelung verharrenden und darum schwachen Rebellen aus Menschenliebe mit einer veräußerlichten und brutalisierten Umwelt, die er ebenso anschaulich wie für westdeutsche Verhältnisse kühn also zeichnet: „In diesem Strom von Hunger, Gier und Süchten aber trieben gelassen die Götzen jener Tage, wohlgepflegt und prall im Fleisch, das ihre musterhaft geschnittenen Uniformen füllte, bewundert und gehaßt, von keinem aber geliebt." Und die Sympathie des Autors wie die des Lesers gehört dem Dorfpfarrer, der den Versuch macht, gegen diese Welt und ihre Repräsentanten aufzustehen.

*

Nicht von ungefähr wird im Zusammenhang mit dem Roman Syberbergs hier auf das schmale Bändchen eines anderen westdeutschen Autors hingewiesen, das vor kurzem auch in einer Lizenzausgabe in der Deutschen Demokratischen Republik herausgekommen ist: auf die Erzählung „Das Brandopfer" von Albrecht Goes. Auch der heute 47jährige Württemberger Goes, Lyriker, Erzähler und Essayist, den Älteren durch seine Mitarbeit an der früheren „Frankfurter Zeitung" bekannt und durch seinen Essay-Band „Von Mensch zu Mensch" (Suhrkamp 1949) als wahrer Humanist vertraut, ist in der christlichen – diesmal protestantischen – Weltanschauung verwurzelt. Darin besteht eine wesentliche, aber nicht die einzige Gemeinsamkeit zwischen ihm und seiner Erzählung und Syberberg. Auch in der Erzählung „Das Brandopfer" geht es – darin besteht die innere thematische Verwandtschaft mit Syberbergs Roman – um den in individueller mutiger Tat sich äußernden Widerstand eines Einzelmenschen gegen Not und Unmenschlichkeit, um das persönliche Nein gegenüber den stärkeren, ja scheinbar allgewaltigen herrschenden Mächten. Auch in diesem Sprachkunstwerk von besonderer und beispielhafter Schönheit und Prägnanz ist das Leitmotiv reine, echte Menschlichkeit, die sich bewahrt und bewährt inmitten von Veräußerlichung, Brutalität und Barbarei.

Die Erzählung von Goes tritt mit geringerem Anspruch auf als der Roman von Syberberg, nicht nur ihrem äußeren Umfang nach. Das heißt, die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Unmenschlichkeit vollzieht sich hier in einem engeren Rahmen, übrigens auch auf eine andere, stillere Weise. Die Tatsache, daß in dieser Erzählung aus den Jahren der Naziherrschaft einander nicht ein kleiner Landpfarrer und ein Kardinal, sondern eine Metzgersfrau und das faschistische System sich gegenüberstehen, scheint dieser Behauptung zu widersprechen, denn das Kräfteverhältnis ist hier noch ungleicher als dort. Die Metzgersfrau begnügt sich, ohne aus ihrer kleinen Alltagssphäre herauszutreten, „die winzige, die wunderbare Möglichkeit des Menschen" zu demonstrieren, die er auch dort noch besitzt, wo die Äußerung und Betätigung von Humanität geradezu unmöglich zu sein scheint. Diese Heldin im wörtlichen Sinne hilft mit einem beispielhaften Mut und einer unerschütterlichen Standhaftigkeit den Ärmsten der Armen, den Verfolgtesten und Unterdrücktesten der Verfolgten und Unterdrückten, nämlich der jüdischen Kundschaft ihres Fleischerladens; sie hilft ihnen nicht nur materiell, obwohl dies schon viel ist und über Tod und Leben entscheiden kann, sondern auch moralisch, was den meisten in der damaligen Situation noch mehr bedeutete. Sie tut dies täglich und stündlich unter Gefährdung der eigenen Sicherheit, und zwar nicht aus irgendwelchen politischen Gründen, sondern aus reiner Menschlichkeit und aus einem Gefühl der Mitschuld an all dem, was um sie geschieht.

Man könnte auch vieles sagen über die kunstvolle und meisterhafte Form, in die Goes seine Erzählung bettet, über den spannungsreichen und die Spannung wachhaltenden Wechsel von Gespräch und Bericht, von Gegenwartserzählung und Rückblendung. Entscheidend bleibt jedoch das doppelte Leitmotiv von Albrecht Goes in diesem kleinen Werk: der Menschlichkeit ein Denkmal zu setzen und an einem kleinen, aber in seiner Bedeutung sehr weitreichenden Beispiel zu zeigen, daß, entgegen der recht verbreiteten, oberflächlichen und bequemen Meinung auch der Einzelne unter den schwierigsten Umständen die Möglichkeit hat, seine Humanität zu bewähren. Endlich – und das macht die Erzählung, die Vergangenes berichtet, aktuell – wird hier in einer gültigen Form die Verantwortlichkeit und Mitschuld am Geschehen der Zeit denen demonstriert, die sich hinter die Meinung flüchten, Verantwortlichkeit sei eine Angelegenheit, die ausschließlich ins Ressort der Politiker und der Parteien und Orga-

nisationen gehöre. Verantwortlich für das Geschick der Nation und jedes Mitmenschen ist, dies lehrt auf eine wunderbare Weise diese kleine Erzählung, ein jeder, der auf den Namen Mensch Anspruch erhebt.

Kurt Böttcher

Lehmann und die Lehrerliteratur

Karl Lehmann: „Die Gestalt des Lehrers in der deutschen Literatur", Bollwerk Verlagsgesellschaft, Frankfurt a. M. 1955.

Im Septemberheft der NDL war die Rede davon, daß eine allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Darstellung des Lehrers in der deutschen Literatur fehle. Kann eine solche Feststellung angesichts des kürzlich in Westdeutschland erschienenen Buches mit dem Titel „Die Gestalt des Lehrers in der deutschen Literatur" von Dr. Karl Lehmann aufrechterhalten werden?

Unter Verzicht auf eine für die objektive Erkenntnis unerläßliche historische Betrachtungsweise stellt der Autor nach psychologischen und moralischen Kriterien und Kategorien im wesentlichen nur Zeugnisse aus dem „Schrifttum" der Gegenwart zusammen. Nur gelegentlich wird ein Rückgriff ins 19. Jahrhundert, ganz selten ins 18. Jahrhundert gewagt. Ein dürftiger „verbindender" Text soll dem Ganzen eine Linie geben, trägt aber eher – eben aus der falschen Grundeinstellung – dazu bei, den Sachverhalt zu vernebeln. Die gesellschaftliche Funktion des Lehrers in den verschiedenen Etappen der historischen Entwicklung wird nicht einmal als Problem gesehen, politischen Fragestellungen, die gerade bei diesem Thema auf der Hand liegen, weicht der Autor um jeden Preis aus. Wo das einfach nicht möglich ist, wird ein seltsam anmutender Eiertanz aufgeführt.

Die Ergebnisse solcher „Methode" sind erstaunlich. Lehmann findet zum Beispiel, daß es Lehrer gibt „mit großer Liebe für ihren Beruf, geachtet, geehrt und geliebt in ihrem Kreise", aber auch solche, die „Mangel an rechter innerer Begeisterung" erkennen lassen; auch sieht der Verfasser, daß „der dem Deutschen innewohnende Wissensdrang gerade auch unter den Volksschullehrern manchen Spezialforscher hervorgebracht hat" und daß „der Studienrat meist in der städtischen Welt lebt. Über seine äußere Haltung gehen die Ansichten auseinander", heißt es weiter. „Neben dem eleganten Gesellschaftsmenschen, dem gepflegten und dem sportlichen Typ steht der äußerlichen Dingen gegenüber gleichgültige Mensch oder einer, der sein Äußeres vernachlässigt, so daß seine Kleidung oft ein Lächeln hervorruft . . ." Als „Ureigenes" werden zum Beispiel dem Studienrat „eine gewisse Weltfremdheit, eine Art Eigenbrötelei", die sich unter anderem „in übertriebener philologischer Kleinarbeit" äußert, zuerkannt; einige Studienräte werden sogar, man staune, zu „Weltverächtern"! Die geistige Spannweite der Erkenntniskraft unseres Autors möge ein Beispiel andeuten: Neben dem Lehrer, der bei der Rückgabe beurteilter Aufsätze Schwierigkeiten mit seinen Schülern hat, gibt es jenen, bei dem „dagegen bei Gelegenheit der Zurückgabe eines Aufsatzes die Stimmung heiter-friedlich ist". Das sollte genügen. Genannt sei nur noch das Resultat dieses hilflosen Suchens nach dem von Zeit und Raum losgelösten Charakterbild *des* Lehrers: Es gibt nach Auffassung des Verfassers gute und schlechte Lehrer, die zugleich entweder beliebt oder

unbeliebt sein können! Hier ein unumstößlicher Beweis: „Um als ‚schlechter' Lehrer zu gelten, braucht man nur zu zeigen, daß einem sein Beruf eine Last oder eine Nebensächlichkeit ist. Ungerechtigkeit trägt dieses Urteil ebenso ein wie Jähzorn; – der kalte Lehrer verdient das gleiche Prädikat, der Pedant ebenso . . ."

Wie aber springt Lehmann mit den armen Dichtern und Schriftstellern um, die Romane oder Erzählungen über Lehrer geschrieben haben? Jean Paul wird überhaupt nur einmal erwähnt, und zwar zusammen mit – Will Vesper! Es bedarf eigentlich nur noch eines Hinweises: Weder Heinrich Manns „Professor Unrat" (fiele sicherlich unter die psychologische Kategorie „strafender Lehrer") noch Hermann Hesses „Unterm Rad", noch Leonhard Franks „Räuberbande" werden auch nur genannt.

Dafür jedoch findet sich am Anfang des Buches eine ausführliche Wiedergabe aus den „Jugenderinnerungen" von Theodor Heuß. Selbstverständlich werden auch Zitate aus den Werken von Steguweit, Binding, Bröger, Schröer, Speckmann, Hans Grimm, Zillich, Johst und anderen präsentiert. So ist es denn auch verständlich, daß dieser „Hausschatz" 1941 und 1943 zwei Auflagen erlebte. Im Vorwort betont der Autor eigens: „Die Zeitverhältnisse legten mir damals Beschränkungen in der Auswahl der Werke auf" – damals fehlte zum Beispiel Theodor Heuß.

Im ganzen mutet dieses mit einem anspruchsvollen Titel versehene Buch wie die Seminararbeit eines Studenten im ersten Semester an. Bemerkenswert ist der völlige Verzicht auf geistige Durchdringung und Verarbeitung des Stoffes. Als Positivum bleibt, daß der Autor als einer der ersten ein wesentliches literaturwissenschaftliches Thema aufgegriffen und mit Fleiß einige wichtige Materialien zusammengetragen hat. Hier liegt eine Aufgabe vor, die einer ernsthaften und gründlichen Behandlung wert wäre.

Ehrung eines Literaturhistorikers

„Georg Lukács zum 70. Geburtstag", Aufbau-Verlag, Berlin 1955.

Dies ist nach ähnlichen Büchern über Johannes R. Becher und Lion Feuchtwanger und nach dem Kisch-Almanach das vierte Buch, das der Aufbau-Verlag zu Ehren eines seiner Autoren herausbringt. Das Werk dieses bedeutenden marxistischen Literaturhistorikers, umstritten und bewundert wie kaum ein zweites, gehört zum Erregenden und Bewegenden, das unser Jahrhundert an gültigem Geistesgut hervorgebracht hat. Schriftsteller und Gelehrte aus zahlreichen Ländern – aus Deutschland, Frankreich, Italien, der Schweiz, Holland, England, Österreich, Polen – zählen zu den Gratulanten, Persönlichkeiten wie Thomas Mann, Johannes R. Becher, Anna Seghers, Ernst Bloch, Hans Mayer, Ernst Fischer, Roman Karst, Jack Lindsay, Theun de Vries, Otto Morf, Claude Morgan und Pietro Nenni. Kurze, herzliche Gratulationsgrüße, Erlebnisberichte von Begegnungen und umfangreiche Essays bringen die lebendige Verbundenheit zu Person und Werk von Georg Lukács zum Ausdruck, die gerade dadurch noch unterstrichen wird, daß auch kritische Einwände freundschaftlich ausgesprochen werden. Mit Bedauern und Befremden stellen wir fest, daß in diesem Reigen der Gratulanten jede Stimme aus der Sowjetunion fehlt. *G. D.*

UMSCHAU

Walter Kaufman

Literaturbrief aus Australien

Bei uns in Australien bilden Schriftsteller, die „ihre Seele verkaufen", nicht die Regel, sondern Ausnahmen. Erstens sind nämlich die meisten guten Schriftsteller hierzulande demokratisch gesinnt, und zweitens gibt es keine Fleischtöpfe, die ihnen winken könnten – jene Dollar-Fleischtöpfe, die bei gewissen amerikanischen Schriftstellern so erfolgreich in Aktion getreten sind. Innerhalb der „Fellowship of Australian Writers" (Gemeinschaft australischer Schriftsteller), der Gewerkschaft unserer Romanautoren und Dichter, besteht eine starke, einheitliche Front. In allen wichtigen Fragen, wie der Bewahrung unseres nationalen Kulturerbes, dem Kampf für den Frieden, dem Kampf gegen das tückische Gift der Comic Books und gegen die willkürliche Verfemung literarisch wertvoller Werke hat die Fellowship tapfer, einmütig und mit Erfolg ihre Stimme erhoben. Ihre Zusammenkünfte stehen im Zeichen gegenseitigen Nehmens und Gebens.

Fortschrittliche Schriftsteller wie Vance Palmer, Alan Marshal, Katherine Prichard, Frank Hardy, Gavin Casey und andere werden von allen respektiert. Gavin Casey wurde kürzlich zum Präsidenten der Sektion Neu-Süd-Wales der Fellowship gewählt, und die Wahl fand allgemeine Zustimmung. Nicht nur, daß Casey ein begabter Schriftsteller ist, dessen „Shortstories" man wegen ihres Humors und ihrer Volksverbundenheit lieben muß, er gehört auch persönlich zu den Menschen, die die Fähigkeit haben, die Sympathie der meisten Menschen zu gewinnen. Er ist wohlbeleibt, liebt sein Glas Bier – wie die meisten Australier –, ist ein ausgezeichneter Erzähler, und trotz seines nicht unbeträchtlichen Ruhms macht er nicht das geringste von sich her. Wenn er zu einer Frage der bürgerlichen Freiheiten Stellung nimmt, so tut er es furchtlos und ohne persönliche Rücksichten. Er ist nicht käuflich, obwohl er für eine der konservativsten australischen Zeitschriften arbeitet. Er schreibt, wie er denkt, und er scheint einer der wenigen zu sein, die damit hierzulande noch immer durchkommen. Wir haben Achtung vor ihm, weil er ein Mann ist, der auch unter Druck nicht in Deckung geht. Vor kurzem haben die Schnüffeleien der Royal Commission – bekannt als Petrow-Kommission – die besten Eigenschaften Caseys öffentlich zutage treten lassen: er stand in der vordersten Front derer, die sich gegen Verleumdungen und Lügen zur Wehr setzten; dabei war er selbst gar nicht angegriffen worden.

Im allgemeinen kann man sagen, daß seit der infamen Verfolgung, der Frank Hardy wegen seines Romans „Macht ohne Ruhm" ausgesetzt war, die Reihen der australischen Schriftsteller sich fester und fester zusammengeschlossen haben. Der Hardy-Prozeß war ein Prüfstein für die Sauberkeit der australischen Schriftsteller. Die meisten waren sich ihrer Verantwortung bewußt und verteidigten Hardy aus Prinzip, ungeachtet ihrer eigenen politischen Bindungen oder Ansichten.

Schriftsteller wie Jean Campbell und Vance Palmer, beide bekannte Autoren der älteren Generation, die vor einigen Jahren noch abseits vom politischen Ge-

schehen standen, haben jetzt ihre Haltung geändert. Jean Campbell beteiligte sich an der Vorbereitung einer Demonstration in Canberra, die gegen die Arbeitslosigkeit protestierte und das Abtreten der Menzies-Regierung forderte. Vance Palmer unterstützt die australische Friedensbewegung (zusammen mit vielen Schriftstellern, die nicht unbedingt links stehen) und nahm an der Friedenskonferenz in Helsinki teil. Alan Marshall, der populärste australische Shortstory-Autor, tritt ebenso wie Gavin Casey immer wieder in Reden und Artikeln gegen alle Formen der Unterdrückung auf. Beide freuten sich sehr, als sie zu den Fünften Weltjugendfestspielen eingeladen wurden. Nur wegen persönlicher Verpflichtungen war es ihnen nicht möglich, nach Warschau zu reisen.

Frank Hardy, der auch in Deutschland bekannte Verfasser von „Macht ohne Ruhm", der jetzt mit seiner Frau und seinen drei Kindern in Sidney lebt, ist gerade dabei, eine künstlerische Krisenperiode zu überwinden. Mit äußerstem Eifer und gewohnter Zähigkeit hat er die Unterlagen für einen biographischen Roman über Henry Lawson zusammengetragen. Dieses Material wartet jetzt in seinem Schreibtisch. Daneben hat er einen großen Roman über eine australische Arbeiterfamilie begonnen – seine eigene Familie in Wahrheit. Ihr Oberhaupt, ein alter, streitbarer Arbeiter, der die Züge von Hardys Vater trägt, verliert langsam den Glauben an die Labour-Partei, und sein Sohn wird Kommunist. Dieser Roman, der so eng mit Hardys eigenem Erleben verbunden ist, verspricht ein inhaltsreiches und farbiges Buch zu werden. Man darf hoffen, daß Hardy durchhält und daß es ihm gelingt, diesen Stoff zu bewältigen – einen Stoff von nationalem und internationalem Interesse.

Bei der Beurteilung von Frank Hardys Schaffen in den letzten Jahren darf man nicht außer acht lassen, daß die Verwicklungen, die sein Prozeß für ihn in seinem persönlichen Leben mit sich brachte, die Anstrengungen, die er erforderte, und schließlich die politische und organisatorische Tätigkeit Hardys in diesen Jahren den Hauptteil seiner Kräfte in Anspruch nahmen. Die Bedingungen, unter denen die fortschrittlichen Schriftsteller Australiens leben, zwingen sie zu gewissen Zeiten, schöpferische Organisatoren zu werden statt schöpferische Künstler zu bleiben. Nach seiner Rückkehr aus der UdSSR spielte Hardy – ebenso wie der begabte Romanautor Ralph de Boissière und auch ich selbst – viele Monate lang eine führende Rolle beim Aufbau der „Australischen Buch-Gesellschaft", einer fortschrittlichen Genossenschaft, die bereits jetzt, nach dreijährigem Bestehen, eine Macht in Australien geworden ist. Die Genossenschaft wurde mit Bergleuten, Hafenarbeitern, Seeleuten, Bergarbeitern usw. gegründet. Unsere Schriftsteller stellten ihre künstlerische Tätigkeit hintan, um sich ein neues Publikum zu schaffen. Es war ein anregender und neuartiger Versuch, ihnen eine Möglichkeit zur Veröffentlichung ihrer Bücher zu geben, und er trug sofort Früchte. In Fabriken, auf Schiffen und in Bergwerken wurden Bibliotheken eröffnet, in Versammlungen vor den Schächten, auf Küstendampfern und Baustellen, in Eisenbahnwerkstätten und im Hafengelände wurden Subskriptionen veranstaltet. Heute hat die Buchgesellschaft über 3500 ständige Mitglieder, darunter viele Arbeiter, die ohne diesen unmittelbaren Kontakt mit unseren Schriftstellern und ihren Problemen niemals auch nur im Traum daran gedacht hätten, sich Bücher zu kaufen. Seitdem sind sechs Romane australischer Schriftsteller in Auflagen von 5000 bis 8000 Exemplaren veröffentlicht worden – eine beachtliche Zahl nach unseren Begriffen, denn australische Romane, die eine Auflage von 8000 erreichen, gelten bereits als Bestseller.

Wir Schriftsteller – Frank Hardy, Ralph de Boissière (Autor zweier Romane, die in Westindien spielen), J. Waten (der in seinen Erzählungen und Romanen jüdische Themen behandelt), E. Lambert (Veteran des zweiten Weltkrie-

ges, den er mit großer dichterischer Kraft geschildert hat), ich selbst und andere – haben viele Energie und Zeit an den Aufbau der Buchgesellschaft gewandt. Unsere Arbeit bestand unter anderem darin, Papier zu beschaffen, Drucker zu verpflichten, uns um die Buchführung und die Werbung zu kümmern und ständige Verbindung mit den Gewerkschaften zu halten. Aber wir empfingen dafür Anregung und Befruchtung zum Wohl unseres künstlerischen Schaffens. Auf Massenversammlungen und in kleinen Hausversammlungen lasen wir aus unseren Büchern und diskutierten darüber. Wir sprachen über unsere Pläne und hörten zu, wie man an unseren bereits veröffentlichten Arbeiten Kritik übte. Und diese Auseinandersetzungen führten dazu, daß wir viele unserer Erzählungen oder Teile von größeren Arbeiten verbesserten oder neu gestalteten.

Die meisten australischen Schriftsteller haben irgendwann einmal in der Industrie gearbeitet, denn keiner konnte vom Schreiben allein leben. Es hat Zeiten gegeben – sie erstreckten sich manchmal über Jahre –, in denen wir mit geringeren Einkünften leben mußten als die schlechtestbezahlten Arbeiter. Hardy, Lambert und ich sind zur See gefahren. Ralph de Boissière hat jahrelang in der Automobilfabrik gearbeitet, die den Schauplatz seines dritten Romans bildet. William Hatfield, Autor einer ganzen Reihe von Büchern, war Lagerverwalter. John Morrison, dessen Hafengeschichten international bekannt sind, ist Heizer, Dockarbeiter und Gärtner gewesen. Mena Brand, die Theaterstücke schreibt, war Arbeiterin in einer Fabrik, und der Dichter Victor Williams arbeitet auch heute noch als Hafenarbeiter. So ging es und so geht es den meisten von uns.

Beim Aufbau der Buchgesellschaft fanden viele von uns den Kontakt mit den Arbeitern wieder. Es war eine große Freude und Befriedigung für uns, zu sehen, welchen Widerhall unsere Bemühungen bei den australischen Seeleuten fanden. Hardy, Lambert und ich wurden besonders gut aufgenommen, weil wir früher mit den Seeleuten zusammen gearbeitet hatten. Heute findet man unsere Bücher, die von der Buchgesellschaft veröffentlicht worden sind, auf jedem Schiff an der australischen Küste; sauber in Wachspapier eingeschlagen, sind sie fester Bestandteil einer Art von Bibliotheken, auf die jeder stolz sein könnte.

Das Bild würde unvollständig bleiben, wenn wir über den Seeleuten die Bergleute vergäßen, aus deren Reihen zwei beachtenswerte Dichter und ein Romanautor hervorgegangen sind – der Romanautor ist außerdem Funktionär der Bergmanns-Gewerkschaft. Oder die Hafenarbeiter, die Eisenbahner, die Metallarbeiter – wohin immer wir kamen, fanden wir offene Ohren und helfende Hände.

Angesichts der niedrigen Auflagen, der geringen Tantiemen, der Einfuhr amerikanischer und englischer Bücher, des überreichlichen Angebots an Schund, und angesichts der begrenzten Verbreitung australischer Romane ist das Leben unserer Schriftsteller nicht leicht. Sehr häufig kommt es vor, daß begabte Männer den Kampf aufgeben, auswandern oder sich nach Publikationsmöglichkeiten in anderen Ländern umsehen. Nicht wenige von uns haben wirtschaftliche Sicherheit erst dadurch gefunden, daß ihre Bücher in der UdSSR und in den Volksdemokratien gedruckt werden – ich denke hier an Katherine Prichard, deren Romane in Australien überhaupt nicht verbreitet sind, an Frank Hardy, an Ralph de Boissière, John Morrison und andere.

Nur sehr langsam und als Ergebnis unermüdlicher Anstrengungen bessert sich jetzt die Lage; Presse und Radio beginnen ihr Schweigen zu brechen und bringen seit einiger Zeit Rezensionen „linker" Romane. Die gemeinsamen Anstrengungen unserer fortschrittlichen Schriftsteller, der Einfluß, den sie mit ihren Massenveranstaltungen, Vorlesungen, Fabrikversammlungen usw. auf die Öffentlichkeit ausüben, und in

nicht unerheblichem Maße die Tatsache, daß sie erfolgreich im australischen Schriftstellerverband mitarbeiten – all dies zusammen hat bewirkt, daß es der reaktionären Presse und dem Rundfunk einfach nicht länger möglich ist, uns zu ignorieren. Natürlich behandeln uns die Kritiker nicht gerade freundlich, aber wenigstens können sie unsere Bücher nicht mehr totschweigen. Die meisten Rezensionen lauten etwa so: „X. wäre ein vielversprechender Autor, wenn er nicht infolge seiner unverhüllten politischen Sympathien ... und so weiter." Aber je fester sie, um eine australische Redensart zu gebrauchen, „den Stiefel aufsetzen", um so besseren Absatz finden unsere Bücher; viele Leute kaufen sie bewußt gerade wegen und trotz der verreißenden Kritiken.

Die „Gruppe realistischer Schriftsteller Australiens" ist eine Organisation, die außerhalb der Fellowship steht. Sie ist das Übungsfeld für junge Schriftsteller aus der Arbeiterklasse und für diejenigen, deren politische Überzeugung sie zu Verbündeten der Arbeiterklasse macht. Aus dieser Gruppe, die kurz nach dem Krieg in einer Periode echter kultureller Renaissance entstand, sind unsere bekanntesten fortschrittlichen Schriftsteller hervorgegangen. Neue, jüngere Schriftsteller ganz verschiedener Herkunft beginnen sich jetzt einen Namen zu machen; sie arbeiten mit Begeisterung, haben sie doch die Aussicht, ihre Bücher in der „Tribüne", der Gewerkschaftspresse und der Australischen Buchgesellschaft herauszubringen – Möglichkeiten, die uns verschlossen waren, als wir zu schreiben begannen, und die wir erst erkämpfen mußten.

Damals besaß die „Gruppe realistischer Schriftsteller" auch noch keine regelmäßig erscheinende Literaturzeitschrift. Unter der ausgezeichneten Leitung von S. Murray-Smith, einem Mitglied dieser Gruppe, dessen Einfluß sich auf viele Gebiete erstreckt und sich zum Beispiel auch in der Friedensbewegung bemerkbar macht, erscheint jetzt eine solche Zeitschrift. Sie trägt den Titel „Overland".

Im Gegensatz zu vielen anderen kleinen literarischen Publikationen, die ins Leben gerufen wurden und schnell wieder eingingen, steigt die Auflage von „Overland" mit jeder Nummer und hat bereits 5000 Exemplare erreicht. Obwohl es die Zeitschrift einer Organisation ist, die politisch links steht und daraus kein Hehl macht, wird „Overland" von vielen Seiten unterstützt, weil es sich unablässig bemüht, das kulturelle Erbe Australiens wieder zum Leben zu erwecken, das sonst dem Untergang geweiht wäre.

Tatkräftige Unterstützung erwarten und erhalten unsere Schriftsteller vor allem von den organisierten Arbeitern. Dieser Widerhall im Volk hat eine neue Art zu schreiben gezeitigt, die zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Er hat dazu geführt, daß viele Schriftsteller, die bisher abseits von den Massen standen, ihre Haltung geändert haben. Er hat die Zyniker und Zweifler besiegt. Darüber hinaus hat er den Glauben an unsere eigene Kultur wiedererweckt, einen Glauben, der lange erstorben schien, aber in vielen Menschen verschiedenster gesellschaftlicher Herkunft fortlebte.

Wir haben Grund, voll Vertrauen in die Zukunft zu sehen.

Aus unserer Korrespondenzmappe

Paris, 25. November 1955

Sehr geehrte Herren,

Erst heute komme ich dazu, die Zeilen, die im Septemberheft der NDL den „Etudes Germaniques" gewidmet sind (S. 7 u. 8), zu lesen. Ich muß sagen, daß sie mich erstaunt haben und daß ich es als meine Pflicht betrachte, verschiedene Ihrer Behauptungen zu widerlegen . . .

„Etudes Germaniques" ist keine Zeitschrift für „Schöne Literatur", wie es bei der NDL der Fall ist, sondern eine sprach- und literaturwissenschaftliche Vierteljahresschrift. Sie haben wahrscheinlich nur ein Heft gesehen, nämlich das Schiller-

Heft, und sind mit unserer Zeitschrift wenig vertraut, sonst würden Sie uns nicht den Vorwurf machen, daß wir die Neuerscheinungen der DDR auf dem Gebiet, das uns interessiert, verschwiegen. Nur politische und Propaganda-Werke lehnen wir ab, woher sie auch stammen mögen.

Wir haben uns stets bemüht, Bücher und Zeitschriften anzufordern, sobald wir von ihrem Erscheinen Kenntnis nahmen, und haben sie besprochen, wenn wir sie erhielten. So haben wir z. B. von Prof. Hyppolite (Paris) in den Jahren 1951 und 1952 zwei wichtige Artikel über Lukács, „Der junge Hegel", veröffentlicht und einen dritten, ebenfalls über Lukács, von Prof. Ayrault (Besançon). So sind die „Gesammelten Werke" von Heine, die 1951 im Aufbau-Verlag erschienen, rezensiert worden. In unserem nächsten Heft erscheint eine Rezension von Henrik Beckers „Warnlieder" aus der Feder von Prof. Zink (Lyon). Zum Thomas-Mann-Jahr erscheint bald ein bibliographischer Aufsatz von Prof. Leibrich (Paris), der auch die ostdeutschen Veröffentlichungen über den großen Schriftsteller aufzählt.

Auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft und der Philologie erhalten wir regelmäßig die Neuerscheinungen vom Verlag M. Niemeyer (Halle) und vom Akademie-Verlag (Berlin), auf die wir in „Etudes Germaniques" hinweisen oder die besprochen werden.

Die Zeitschriften aus Ostdeutschland werden immer in „Etudes Germaniques" rezensiert oder erwähnt, wenn sie für unsere Arbeit geeignet sind. Pünktlich werden bei uns in der Zeitschriftenschau die Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur angezeigt . . .

Sie werfen uns vor, daß wir Ihre Schillerfeiern und Schillerausgaben nicht angezeigt hätten. Als unser Sonderheft zum 150. Todestage Schillers vorbereitet wurde, hatten wir noch keine Ahnung von dem, was Sie zu Ehren Schillers veranstalten würden. Es folgt aber in Kürze ein Beitrag (von Herrn Prof. Colleville, Mitleiter dieser Zeitschrift), der schon gesetzt ist und der dem Schiller-Jahr gewidmet ist. Wir hoffen ihn im Februar veröffentlichen zu können.

Selbstverständlich fehlen uns noch viele Angaben über alles, was in der DDR veröffentlicht wird. Bisher bekamen wir selten Bücherverzeichnisse von dort. Sie gestehen aber selbst (S. 8), daß bei ihnen „vieles versäumt wurde und versäumt wird", um im Auslande Ihre Literatur und Ihre Produktionen bekannt zu machen. Die Schuld daran tragen zum Teil Ihre Redakteure und Verleger, doch kann wohl nicht geleugnet werden, daß lange Jahre hindurch die Postbeziehungen wie auch die persönlichen Beziehungen zwischen Osten und Westen leider sehr schwierig waren.

Da nun die Entspannung des letzten Jahres die Lage günstiger erscheinen läßt, wollen wir aufrichtig hoffen, daß Ihre Publikationen immer mehr unseren Lesern zugänglich werden. Ich kann versichern, daß wir stets danach streben, das Gleichgewicht zu halten, und über alles, was in beiden Teilen Deutschlands erscheint, unterrichtet zu sein.

Ich schließe mit dem Wunsche einer guten und erfolgreichen Zusammenarbeit

Professor Fernand Mossé

Komik und Tragik einer Akademie

Einem Artikel, den Andreas Falk in der Münchner „Deutschen Woche" veröffentlicht, entnehmen wir die folgenden Ausführungen:

Die westdeutsche Bundesrepublik hat sich seinerzeit, nicht ohne sanfte Nachhilfe der Interessierten, die Provinzstadt Bonn als Hauptstadt gewählt. Wir wissen nicht, ob in ähnlicher Weise nachgeholfen wurde, als die sogenannte „Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung" sich in Darmstadt ansiedelte. Jedenfalls entspricht der eine Provinzialismus genau dem andern.

Welch ein trautes Bild biedermeierscher Provinzialität, wenn auf der Jahrestagung der genannten Akademie der „Schriftsteller und Meister der Sprache" Theodor Heuß, aus dem Schwäbischen, zum Ehren-

bürger Darmstadts, der weiland hessischen Hauptstadt, ernannt wurde, damit er gebührend geehrt wieder nach Bonn am Rhein zurückkehre, wo er als Staatsoberhaupt residiert und für eine Professorenzeitschrift Aufsätze über Hugo von Hofmannsthal verfaßt: man hätte ihm für die Heimreise eine Postkutsche zur Verfügung stellen sollen!

So bitter wären wir nicht zu schreiben gezwungen, wenn nicht der in Darmstadt angesiedelte Kreis sich so hochtrabend „Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung" nennen wollte. Der Name verrät hier – wie so oft – viel und allzuviel. Da ist zunächst die Ambition der deutschen Allgemeingültigkeit schlechthin, da ist auch der Anspruch, als Akademie zu gelten. Alles deutet darauf hin, daß man dem Vorbild der Französischen Akademie nachzueifern gedachte – allerdings ohne die gleichen Voraussetzungen, die gleichen Möglichkeiten und die gleichen Persönlichkeiten zu haben. Kann denn ein beliebiger, im wesentlichen der Literatur entstammender Personenkreis, fernab von der gesellschaftsbildenden Kraft eines festgefügten staatlichen Prinzips (wie es das französische Königtum des 17. Jahrhunderts war) sich willkürlich als Akademie konstituieren? Wir kennen Akademien für Schöne Künste, Akademien für Wissenschaften, aber zu ihrer Wirksamkeit, zu ihrer Wirkungsmöglichkeit gehören allemal offizielle oder offiziöse Rechte, die ihr von der Gesellschaft, also vom Staate eingeräumt werden. In Darmstadt dagegen? Ein Dichterverein bestenfalls.

Was soll also das Ganze? Was kann es für Deutschland bedeuten und was kann es zur deutschen Sprache und zur deutschen Dichtung beitragen? Einen konformistischen Vortrag über „Glanz und Tragik Friedrich Schillers" und eine Dichterhandschriftensammlung, wie auf der letzten Jahrestagung. Wohl auch noch die Herausgabe der Tagebücher Oskar Loerkes und eines Gedichtbandes von Gertrud Kolmar. Und weiter? Der „Duden" ist immer noch verbindlicher für die Sprache als diese „Akademie", und die Dichtung lebt außerhalb ihres künstlichen Akademismus. Darüber hilft auch die Mitgliedschaft und der Besuch des Herrn Heuß nicht hinweg.

Erwin Reiche

Herbert Eulenberg

Der deutsche, rheinische Dichter Herbert Eulenberg wäre am 25. Januar dieses Jahres achtzig Jahre alt geworden. Am 4. September 1949 ist er in seinem „Haus Freiheit" zu Kaiserswerth am Niederrhein gestorben; der letzte Gruß, der ihn erfreute, war die Verleihung unseres Nationalpreises am 200. Geburtstage Goethes.

Unendlich vieles und Vielfältiges hat dieser strömende, lebenskräftige Mensch geschaffen. Dutzende Theaterstücke hat er geschrieben, ernste und satirische Romane gesponnen, Verse in allen je erdachten und denkbaren Formen gesungen, meisterhaft knappe Novellen komponiert und unzählige Essays über unzählige der Erinnerung werte Gestalten der menschlichen Geschichte gesprochen und im Druck veröffentlicht. Viele der Essays unter dem Namen „Schattenbilder" bekannt geworden, sind eigenwillig gesehene, anmutige und höchst lebendige Illustrationen zu einer Kultur-, Literatur- und insbesondere einer Theatergeschichte; sie könnten den Titel tragen, der der Untertitel seiner ersten „Schattenbilder" war: „Fibel für Kulturbedürftige in Deutschland".

Herbert Eulenberg, der sich als Kind der Romantik fühlte, war in seiner menschlichen, geistigen Haltung und in seinem schriftstellerischen Ausdruck, in seinem nie versiegenden Durst nach Wissen und Bildung ein authentischer Vertreter des

bürgerlichen idealistischen deutschen Humanismus. „Krieg dem Kriege" heißt eines seiner kleineren dramatischen Werke, „Der Bankrott Europas" ein Buch kurzer Erzählungen, das im Sommer des Jahres 1919 erschien. Eulenberg hat sein Leben hindurch unbeirrbar und mit viel Zivilcourage gegen alles gekämpft, was ihm barbarisch und abscheulich schien: gegen Glaubens- und Rassenhetze, gegen – dies vor allem – Krieg und Kriegsgefahr. Er kämpfte mit Wort und Feder und riskierte etwas. Noch vier Wochen vor seinem Tode schrieb er in seinem Antwortbrief auf eine Einladung zur Hauptversammlung des internationalen PEN-Clubs in Venedig den Satz: „Conservando pacem consumor (das heißt: In der Arbeit für den Frieden verzehre ich mich). Und die letzte Unterschrift seines Lebens setzte er unter einen Aufruf an die Bevölkerung von Düsseldorf zu einer großen Friedenskundgebung. Die Nazis und ihr Regime hat er verabscheut, und jene wiederum beargwöhnten und haßten ihn und ließen in den Jahren ihres Terrors keines seiner Werke auf die Bühnen des Reiches.

Herbert Eulenberg war die Liebe meiner Jugend, und ich habe mich dieser Liebe nie geschämt, mochte auch meine eigene Entwicklung fern von seinen Bahnen verlaufen. Das Schönste an diesem Dichter war, daß er, in seiner Größe und in seinen Schwächen, immer ganz er selbst war und blieb. So war er auch dann, wenn er als Mensch und Freund vor eine Entscheidung gestellt war. Die offenen Postkarten, die er mir in seiner stolzen, heiteren Schrift aus dem Kerkerland ins Ausland schrieb, sind Beweise seines mutigen Bekennertums.

Den siebzigsten Geburtstag Herbert Eulenbergs feierten wir 1946 im Beisein seines Sohnes, der in späteren Jahren sein Verleger war, am Deutschen Nationaltheater in Weimar. Zehn Jahre zuvor hatten wir ihm eine das Publikum verzaubernde Geburtstagsfeier aus seinen Werken im Josefstädter Theater zu Wien gerüstet. Wie schön war das: Eulenberg hatte uns ein Gedicht an die Wiener geschickt, und als Kernstück der Feier spielten die Schauspieler Karl Paryla, Friedel Nowack und Fritz Delius Szenen aus seinem preisgekrönten Liebesstück „Belinde". Der Dichter allerdings mochte solche Matineen nicht; er pflegte zu sagen: Auf Matineen spielt man einen Dichter, wenn man sich um eine regelrechte Aufführung seiner Werke herumdrücken will.

Dabei war er in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts oft gespielt worden – oft genug allerdings auch falsch und lau und konventionell. Wie viele Berliner Theaterskandale, die seitdem in die Theatergeschichte eingegangen sind, hat er heiter überstanden. Als einen neuen Kleist hatte man den jungen Eulenberg gegrüßt, und ich erinnere mich noch eines Abends im April 1911: da las er in einer Privatgalerie des alten Berliner Westens einen seiner reizenden „ernsten Schwänke". Als die Vorlesung beendet war (er las und sprach mit der poetischen Anmut, die unter uns Deutschen vielleicht nur ein engerer Landsmann Heines haben kann), da sprang der siebzigjährige Kunsthändler Moritz Jaffé, der Wirt des Abends, auf, umarmte den Poeten und rief: „Ein zweiter Molière!" Am 25. Januar 1926 erhielt Herbert Eulenberg eine Zuschrift, die sagte: „Der Dichter Herbert Eulenberg wird fünfzig Jahre alt. Zu Ehren dieses Tages haben sich die Unterzeichneten zusammengeschlossen, um ihm den Dank für sein Schaffen auszudrücken. Sie wollen durch diesen Aufruf die deutsche Lesewelt auf einen ihrer Besten hinweisen und auch die deutschen Bühnen auf das Ehrenjahr des Bühnendichters aufmerksam machen. Möge diese Anerkennung dazu beitragen, daß Herbert Eulenberg an seinem Lebensnachmittag sich ganz den Musen widmen kann." Die unterzeichneten Namen waren: Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Richard Strauß, Hans Pfitzner.

Romantiker nannte sich Eulenberg und nennt man ihn. Aber in den oft seltsam abseitigen und verträumten Gestalten, die er für die Bühne schuf, lebte er dennoch

mit seiner Zeit, litt er mit den Leidenden. Vor allem war er ein Dichter der Liebe und der Liebenden, ein Dichter reiner und unendlich liebenswerter Frauengestalten. Die Schlußverse des Stückes „Die Insel" klingen so:

Liebe lockt uns in dies Taumeln.
Liebe leite uns hinaus!
Rätselhaft umhergerissen,
Lernen wir das eine wissen:
Unser Herz ist unser Haus.

Doch dem Schauspiel „Zeitwende" stehen Verse wie diese voran:

Was dich in Fragen jetzt und Fesseln schlug,
Will, wie das Leben, daß man es bezwingt.
Drum flieh nicht vor dem Tag, Du bist sein Licht.
Die Zeit zu raten ist des Dichters Pflicht.

Herbert Eulenberg hat auch Dramen geschrieben, die sich an den Freiheitskämpfen unserer Geschichte gestaltend versuchen: „Thomas Münzer" und den (wenn ich recht unterrichtet bin) noch nicht oder kaum je aufgeführten „Tilman Riemenschneider". Ja, er ist ein Dichter, der – auf seine eigene poetische Weise als Romantiker – seine Zeit und die Geschichte seines Volkes zu sehen und zu gestalten sich bemühte, der nicht am Himmel, sondern auf der Erde nach der blauen Blume suchte. Fand er sie dann, so schien sie freilich den Augen des Romantikers nicht blau oder bunt, sondern schwarz und düster.

Unseren Buchverlegern sei eine Durchsicht der Werke Herbert Eulenbergs empfohlen. Den Dramaturgen unserer Bühnen möchte ich die Titel einiger seiner Theaterstücke nennen, die kennenzulernen nicht unnütz scheint: „Alles um Geld", „Mückentanz", „Die Welt ist krank", „Der Irrgarten", „Der Spion". Man lese aber auch und zunächst jene frühen Stücke, die um 1900 den Beginn eines neuen Dramatikers verkünden: „Leidenschaft", „Anna Walewska", „Ein halber Held".

Eine Dichterfreundschaft

Romain Rolland wäre am 29. Januar 90 Jahre alt geworden. Wir veröffentlichen aus diesem Anlaß den Glückwunschbrief Hermann Hesses an den großen humanistischen Dichter zu dessen 70. Geburtstag, und die Antwortzeilen Romain Rollands. Beide Dokumente entnehmen wir der im Fretz & Wasmuth Verlag (Zürich) erschienenen schönen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Hesse und Rolland, die Albrecht Goes herausgegeben und eingeleitet hat.

Montagnola, 26. Januar 36

Lieber verehrter Romain Rolland!

Sie werden siebzig Jahre alt, und wenn auch jetzt keine Zeit zum Festefeiern ist, muß ich Sie doch zu diesem Tag begrüßen und Sie meiner unveränderten Liebe und Verehrung versichern. Seit unserer ersten Begegnung im Herbst 1914 gehören Sie für mich zu den wenigen Autoren unserer Zeit, die ich um ihrer Lauterkeit und Menschlichkeit willen als Vorbilder und ältere Brüder verehre.

Die Erfahrungen, die wir damals im Weltkriege machten, wiederholen sich heute alle wieder, und es wiederholt sich auch die große Versuchung: am Wert des Geistes und des Wortes überhaupt zu zweifeln. Daß ich auch jetzt, inmitten recht häßlicher Erfahrungen, diesem Zweifel widerstehen kann, daran haben Sie mit Ihrem Beispiel großen Anteil.

Mit guten Wünschen grüßt Sie dankbar
Ihr *Hermann Hesse*

Villeneuve, 31. Januar 36

Lieber Freund!

Wie sehr berührt es mich, daß Sie daran gedacht haben, mir zu meinem siebzigsten Geburtstag zu schreiben! Sie sind mein Bruder in der Kunst und im Gedanken, einer der wenigen, für die ich Liebe und Achtung empfinde; und ich bin glücklich über Ihre Freundschaft.

Wir beide, Sie und ich, sind Einsiedler. Ich aber habe in meine Einsamkeit alle Stürme der Welt dringen lassen; und oft beneide ich Sie um die Ruhe, die im hellen Licht der Ihren herrscht. Nicht den Traum, sondern das Schicksal meines Lebens habe ich gelebt. Und es hat keinen Augenblick lang aufgehört, mir an jeder Etappe, wo ich auszuruhen gedachte, neue Kämpfe aufzuzwingen. Niemals Ruhe. Aber ganz gewiß werde ich diese Ruhe einmal gewinnen! Ich habe sie mir erkauft.

Wenn ich an diese Zeit des Glücks denke, da man nur noch wird schlafen müssen, die Ewigkeit lang schlafen, so träume ich nicht wie Musset von einer Weide, die meinen Schlaf beweint, sondern von einem Olivenbaum im Schein der Sonne. Mein ganzes Leben lang habe ich die Sehnsucht nach dem Italien bewahrt, das ich mit zwanzig Jahren kennenlernte.

Ich drücke Ihnen innig die Hände.

Ihr alter Freund *Romain Rolland*

Kleine Chronik

Der Greifenverlag in Rudolstadt gibt unter dem Titel „Chinesische Bibliothek" eine neue Buchreihe heraus, deren erster Band („Die Geister des Gelben Flusses, Chinesische Märchen und Volkserzählungen", mit Erläuterungen von Professor Dshu Bai-Lan, Nanking) bereits erschienen ist. Die nächsten Folgen werden u. a. „Das chinesische Decameron" und Erzählungen aus dem heutigen China sein.

Jean-Paul Sartres neues Bühnenwerk „Nekrassow", eine scharfe politische Satire, wurde unter dem Titel „Nichts als die Wahrheit" von Ilja Ehrenburg und O. Sawitsch ins Russische übertragen. Die Erstaufführung des Stückes, das in Paris von der reaktionären Presse boykottiert wurde, aber mit großem Erfolg lief, wird an einer Moskauer Bühne vorbereitet.

Eine dreibändige Ausgabe von Schillers ausgewählten Werken ist kürzlich in Volkspolen erschienen. Die Ausgabe enthält zahlreiche Gedichte, die Briefe des Dichters, seine Dramen „Die Räuber", „Kabale und Liebe", „Don Carlos", „Wallenstein", „Die Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell" und das „Demetrius"-Fragment.

Eine Verwertungsgesellschaft für literarische Urheberrechte auf genossenschaftlicher Basis (GELU) wurde in Hamburg gegründet. Zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates wurde Walter von Molo gewählt.

Für eine Verbesserung der kulturellen Verbindungen zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik sprach sich der Verleger und Schriftsteller Dr. Kurt Port aus Eßlingen aus. Er erklärte einem Pressevertreter unter anderem:

„Der Gedanke des Kulturaustausches zwischen den beiden politisch zur Zeit getrennten Teilen Deutschlands ist heute für weiteste Kreise eine Selbstverständlichkeit. Das ist das Werk weniger, mutiger Männer, die in jahrelanger, Opfer nicht scheuender Arbeit nicht müde wurden, zu der Erkenntnis aufzurufen, daß beiderseits einer nichtigen Grenze Deutsche, deutscher Geist, deutsches Fühlen und deutsches Können wohnen. Dagegen steckt die Verwirklichung des Austauschgedankens noch in den Anfängen. Während das Theater die erste große Bresche geschlagen hat, und die wissenschaftliche und technische Literatur in umfassender Weise bereits ausgetauscht wird, ist es mit dem Austausch von Belletristik noch schlecht bestellt." Es müßten, fügte Dr. Port hinzu, alle Anstrengungen unternommen werden, um auch zu einem Austausch schöngeistiger Literatur zu gelangen, der den kulturellen Ansprüchen der Bevölkerung beider Teile Deutschlands entspricht.

Wir gratulieren

Mitarbeiter und Redakteure der NDL beglückwünschen ihren Kollegen Dr. Wilhelm Girnus zum 50. Geburtstag, den er am 27. Januar begeht.

Harald Hauser

Die Transparentitis

Die Transparentitis ist eine Krankheit. Eine echte, nicht eine vom Verfasser dieser Zeilen zwecks Verächtlichmachung derer erfundene, die von ihr befallen sind.

Versuchen wir sie zu diagnostizieren, um einen Weg der Heilung weisen zu können:

Ursprung des Transparents (des politischen Kampftransparents, von dem allein hier die Rede sein soll): Unter der Klassenherrschaft der kapitalistischen Menschenschinder und Menschenverheizer besitzt die ausgebeutete Klasse nur geringe (oft gar keine) Möglichkeiten, ihre Losungen, Vorschläge, Appelle, Forderungen und Ideen in gedruckter Form an große Massen heranzubringen. Die spärlichen Zeitungen und Druckschriften der revolutionären Klasse wurden unter unsäglichen Opfern im Kampf gegen den riesigen materiellen und ideologischen Machtapparat der Herrschenden geboren. Täglich müssen sie vor den Drohungen und den heimtückischen Schlägen des Feindes geschützt werden.

Unter solchen Bedingungen greift, seit einem Jahrhundert, die revolutionäre Arbeiterklasse zu dem Mittel des Kampftransparents. Es wird bei Umzügen, Demonstrationen und Massenkundgebungen mitgeführt und an den wenigen der Arbeiterklasse gehörenden Gebäuden angebracht. Es ist ein unentbehrlicher Mittler zu den Massen, zum Volk. Es ruft auf und entflammt wider die tausend Lügen, die das herrschende Geschmeiß täglich, stündlich in seinen Zeitungen, Schriften, Büchern, in seinen Schulen, von seinen Kathedern und Kanzeln, an den Leinwänden seiner Kinohäuser, auf den Brettern seiner Theater und von den Rednern seiner Parteien verbreiten läßt.

Diesem Kampf ist das Transparent so notwendig wie der Ernte die Sonne notwendig ist.

Hat die Arbeiterklasse einmal in einem Land oder in einem Teil eines Landes die Macht erobert, so ändert sich allmählich die Funktion des Transparents (wie die Funktion so vieler Maßnahmen und Erscheinungen). Im Anfang noch beachtlich – um schnell und eindringlich den Massen die wichtigsten Maßnahmen, Vorschläge und Forderungen der jungen Arbeiter- und Bauernmacht verständlich zu machen –, sinkt die Bedeutung des Transparents in dem Maße, wie die neue Macht von allen gesellschaftlichen und staatlichen Möglichkeiten, mit dem Volk auf tausend Wegen zu korrespondieren, Besitz ergreift.

Heute, da sich Zeitungen, Zeitschriften, Verlage, Theater, der Rundfunk, die Fernsehsender und das Filmwesen in der Hand des Volkes befinden, Schulen und Hochschulen ihm gehören, da in diesen Institutionen nicht mehr die Lüge des Klassenfeindes, sondern die Wahrheit der siegreichen Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten gesprochen, geschrieben, gezeigt und gelehrt wird, – heute ist das politische Kampftransparent weitgehend überflüssig geworden. Ich sage: weitgehend. Noch gibt es Anlässe, die das Transparent an bestimmter Stelle, zu bestimmter Zeit und zu bestimmtem Zweck rechtfertigen. Dann allerdings muß es weise, überzeugend, schlagkräftig und wirksam sein.

Und nun zur Krankheit.

Ihre Ursache: Die Krankheit Transparentitis, zu deren Ausrottung diese Zeilen ihr bescheiden Teil beitragen mögen, entstand in jener Periode, da sich die oben dargelegte Veränderung der Funktion des Transparents vollzog, ohne beachtet zu werden. Von der Transparentitis befallen sind alle diejenigen, die der Veränderung – die eine tatsächliche wesentliche Verminderung von Rolle und Bedeutung des Transparents mit sich bringt – nicht Rech-

nung trugen (sei es, weil sie es nicht vermochten; sei es, weil sie es nicht wollten).

Krankheitsprozeß: Die von der Krankheit Betroffenen schalten zunächst ihren Verstand aus, meist auch das Herz, und fast immer die Achtung vor ihrer Muttersprache sowie die Kenntnis der Regeln dieser Sprache (soweit vorhanden). Im Gefolge dieses ziemlich totalen Blackouts entleeren sie die von ihnen in seelenlosem tödlichem Kopiertrieb heruntergebeteten Worte, Begriffe und Sätze ihres eigentlichen, echten und wahren Inhalts. Wenn solchermaßen nur noch schale, fade Buchstaben übriggeblieben sind, von deren Aneinanderreihung feststeht, daß sie jede Möglichkeit einer inneren Beziehung des Lesers zu dem Buchstabensinn oder auch nur seines Verständnisses ausschließt, dann läßt der Befallene sein Transparent gegen die Umwelt los: Schöne Häuserfassaden, die dem Städtchen ein Gepräge gaben, langfließende, gleichfarbene Mauern, von denen eine Stimmung der Ruhe und des Gefestigtseins ausgehen mochte, erhabene Astverstrebungen in den leise erzitternden Kuppeln der Buchen und Eichen über den Alleen werden wollüstig mit dem Sputum der an Transparentitis Erkrankten beschossen. Und plötzlich klaffen grelle oder ausgewaschene Löcher oben, vorn, rechts und links in der Landschaft und machen ein Schlachtfeld aus ihr – ein Schlachtfeld aufdringlichen, häßlichen Geschreis.

Erscheinungsformen der Transparentitis:

„Kämpft im großen Weltfriedenslager gegen jede bewaffnete Aggression unter welchem Vorwand es sei." (Setzerei einer großen Tageszeitung in Berlin, 1951)

„Die Bewohner dieses Hauses haben sich verpflichtet, nicht mehr den Rias zu hören." (Prenzlau 1954 auf Putz über Haustüren)

„Mütter, laßt Eure Kinder leben." (Volkswahlausschuß 1954 im Haus des Nationalrates in Berlin und an vielen anderen Orten)

„Jeder Bauer ein Friedenskämpfer und Brandverhüter." (in Malchow an Häusern)

„Auch ohne Gott und Sonnenschein, bringen wir die Ernte ein!" (Ostrau in Sachsen)

„Den wichtigsten Beitrag zur Frage der Wiedervereinigung Deutschlands müssen die Deutschen in Genf selbst leisten." (Bahnsteig in Marienborn, zwei Monate nach der ersten Genfer Konferenz von 1955)

„Freundschaft zur Sowjetunion ist das Unterpfand für die Lösung der Lebensfrage der deutschen Nation" (Schwerin, Bezirksbehörde der Volkspolizei, Oktober 1955)

„Wir artikulieren nach sowjetischem Vorbild." (Gehörlosenschule Berlin, Wallstraße, 1954)

Seitenlang, bücherlang könnte diese beleidigende Liste fortgesetzt werden.

Analyse: In solchen Transparenten, durch solche Transparente wird alles entwertet: die einstmaligen Inhalte der Worte und Begriffe, die deutsche Sprache, die Ehrfurcht vor dem geschriebenen Wort, die Achtung vor dem Leser, die Achtung vor sich selbst.

In erster Linie verfallen der Transparentitis Menschen ohne Beziehung zu dem vermutbaren Inhalt dessen, was hier abgewertet wird: verantwortungslose, gleichgültige, überbeschäftigte, entseelte Multifunktionäre. Ferner bedienen sich der hier notierten Erscheinungsform der Transparentitis raffinierte Simulanten, die mit den Mitteln des Transparents ihre feindliche Tätigkeit gegen unsere Deutsche Demokratische Republik tarnen (manchmal recht lange und erfolgreich).

Therapeutischer Aspekt: Es sich nicht mehr gefallen lassen! Die Gesunden, die ja glücklicherweise in erdrückender Überzahl sind, können jeden Transparentitiker bei der ersten Feststellung seiner krankhaften Neigungen isolieren. Beharrt der Bazillenträger, wird er gar bösartig, so muß er außer Gefecht gesetzt werden. Schonungslos und endgültig. Es ist kein Zufall, daß nicht nur aus dem Straßenbild sowjetischer Städte, sondern längst auch aus dem der Städte Polens, der CSR

und anderer volksdemokratischer Länder die Transparente verschwunden sind. Tauchen sie auf, so nur zu bestimmten festlichen Anlässen, mit bestimmter, abgegrenzter Wirkung und für kurze Dauer.

Bei uns also ist es Zeit, zur Selbsthilfe zu greifen. Verantwortungsbewußtsein und nur ein ganz klein wenig Mut (weniger als mancher fürchtet und manch anderer wahrhaben möchte!) sind erforderlich, damit der Schrei nach dem Arzt, nach dem Chirurgen, der schneiden müßte, erst gar nicht zu ertönen braucht.

Zum Schluß, um Mißverständnisse wenn nicht auszuschließen, so doch einzuschränken: Als ich kürzlich durch Mecklenburg fuhr, begrüßten mich am Eingang eines Dorfes von der nackten grauen Mauer eines schmucklosen Hofes in großen ernsten Lettern, die unverziert und ohne Rahmenschnörkel den Blick des Ankommenden einfingen, folgende drei Worte:

„Deutschland will Frieden."

Alle Mitreisenden – unter ihnen ein westdeutscher Intellektueller – verstanden die Mahnung. Keiner fand diese schlichten drei Worte unpassend. Keinen verletzten sie. Im Gegenteil, jeder sann nach, und wäre es nur für kurze Sekunden gewesen, was ihm zu tun zufalle, damit Frieden sei. Frieden, den jeder will, den Deutschland will. Frieden, den Deutschland haben kann.

Auch damit echter Anruf, damit aufrührendes Mahnen wieder wirksam sei, muß die Krankheit Transparentitis ausgerottet werden.

Internationale Mickiewicz-Ehrung

Aus Anlaß des 100. Todestages von Adam Mickiewicz hat die Unesco, die Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur, einen Gedenkband zu Ehren des großen Dichters herausgebracht, von dem das Vorwort sagt, daß er „nicht nur Polen, sondern die gesamte Menschheit ehrt". Zu den Autoren des Bandes, der in französischer Sprache erschienen ist, zählen Schriftsteller und Literaturhistoriker aus verschiedenen Ländern, insbesondere solchen Ländern, die im Leben und im Werk von Mickiewicz eine besondere Rolle spielen oder in denen sein Einfluß besonders wirksam geworden ist.

Der Präsident des polnischen PEN-Klubs, Jan Parandowski, zeichnet ein Bild vom Leben und Schaffen des Dichters. Professor Jean Fabre von der Pariser Universität untersucht das Werk von Mickiewicz in seinen Zusammenhängen mit der europäischen Romantik. Von der Ausstrahlung des polnischen Dichters auf Rußland, Frankreich und Italien handeln Studien des Leningrader Universitätsprofessors Sergej Sowjetow, des Mitgliedes des „Institut de France" Maxime Leroy und des Professors Giovanni Maver von der Universität Rom. Der tschechoslowakische Literaturwissenschaftler Karel Krejci zeigt in einer Untersuchung, wie tief der Einfluß von Mickiewicz auf die west- und südslawischen Literaturen ist. Über das berühmteste Werk des Dichters, das Poem „Pan Tadeusz", schreibt das Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Juliusz Kleiner.

Auf diese Untersuchungen und Studien folgen in dem Gedankband breite Auszüge aus den wichtigsten Werken des Dichters, sowie zeitgenössische Äußerungen und Zeugnisse über ihn und zahlreiche bibliographische Angaben. Der Band ist zudem ausgezeichnet illustriert. Ohne Zweifel wird er in hervorragender Weise dem Ziel dienen, das die Herausgeber ihm in ihrem Vorwort stellen, nämlich „einem Leserkreis, den wir uns so umfassend wie möglich wünschen, den Weg zu einem sonst schwer zugänglichen Werk zu erleichtern". Damit wird er einem Wort von Victor Hugo von neuem Geltung verschaffen: „Von Mickiewicz sprechen, das heißt vom Schönen, Gerechten und Wahren sprechen."

Götz Gode

Verse zur Literaturdiskussion

Einst war es üblich bei unseren Bauern,
Wachsendes zwar zu düngen, zu pflegen,
nicht aber mit technischen Mitteln zu fördern.
Heute dagegen beweisen hohe Erträge
den Nutzen moderner Methoden.

Diese Erfolge veranlaßten einige Leute,
auch auf dem Gebiete der Dichtkunst
das Kunstdüng- und Kreuzdrillverfahren
mit allem Drum und Dran einzuführen.
Sie taten's. Und nun halten verlegene Verleger
freudlos die fragwürdigen Früchte feil.

Man sollte diesen Leuten,
die sich so weise gedünkt,
einen Titel verleihen, etwa:
„Verdienter Literagronom".

*

Kürzlich hat ein grübelnder Mitmensch
wortreich ein literartistisches Problem
von ungeheurer Wichtigkeit offenbart:
Mit peinlicher Sorgfalt meldete er
die Kennzeichen echter und unechter Kleinbürger
und wie diese differierenden Typen
im Leben und in der Literatur
beschaffen seien.

Seitdem quält mich ununterbrochen die Sorge,
ob nicht doch noch eine weitere Unterteilung
zwecks tieferen Eindringens in die Geheimnisse
der Anthropotypik vonnöten sei.

Sicherlich wird bald einer kommen
und von ihm beforschte Merkmale
mit gleichem Ernste offenbaren –
etwa die Merkmale der Kleinstbürger.

Man wird ihm dann danken müssen,
daß er nicht stattdessen
eine Novelle angefertigt hat.

Peter Lux

Eine „Bankrott erlittene" Übersetzung

Nein, die Überschrift ist kein Druckfehler. Sie ist eine Aufforderung, der Übersetzungsarbeit allgemeine und besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Wie bitte? „Allgemeine und besondere Aufmerksamkeit" sei eine etwas befremdliche Formulierung? Warum? Wenn man statt „Das Gesicht den Betrieben zu!" die Losung „Mit der Stirn zur Produktion!" prägen kann, warum sollte man dann nicht auch . . .?

Die Leute sind überhaupt zu kleinlich. Da verlangen sie dauernd, man solle die Sprache bereichern und beleben, aber wenn man neue Begriffe einführt, zum Beispiel „Rechtstuerei" statt „rechte Abweichung", dann lachen sie nur. Oder: Wie oft heißt es, es solle *bildhaft* geschrieben werden. Da gibt man sich also Mühe, spricht von „hungrigen Verpflegungsaktionen", von der „ausgelaugten Lage des Landes", aber Dank erntet man nicht.

Scherz beiseite. Die obigen Zitate sind besonders krasse Beispiele für die erschütternde Verantwortungslosigkeit, mit der zuweilen wichtige Bücher ausländischer Autoren „übersetzt" werden. Im vorliegenden Falle handelt es sich um das Werk des tschechoslowakischen Autors Vladimir Pachmann „Der Kampf des Marxismus-Leninismus gegen den Opportunismus in der Gewerkschaftsbewegung". Zunächst: wer ein solches Werk übersetzen will, der muß, außer mit den beiden in Frage kommenden Sprachen, selbstverständlich auch mit der Materie aufs beste vertraut sein. Wie es damit bestellt ist, zeigt der Umstand, daß in dieser Übersetzung – die bei Ablieferung des Manuskripts, vor jeglicher Kontrolle, honoriert wurde! – beispielsweise vom „mäßigen Hinüberwechseln in den Sozialismus" die Rede ist. Es gehört viel Phantasie dazu, um ohne Kenntnis des Originalmanuskripts zu erraten, daß hier das „friedliche Hineinwachsen in den Sozialismus" gemeint ist. Und was soll man dazu sagen, wenn man erfährt, daß in der Sowjetunion auf die Periode des Kriegskommunismus die „Neue politische Ökonomie" folgte?

Das sind nur einige besonders groß geratene Exemplare des Unkrauts, durch das der Originaltext fast völlig überwuchert und vielfach bis zur Groteske entstellt worden ist. Da wurden aus „ultralinken Tendenzen" „rechte Bestrebungen", eine halbe Million wird kühn zu einer Million verdoppelt, „Slawen" verwandeln sich in „Slowaken", Zitate werden in einem deutschähnlichen Kauderwelsch stehend-freihändig übersetzt, obwohl die autorisierten deutschen Texte vorliegen und jedermann zugänglich sind – kurz, es gibt kaum eine Zeile in diesem Manuskript, in der nicht eine Korrektur oder eine Aktion zur Rettung des vom Autor gemeinten Sinnes erforderlich war. Dazu ist das Ganze in einem Deutsch abgefaßt, in dem beispielsweise Gewerkschaftsführer, die Bankrott erlitten haben, als „Bankrott erlittene Gewerkschaftsführer" erscheinen.

Der betroffene Verlag ahnte zwar nichts Böses, ließ aber zum Glück dennoch das Manuskript überprüfen, und so blieb der Leser verschont. Aber kann man unsere Verlage und die große Zahl derjenigen Übersetzer, die sich bei ihrer Arbeit wirklich Mühe geben, nicht davor sichern, daß Zeit, Geld und Vertrauen so verschleudert werden wie in diesem Fall?

Das Lofför

Als ich ein Kind war und zum erstenmal in der Zeitung das Wort „Lauffeuer" las, habe ich es „Lofför" ausgesprochen, weil ich kurz vorher gelernt hatte, daß „Chauffeur" ein Fremdwort sei und „Schoffór" ausgesprochen werden müsse.

„Vater, was ist denn ein Lofför?" fragte ich.

„Es heißt *Lauffeuer*", sagte mein Vater. „Und ein Lauffeuer ist die Geschwindigkeit, mit der sich grundsätzlich jedes Gerücht, jede Nachricht zu verbreiten pflegt. So steht es wenigstens in allen Geschichten und Berichten."

„Stimmt!" bestätigte ich freudig. „Hier steht es ja: Wie ein Lofför verbreitete sich die Schreckenskunde ... Vater, hast du schon ein Lofför gesehen?"

„Ich habe noch niemals ein Lauffeuer gesehen", schloß mein Vater streng die Belehrung.

Seitdem sind Jahrzehnte vergangen. Aber noch immer wütet das Lauffeuer in Geschichten und Berichten. Schriftsteller und Reporter, die ich dieserhalb interviewte, bekannten verlegen lächelnd, daß auch sie noch niemals ein Lauffeuer gesehen hätten. Die Feuerwehr, die ich befragte, bezeichnete das Lauffeuer als etwas sehr Seltenes und Unwahrscheinliches.

Aber trotzdem lodert das Lauffeuer lustig weiter.

Darum möchte ich doch auf meinen kindlichen Vorschlag zugunsten der klangvolleren Sprechweise „Lofför" zurückgreifen. Wie ein Lofför wird sich diese Neuerung verbreiten ... Das klingt apart und geheimnisvoll, und man kann sich wenigstens etwas dabei denken.

Willy Frank

„Hammer und Feder" und die Leser

Liebe NDL!

Sie wiesen vor einiger Zeit auf den Sammelband „Hammer und Feder" hin, in dem 38 unserer bekannten Gegenwartsautoren über ein für ihr Leben entscheidendes revolutionäres Erlebnis berichten und darüber, wie sie Schriftsteller wurden.

Wie sehr ein solches Buch erwartet und wie sehr das Erscheinen begrüßt wurde bezeugt wohl unter anderem die Tatsache, daß der Buchhändler, bei dem ich es erwarb, in wenigen Tagen 100 Exemplare verkaufte. Die genannte Buchhandlung ist nicht groß und liegt überdies in einer stillen, abgelegenen Gegend.

Ich selbst habe dieses Buch mit großem Interesse und mit noch größerem Nutzen gelesen und möchte den Initiatoren, insbesondere Nationalpreisträger Hans Marchwitza, auf dessen Anregung das Werk entstand, herzlichen Dank sagen.

Gleichzeitig aber möchte ich die Bitte aussprechen, diesem Sammelband recht bald einen weiteren, ergänzenden folgen zu lassen. Noch allzu viele unserer bedeutenden Autoren, über deren Weg und Wirken zu erfahren wertvoll ist, fehlen in diesem ersten Band: Stefan Heym, Bodo Uhse, Anna Seghers, Alfred Kantorowicz und Inge von Wangenheim, Theo Harych, Kuba und Erwin Strittmatter, um nur einige zu nennen. Auch von den Jüngeren (den Schriftstellern jüngeren Alters) zu erfahren, wäre doch auch von Interesse, zum Beispiel von Erich Loest und H. M. Rauchfuß, von Paul Wiens und Gotthold Gloger.

Ich bin sicher, daß mein Wunsch zugleich der vieler Freunde unserer neuen deutschen Literatur ist.

Waltraut Borchers

In der „Berliner Zeitung" las ich kürzlich eine Kritik über das sehr wertvolle, aufschlußreiche Buch „Hammer und Feder."

Die Kritik fand im großen und ganzen meinen Beifall, ein Satz aber rief meinen Protest hervor: „Für unwirksam und eines Schriftstellers nicht würdig halte ich einen solchen Aufsatz, wie ihn Peter Nell schrieb ..." Ich bin nach dem Lesen des Artikels an mein Bücherbord getreten, habe das Buch „Hammer und Feder" herausgenommen und den Beitrag Peter Nells noch einmal gelesen. Hat sich der Kritiker wohl überlegt, was das bedeutet: „eines Schriftstellers nicht würdig"? Ein solcher Vorwurf ist kränkend und verletzend, wenn er nicht belegt wird. Im vorliegenden Fall ist er weder belegt noch vor allem belegbar. *Fritz Meichner*

Ein goldgeldgelber Pegasus

In Westdeutschland bringt Herr Hans Willibald Backer seit kurzem im Eigenverlag eine neue „literarische Zeitschrift" heraus. Sein „Pegasus" ist im Umfang ein bißchen schmächtig (knapp dreißig Seiten), in der Aufmachung optimistisch goldgelb, im Inhalt „vielversprechend". Recht seriös beginnt die Nummer 1 mit dem bekannten, aber immer wieder lesenswerten Aufsatz von Mark Twain „Allgemeine Antwort an Schriftsteller oder solche, die es werden wollen". Als nächstes wird von Gottfried Benn nachgedruckt, was er am Zürcher Rundfunk über den „schöpferischen Menschen heute" zu sagen geruhte. Der weitere Inhalt des Heftes ist dann dem Verdienen gewidmet, der Jagd nach dem Gelde mittels der Schriftstellerei.

Wie verdient wird, *womit* und *wodurch*, ist offenbar völlig egal; wichtig ist nur, *daß* verdient wird. Da sagt zum Beispiel die Schriftstellerin Mrs. Ruby M. Ayres, die „englische Courths-Mahler", unverblümt: „Ich schreibe nie, damit ich zufrieden bin; ich schreibe nur für Geld." (Die Dame hat nach diesem Prinzip an die 150 Romane verfertigt.) Carl Zuckmayer verrät: „Es lohnt sich, für den Film zu schreiben", und weiter: „Kommt es einem Autor nur darauf an, seinen Stoff zu ‚verkaufen', so kann er sich auf den Standpunkt Hemingways stellen, der einmal gesagt hat: ‚Wenn man das Geld nimmt, muß man den Mund halten, denn dafür wird man bezahlt.'" Eine wahrhaft klassische Definition des Schriftstellers, der mit seiner Feder nichts anderes erreichen will als Geld, auch Schweigegeld, wenn er's kriegen kann.

In unserm goldgelben Pegasus gehen dann die Ratschläge, wie Geld zu verdienen ist, munter weiter. In einem Beitrag „Wie schreibt man Schlagertexte?" meint der „Pegasus" höchstpersönlich: „Ich müßte auch mal einen Schlager schreiben, der mir ein paar tausend Mark einbringt." Und dann wird einer zitiert, der es versteht: „400 000 Mark für ein Buch." Der glückliche Großverdiener ist niemand anders als Winston Churchill: wir erfahren, daß er für jedes von ihm niedergeschriebene Wort eine Mark erhält – sein Buch zählt genau 400 000 Worte, und dafür bezog er ein Honorar von 100 000 Dollar. Ja, das ist ein Schlagerdichter, der versteht sein Metier! Übertroffen worden ist er nur von einem seiner Landsleute – nicht von Shakespeare, nein: von Edgar Wallace; der nämlich hat, wie der „Pegasus" lüstern mitteilt, allein für seinen „Hexer" 1 Million 237 890 Mark erhalten. Bitte, auf die Mark genau.

Tja, fragt dann der „Pegasus" in seinem „Querschnitt", einer etwas mager geratenen Rubrik, welches ist eigentlich das „Geheimnis des Bucherfolges?" Und er lüftet es, das Geheimnis nämlich: „zeitlos" muß man schreiben. Als Beispiele von Zeitlosigkeit nennt er: „Schloß Hubertus" von Ganghofer, „Opfergang" von Binding, den „Cornet" von Rilke und „Anilin" von Schenzinger.

Am gründlichsten läßt der „Pegasus" im Inseratenteil in sein Inneres schauen. Das ist bei Geldmachern immer so: wo das Geschäft beginnt, da wird es ernst, da hört das plätschernde Geplauder auf. Wir wollen hier nur zwei der Inserate wiedergeben, sie sprechen für viele und sie „sprechen Bände" – hier ist der Ausdruck wohl angebracht. Man lese und genieße:

> Kleine Frau allein an Bord. Roman etwa im Stile e. Vicki Baum, Charlotte Kaufmann o. Maria Kirchhoff geschr. wird v. jg. Autorin interess. Verlegern vorgel. Zuschr. Ro 1 PEGASUS.

Das zweite Inserat ist ebenso lächerlich und obendrein auch noch bodenlos unverschämt. Hier ist es:

> Einer der bekanntest. Auslandskorresp. u. Schriftst. der i. Paris

lebt u. deutsch schreibt, sucht Verleger für seine PARISER BILDER (Genre E. E. Kisch), spannende Tatsachenberichte, Kriminalfälle etc. Zuschr. unt. AV 02 a. PEGASUS.

„Im Stile einer Vicki Baum" oder auch „Genre E. E. Kisch" – dieser „Pegasus" macht wirklich eigenartige Sprünge!

Wi.

Anonymer Roman

Über eine halbe Seite geht in einer der verbreitetsten westdeutschen Tageszeitungen ein Inserat, in dem ausnahmsweise einmal weder für Filterzigaretten noch für eine Margarinemarke, noch für die Wirtschaftspolitik des Bundesministers Erhard geworben wird. So wenig glaubhaft es klingen mag: das Inserat wirbt für ein Buch, einen Roman, „einen der besten Romane des Jahres", wie in fetten Blockbuchstaben zu lesen ist. Die Inserenten nennen den Titel des Meisterwerkes: „Der Himmel blieb die Antwort schuldig!" und den der Wochenillustrierten, die es in Fortsetzungen veröffentlicht: „Hören und Sehen." Was sie allerdings zu nennen vergessen, ist der Name des Autors. Vermutlich dachten sie, wenn der Himmel eine Antwort schuldig bleiben dürfe, so könnten auch sie dem pp. Publikum getrost dieses unbedeutende Detail schuldig bleiben.

SOS aus Kopenhagen

Auch ein Mann wie Friedrich Sieburg kann nicht ständig nur seine Zeitgenossen darüber aufklären, welche „Lust am Untergang" sie eigentlich empfinden müßten. Zwischendurch tut eine kleine Pause gut, ein wenig Erholung ist angebracht. Zu diesem Zwecke reiste Herr Sieburg kürzlich nach Kopenhagen. Aber mit der Erholung allein hat er sich leider nicht begnügt. Lustvoll konstatierte er auch in Kopenhagen einen neuen Untergang. Diesmal ist es die dänische Literatur, die untergegangen ist: „Die geistige Verbindung mit Deutschland wurde mit hastigem Eifer gelöst, der literarische Niedergang Dänemarks begann."

Herr Sieburg ist sicherlich überzeugt, daß allein schon sein kurzer Besuch in Kopenhagen der dänischen Literatur einen neuen Auftrieb gegeben habe. Wir teilen diese Meinung keineswegs. Nicht am dänischen Volk hat es gelegen, daß die geistige Verbindung zu Deutschland in der jüngsten Vergangenheit sehr locker geworden ist: mit Hinrichtungskommandos der SS ließen sich wahrlich keine schöngeistigen Gespräche führen. Und seitdem? Es scheint uns mehr als zweifelhaft, daß ausgerechnet Herr Sieburg geeignet sei, die geistige Verbindung zu Dänemark wiederherzustellen. Die „Lust am Untergang" ist kein Rezept für Völkerfreundschaft.

Der Mops

Ein Klugschnacker, der in der Hamburger „Welt" mit den Initialen „egw" zeichnet, hat Majakowski „entdeckt". Er reagiert darauf wie jener Mops, der den Mond entdeckte: er bellt ihn an. Fassungslos vermerkt er, daß Majakowski – oder vielmehr sein Übersetzer – „Rubrik" auf „Republik" und „käsig" auf „ermäßigt" reimt. Und dann fordert er die Mit-Welt auf, in seine überlegene Verachtung solchen Dilettantentums einzustimmen: Will dieser . . . wie heißt er gleich: dieser Majakowski . . . dergleichen etwa als Reime ausgeben?

Nein, Kollege Gralshüter der Reinheit des Reims, das will er nicht. Man muß schon ein so heilloser Ignorant sein wie Sie und Ihresgleichen, um noch nie etwas von Assonanzen gehört zu haben – die ja auch in der deutschen Lyrik nicht selten zu finden sind, zum Beispiel bei Heinrich Heine. Im Russischen bilden sie eine feste Tradition, die Majakowski zu außerordentlichem Ausdrucksreichtum entwickelt hat. Es ist klar, daß der Übersetzer für

dieses spezifische Kunstmittel Äquivalente suchen mußte.

Selbst auf die Gefahr hin, daß in Hamburg ein Mops bellt. *-sch*

Von Schiller oder von Goethe?

„Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen; aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr." Dieses Goethesche Epigramm fanden unsere Leser auf Seite 163 unseres Dezemberheftes, und sicher hätte jeder ohne lange Überlegung so manchen Fuß zu nennen gewußt, auf den der Schuh gut paßt.

Ähnliche Überlegungen mögen unsere Freunde von der Zeitschrift „Aufbau" veranlaßt haben, etwa zur gleichen Zeit das gleiche, offenbar sehr zeitgemäße Epigramm zu zitieren. Allerdings schreiben sie es nicht Goethe zu, sondern Schiller. Damit stürzen sie alle Freunde der NDL, die auch Freunde des „Aufbau" sind, in einen peinigenden Zweifel: Wem soll man glauben?

Nun, wir raten, uns zu glauben. Die Xenien des Musenalmanachs für das Jahr 1797 sind bekanntlich ein Gemeinschaftswerk Schillers und Goethes. In den „Gesprächen mit Eckermann" heißt es über die Frage der Verfasserschaft der einzelnen Xenien: „Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel die mindeste Wichtigkeit legen wollte." Und ein anderes Mal: „Oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den anderen. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein!" Eines der Xenien nimmt sogar spöttisch den Streit der Schriftgelehrten über die Verfasserschaft vorweg: „Wem diese Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich erraten. Sondert, wenn ihr nur könnt, o Chorizonten *, auch hier!"

Trotzdem hat sich natürlich die Literaturwissenschaft bemüht, den Anteil Schillers und den Goethes mit möglichster Sicherheit zu bestimmen. Eine erste Handhabe hierzu boten Notizen, die Schillers Frau in ihr persönliches Exemplar des Musenalmanachs eingetragen hatte. 225 Xenien konnten auf diese Weise einwandfrei dem einen oder dem andern zugeschrieben werden. Weitere 63 sind von Schiller ausdrücklich als von ihm stammend bezeichnet worden, eines hat Goethe anerkannt. Es verbleiben also nur 125 Xenien, deren Autor zweifelhaft ist, obwohl auch von diesen etwa die Hälfte auf Grund verschiedener Indizien, Vergleichen mit der Korrespondenz usw. mit größter Wahrscheinlichkeit situiert worden ist.

Das achtundvierzigste Xenion nun, das den Titel „An Schwätzer und Schmierer" trägt, gehört zu den Stücken, von denen mit Sicherheit anzunehmen ist, daß Goethe sie geschrieben hat. Karl Hoffmeister, der 1840 die „Nachlese zu Schillers Werken nebst Variantensammlung" herausgab, bezeichnet es mit dem Buchstaben „G", zum Unterschied von anderen, die mit „Sch" bezeichnet sind, und von wieder anderen, die keinerlei Vermerk tragen, weil die Verfasserschaft nicht geklärt ist.

Diese kleine Rechthaberei soll uns indessen nicht hindern, denjenigen unserer Leser, die aus irgendeinem Grunde versäumt haben sollten, es zu kaufen, das November/Dezember-Heft des „Aufbau" aufs wärmste zu empfehlen. Es ist außerordentlich interessant, vielfältig, mit großer Sorgfalt zusammengestellt und besonders im Hinblick auf den IV. Deutschen Schriftstellerkongreß sehr ergiebig.

H. K.

Drei Vorschläge

Die Sektion Lyrik und die Sektion Kritik und Essay des Berliner Schriftstellerverbandes hatten zu einem ihrer regelmäßigen Diskussionsabende den Dichter Johannes R. Becher zu einer Aussprache über seine Bücher „Verteidigung der Poe-

* Chorizonten: Aussonderer, Sonderer

sie", „Poetische Konfession" und „Macht der Poesie" eingeladen. Nach einer kritischen Würdigung dieser Bücher durch Eduard Zack ging die Diskussion auf grundsätzliche literaturästhetische Probleme über. Die Ausführungen, die Johannes R. Becher im Verlauf der Diskussion machte, mündeten in drei konkrete Vorschläge ein, die hervorgehoben und energisch unterstützt zu werden verdienen:

1. Es möge sich ein Gremium zusammenfinden, das eine Geschichte des Bundes Proletarischer Schriftsteller und seines Wirkens in der Vor-Hitlerzeit schreibt;

2. Es solle (nach dem Schriftstellerkongreß) eine Konferenz einberufen werden, die speziell den Fragen der Poetik gewidmet ist;

3. Ein Tag im Jahr solle zum „Tag der Dichtung" proklamiert werden.

Wir legen diese Vorschläge allen in Betracht kommenden Stellen (darunter auch dem Ministerium für Kultur) warm ans Herz.

Wie sieht mein Autor aus?

Liebe NDL,

Es gab eine Zeit, da pflegten die Verlage auf der Innenklappe des Schutzumschlags ihrer Bücher das Foto des Verfassers zu veröffentlichen. Noch früher erschien sogar oft ein ganzseitiges Bild auf der Vorderseite des Schutzumschlags. So wußte man doch, wie die Frau oder der Mann aussahen, mit deren Gedanken oder Meinungen man sich beim Lesen befaßte. Es entstand ein Kontakt, man hatte eine Vorstellung von dem Menschen, das Lesen wurde persönlicher.

Wenn heute gelegentlich die Porträts von Autoren in Zeitschriften oder Zeitungen erscheinen, dann heißt es wohl oft: „Ach, so sieht er aus!" und der Leser freut sich, daß er den Autor nun sozusagen kennt. Vielleicht wird man sagen, das Werk allein solle wirken. Ich glaube aber, das ist nicht ganz richtig.

F. Meyer-Scharffenberg

O diese Sprache!

Bumerang

Liebe NDL,

In Ihrem Glossenteil „O diese Sprache!" pflegen Sie Sprachverderber an den Pranger zu stellen – so auch in Heft 11/1955. Aber in dem gleichen Heft drucken Sie auf Seite 161 einen Beitrag, der mehrere Fehler enthält. Ich meine den Bericht über die Eröffnung des Instituts für Literatur in Leipzig, als dessen Verfasser G. D. zeichnet. Es heißt da im zweiten Satz: „Der Festakt mit Musik und Rezitationen, die warmherzigen Ansprachen von Alexander Abusch und Paul Wandel, die klugen Ausführungen Alfred Kurellas, der das Institut leiten wird, die teils gehobenfeierliche, teils begierig-interessierte Stimmung der dreißig Schüler, die fröhliche Inbesitznahme der (an sich häßlichen) Räume, die dem Institut von der Stadt Leipzig zur Verfügung gestellt wurden – das alles ist als Ausdruck des Bewußtseins, mit dem die Arbeit des Institutes beginnen wird, erfreulich." Wie man sieht, ist da ein Bandwurmsatz zustande gekommen, der gar nicht erfreut. Der Satz hat kein Gleichgewicht: auf der einen Seite sind da der Festakt und die Reden und die Schüler und die an sich häßlichen Räume, die dem Institut von der Stadt Leipzig zur Verfügung gestellt wurden (dabei werden noch durch die Adjektive „warmherzig", „klug", „teils gehobenfeierlich, teils begierig-interessiert" usw. Glanzlichter aufgesetzt und Zensuren erteilt), auf der anderen Seite ist das alles „erfreulich". Und zwar ist es erfreulich „als Ausdruck des Bewußtseins, mit dem die Arbeit des Institutes begonnen wird". Nicht etwa war die Musik als solche, waren die Gedichte, die Reden und die ganze Stimmung an sich erfreulich. In dem ganzen langen Satz steht kein einziges Verbum, mit dem eine wirkliche Tätigkeit

berichtet ist. Da musizieren sie nicht zuerst, da sprechen nicht Abusch und Wandel und erläutert Kurella, was man vorhat, sondern es „wird begonnen", es „wurde zur Verfügung gestellt" ... Es ist also auch keine Zeit in dem Satze.

Im nächsten Absatz heißt es: „Der erste Lehrgang wird nur ein Jahr dauern, er ist so etwas wie ein ‚Versuchsballon', an ihm wird die Praxis der späteren Zwei- oder Dreijahreslehrgänge ausprobiert werden." Nun: an einem Versuchsballon läßt sich nichts ausprobieren, sondern mit Hilfe eines Versuchsballons kann man etwas erforschen oder feststellen, aus dem man Schlüsse ziehen will. Und auch eine Praxis kann man nicht ausprobieren, sondern allenfalls ein neues Verfahren oder neue Praktiken. Überdies ist der Kursus kein Versuchsballon (denn diese platzen in der Regel), sondern ein erster Versuch, ein Tastversuch, ein Gang in Neuland, der Vergleich „Versuchsballon" ist ein Mißgriff. Ferner wäre es besser, G. D. hätte den zitierten Satz in drei Hauptsätze aufgeteilt. So bekäme jede Einzelaussage größeres Gewicht und stärkere Wirkung.

Christian Grunert

Das ist ein Irrtum

Aus einer Besprechung des westdeutschen Films „Himmel ohne Sterne" in der „Berliner Zeitung":

„Käutner hat, wie er sagt, einen politischen, aber ‚überparteilichen' Film gedreht. Das ist ein Irrtum."

Was ist ein Irrtum? Etwa die Mitteilung, die der Artikelschreiber uns macht, Käutner habe einen politischen, aber „überparteilichen" Film gedreht? Warum macht er sie uns dann erst?

Vielleicht meint er allerdings etwas anderes, nämlich: „Es war ein Irrtum von Käutner, einen politischen, aber ‚überparteilichen' Film zu drehen." In diesem Falle hätte es jedoch nicht heißen dürfen: „Das *ist* ein Irrtum", sondern: „Das *war* ein Irrtum." Und der Satz, so verstanden, ergibt im Zusammenhang des Artikels keinen Sinn. Aus dem Zusammenhang geht vielmehr hervor, daß der Artikelschreiber sagen wollte, Käutner irre sich, wenn er glaube, einen politischen, dennoch aber „überparteilichen" Film gedreht zu haben. Aha! Wenn das gemeint war, so hätte es sich auch sauber formulieren lassen. So nämlich: „Käutner sagte, er habe einen politischen, aber ‚überparteilichen' Film gedreht. Das ist ein Irrtum." Das nämlich, was Käutner sagt, ist ein Irrtum.

So herum wird endlich ein Schuh draus.

Die melkende Kuh

Unsere Leserin Frau H. L. schreibt uns:

„‚Hebt die Tätigkeit des Rindviehs auf eine höhere Ebene!' Daß eine solche Forderung nicht irreal ist, beweist hk in Heft 10/1955 der NDL auf Seite 6: Es ist ihm dort gelungen, eine *melkende* Kuh zu züchten. Allerdings ist nicht ersichtlich, ob es sich hier um ein Selbstmelk-Verfahren handelt oder ob besagte Kuh ihre Tätigkeit an Kuh-Kolleginnen ausübt.

Mir waren bisher folgende Kuh-Betätigungen – in Partizipialform – bekannt: wiederkäuende, grasende, muhende, brüllende, verdauende etc. etc. Kühe.

Es wäre wünschenswert, daß die dem sogenannten ‚Volksmund' entstammende ‚melkende' Kuh bald eine sterbende, besser noch: gestorbene Kuh würde."

Uns will nicht recht einleuchten, warum das wünschenswert sein sollte. Erstens haben wir allen Anlaß, unsere Sprache aus dem Reservoir des Volksmundes – ohne Anführungszeichen – so oft wie nur möglich zu bereichern. Zweitens ist es gar nicht der Volksmund – ohne oder auch mit Anführungszeichen –, der den Ausdruck „melkende Kuh" geprägt hat. Sämtliche Wörterbücher, die wir konsultiert haben, verzeichnen vielmehr für „melken" die Wortbedeutung „Milch geben" neben der Hauptbedeutung als durchaus gängig und korrekt und belegen sie mit älteren und neuen Beispielen aus der Literatur.

Ehrenkränkungen

Aus einem Zeitungsartikel über die Enthüllungen des früheren französischen Agenten Schmeisser, der den westdeutschen Bundeskanzler des Landesverrats beschuldigt:

„Ich glaube, man kann sich jedes Wort darüber sparen, daß die Behauptung Schmeis-

sers für jeden anständigen Menschen eine unerträgliche Ehrenkränkung bedeutet."

Wie denn? Schmeissers Behauptung, daß *Adenauer* ihm Agentendienste geleistet habe, soll *für jeden anständigen Menschen* eine Ehrenkränkung sein? Schmeisser hätte, als er seine Behauptung aufstellte, alle anständigen Menschen in ihrer Ehre gekränkt? Ein absurder Gedanke. Man darf wohl annehmen, daß der Autor etwas ganz anderes meinte, nämlich: „Es ist klar, daß eine solche Behauptung für jeden anständigen Menschen, *gegen den sie erhoben worden wäre*, eine unerträgliche Ehrenkränkung bedeutet *hätte*."

Schwarz eingerahmt

Sein neuestes Buch

Die Szene spielt in Leopolds Universitätsbuchhandlung in Rostock.

„Bitte, Sie wünschen?" fragt der Verkäufer einen eintretenden Kunden.

„Das ‚Buch von der deutschen Poeterey' von Opitz."

Darauf der Verkäufer (kein Lehrling, sondern ein älterer Kollege): „Damit kann ich leider nicht dienen. Aber wir haben einen anderen Titel von Opitz, sein neuestes Buch . . . Hier bitte, ‚Mein General' . . ." *J. M.*

Zu unseren Beiträgen

Die unter dem Titel „Glückwunsch für Wilhelm Pieck" vereinigten Arbeiten zum 80. Geburtstag unseres Präsidenten entnahmen wir mit freundlicher Zustimmung des Aufbau-Verlages der Festgabe „Wilhelm Pieck – Schriftsteller und Künstler zu seinem 80. Geburtstag", die das Ministerium für Kultur am 3. Januar herausgibt.

Für die Kurzerzählung „Das Eiserne Kreuz" erhielt Heiner Müller im Literatur-Preisausschreiben der Hallenser „Freiheit" und des Mitteldeutschen Verlages den ersten Preis.

Erwin Strittmatter überließ uns aus seinem noch nicht abgeschlossenen neuen Roman die Anfangskapitel. Es wird unsere Leser zweifellos interessieren, sie der Analyse von Strittmatters Sprachstil gegenüberzustellen, die Günter Ebert anhand eines Kapitels aus „Tinko" vorgenommen hat.

„Über den Umgang mit Knigge" ist eines der Kapitel eines Werkes von Paul Reimann, das der Dietz Verlag in Kürze herausbringt.

Götz Gode stammt aus dem Rheinland. Er veröffentlichte 1954 „Unruhe am Drachenfels (krause Mitteilungen eines zuweilen ernsthaften Wanderers)".

In dem Diskussionsartikel von Annemarie Auer „Haben wir eine Literaturtheorie?" (NDL, Heft 12/1955) haben sich zwei sinnstörende Druckfehler eingeschlichen, die zu berichtigen wir unsere Leser bitten: auf Seite 116 ist in der 12. Zeile des 2. Absatzes das Wort „vorbehalt*los*" durch „vorbehalt*voll*" zu ersetzen, auf Seite 119 in der 3. Zeile von unten das Wort „deren" durch „dessen".

Belletristik

Bert Brennecke: Zwischen Gestern und Morgen, Eine historisch-biographische Erzählung über Hansjacob Christoph von Grimmelshausen, Rütten &Loening, 160 S., mit zahlreichen zeitgenössischen Illustrationen, DM 1,95

Ernst Finster: Die Wälder leben, Ein historischer Roman, Verlag Sport und Technik, etwa 380 S., mit einer Abbildung von Heinz Schneider,
Halbleinen etwa DM 4,60
Leinen etwa DM 5,30

Leonhard Frank: Mathilde, Roman, Aufbau-Verlag, etwa 380 S., DM 8,70

Johann Wolfgang von Goethe: Historia von D. Johann Fausten; Urfaust; Faust. Der Tragödie erster Teil; Faust, Der Tragödie zweiter Teil; Goethe über seinen Faust, Verlag der Nation, zusammen 1168 S., mit Illustrationen und Titelvignetten von Max Schwimmer, (Kleine Bibliothek-Kassette V.), 5 Bände, zusammen in Kassette DM 11,80

Otto Horn: Das Wiener Probejahr, Mitteldeutscher Verlag, 260 S., DM 3,50

Wolfgang Joho: Wandlungen, Fünf Erzählungen, Aufbau-Verlag, etwa 160 S., etwa DM 5,20

Franz Kain: Romeo und Julia an der Bernauer Straße, Erzählungen, Aufbau-Verlag, etwa 96 S., etwa DM 3,60

Haldor Laxness: Atomstation, Roman. Aus dem Isländischen von Ernst Harthern, Aufbau-Verlag, etwa 224 S., etwa DM 6,–

Alfred Matusche: Die Dorfstraße, Henschelverlag, 72 S., mit 4 Abbildungen auf Tafeln, etwa DM 4,–

Conrad Ferdinand Meyer: Jürg Jenatsch, Eine Bündnergeschichte, Nachwort von Hans Mayer, (Romane der Weltliteratur), Aufbau-Verlag, etwa 272 S., DM 6,90

Jan Rheinsperger: Die letzte Nacht, Mitteldeutscher Verlag, etwa 170 S., DM 3,60

J. C. Schwarz: Sie blieb nicht allein, Mitteldeutscher Verlag, 378 S., DM 6,–

Erich Weinert: Rufe in die Nacht, Gedichte aus der Fremde 1933 bis 1943, (Gesammelte Werke in Einzelausgaben), Verlag Volk und Welt, etwa 336 S., etwa DM 7,40

Franz Werfel: Die vierzig Tage des Musa Dagh, Roman, Aufbau-Verlag, etwa 776 S., DM 12,–

Jean de La Fontaine: Fabeln. Aus dem Französischen von Martin Remané, Aufbau-Verlag, 224 S., mit 36 farbigen Abbildungen und zahlreichen Vignetten von Jean Effel, DM 19,50

Eugène Le Roy: Jakob der Rebell, Roman, Nachwort von Alfred Antkowiak. Aus dem Französischen von Albert Weimar, (Romane der Weltliteratur), Aufbau-Verlag, etwa 288 S., etwa DM 7,50

Adam Mickiewicz: Pan Tadeusz oder Der letzte Einritt in Litauen, Versepos in zwölf Büchern. Aus dem Polnischen von Walter Panitz, Aufbau-Verlag, etwa 624 S., mit 16 Abbildungen auf Tafeln von Elviro Andriolli, etwa DM 18,90

Sprach- und Literaturwissenschaft

Theodor Frings: Zur Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache, (Sonderabdruck aus „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur", Bd. 76, H. 3), VEB Max Niemeyer Verlag, etwa 145 S., etwa DM 3,–

Theodor Frings: Sprache und Geschichte, (Mitteldeutsche Studien, Bd. 16), VEB Max Niemeyer Verlag, etwa 110 S., mit 37 Tafeln, etwa DM 8,50

Gustav Kirchner: Englische Anthologie, VEB Max Niemeyer Verlag, etwa 320 S., etwa DM 15,–

Emil Utitz: Egon Erwin Kisch, der klassische Journalist, Aufbau-Verlag, etwa 208 S., mit 16 Abbildungen auf Tafeln, etwa DM 8,40

F. C. Weiskopf: Verteidigung der deutschen Sprache, Aufbau-Verlag, etwa 152 S., etwa DM 4,50

Anthologie Wilhelm Pieck, Schriftsteller und Künstler zu seinem 80. Geburtstag. Herausgegeben vom Ministerium für Kultur, Geleitwort von Johannes R. Becher, Redaktion und Zusammenstellung: Günter Caspar, Aufbau-Verlag, etwa 364 S., mit 5 Abbildungen. 12 Faksimiles und 14 Seiten Noten, etwa DM 4,50

Jaroslav Prusek: Die Literatur des befreiten China und ihre Volkstraditionen. Mit deutschem und chinesischem Namens- und Sachregister. Aus dem Tschechischen von Pavel Eisner und Wilhelm Gampert, Artia, Prag, 739 S., mit 9 Abbildungen auf Tafeln, DM 18,50

Philosophie

Arthur Schopenhauer, Von Rudolf Haym, Karl Kautsky, Franz Mehring, Georg Lukács. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Harich, (Philosophische Bücherei, Band 7), Aufbau-Verlag, etwa 268 S., etwa DM 6,60

Jugendliteratur

Johann Wolfgang Goethe: Der Zauberlehrling, Nasza Ksiegarnia, Warszawa, 28 S., DM 3,80

Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen, Aufbau-Verlag, 832 S., DM 12,–

Hiltrud Lind: Marianne hat einen Vogel, Der Kinderbuchverlag, etwa 144 S., mit Textillustrationen von Ingeborg Friebel, etwa DM 4,–

Conrad Vollmer. Mein Urweltzoo, Jugendbuchverlag Ernst Wunderlich, 176 S., mit 12 farbigen Tafeln und 70 Illustrationen von Lieselotte Finke-Poser, etwa DM 5,80

M. Iljin und E. Segal: Was dich umgibt, Aus dem Russischen von Walter Lange, Der Kinderbuchverlag, etwa 160 S., mit Textillustrationen von Heinz-Karl Bogdanski, etwa DM 4,80

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Über die Voraussetzungen der künstlerischen Meisterschaft, von Helmut Schlemm, „Einheit" H. 11. 55/S. 1109

Johannes R. Becher und die Probleme des sozialistischen Realismus, von Nelli Ratschinskaja, „Sowjetliteratur" H. 11. 55/S. 193

Über die Gegenwart im Roman, von Arnold Zweig, ND 6. 11. 55

Das Gedicht bei Schiller, von Claus Hammel, ND 10. 11. 55/S. 4

Fragen der Dramatik in der Ästhetik Belinskis, von D. L. Talnikow, KL H. 6. 55/S. 928

Über die Fabel, von Aristoteles, „Aufbau" H. 11./12. 55/S. 1015

Aus: „Die Dialektik auf dem Theater". von Bertolt Brecht, „Aufbau" H. 11./12. 55/S. 1019

Grundlagen der Scheidung von Epik und Dramatik, von Georg Lukács, „Aufbau" H. 11./12. 55/S. 978

Shakespeare in deutscher Sprache, von Rudolf Schaller, „Theater der Zeit" H. 11. 55/S. 30

Lauwarme oder heiße Eisen?, von Harald Hauser, „Sonntag" 27. 11. 55/S. 12

Sowjetische Stimmen zur Literaturdiskussion, von Walther Victor, „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" 19. 11. 55/S. 821

Dramatik stark vernachlässigt, von Fritz Erpenbeck, ND 6. 11. 55

Bemerkungen zu Theater und Film, von Herbert Ihering, SF H. 5. 55/S. 758

Ein Filmepos unserer Nation (Zur Vollendung des DEFA-Filmwerkes über Ernst Thälmann), von Konrad Schwalbe, „Deutsche Filmkunst" H. 6. 55/S. 241

Die neuen Kapitel von Scholochows „Neuland unterm Pflug", von P. Wiktorow, KL H. 6. 55/S. 917

Don Quichottes Traurige Gestalt und Goldene Illusion, von Ernst Bloch, „Aufbau" H. 11./12. 55/S. 993

Der Streit um Hölderlins „Friedensfeier", von Friedrich Beissner, SF H. 5. 55/S. 621

Das Pathos der Bejahung und die Kraft der Verneinung, von G. Lomidse, KL H. 6. 55/S. 902

Das Wort – ein Kampfmittel, von B. Meilach, KL H. 6. 55/S. 891

Vom Ursprung der Sprache, von Gertrud Pätsch, „Aufbau" H. 11./12. 55/S. 1004

Polens großer Dichter (Rede über Adam Mickiewicz), von Stephan Hermlin, ND 30. 11. 55/S. 4

Adam Mickiewicz, von Miezyslaw Jastrun, SF H. 5. 55/S. 707

Der letzte große Vertreter des kritischen Realismus, von Georg Lukács, SF H. 5. 55/S. 665

Der Lyrik eine Bresche, von H. Ruhl, „Der Bibliothekar" H. 11. 55/S. 632

Notizen über die Literatur, von Alexander Fadejew, „Sonntag" 20. 11. 55/S. 8

Die Sowjetliteratur in der künstlerischen Entwicklung der Menschheit, von Alexander Fadejew, „Berliner Zeitung" 20. 11. 55/S. 6

Die deutsche Einheitsbewegung und die Schillerfeiern 1859, von Karl Obermann, „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" H. 5. 55/S. 705

Briefe an Schriftsteller, von Maxim Gorki, „Aufbau" H. 11./12. 55/S. 959

Zwei Reden auf internationalen Kongressen, von Bertolt Brecht, „Aufbau" H. 11./12. 55/S. 953

Abkürzungen

ND = Neues Deutschland KL = Kunst und Literatur
SF = Sinn und Form

„Neue Deutsche Literatur", Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.
Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 4380